Pflicht und Schuldigkeit.

Eine altmärkische Geschichte

von

Ludolf Parisius.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Erstes Kapitel.

Der Kommandant von Thiaucourt in Welsch-Lothringen in den blutigen Tagen des August 1870. Zwei Verwundete von Vionville.

Im nordwestlichen Winkel des Regierungsbezirks der Meurthe im Kreise Nancy, unweit der Stelle, wo der genannte französische Regierungsbezirk mit denen der Mosel und Maas zusammenstieß, liegt das freundliche Städtchen Thiaucourt. Mancher deutsche Soldat ist in den blutigen Tagen des August 1870 hindurchgezogen, zu Fuß oder hoch zu Roß, um am selbigen Tage oder wenige Tage darauf auf den nahen Schlachtfeldern sein junges Leben für das Vaterland hinzugeben. Dazumal, wo die Eisenbahn von Nancy über Toul nach Verdun noch nicht fertig war, führte in Friedenszeiten die belebte Straße von Pont-a-Mousson nach Verdun über Thiaucourt. Jetzt liegt es ganz nahe an der neuen deutschen Grenze. Und wenn, wie zu vermuthen ist, nach einigen Jahren des Friedens und der Versöhnung viele unserer Leser und Leserinnen einmal zur alten deutschen Reichsstadt und

neuen deutschen Grenzveste Metz pilgern und die Schlachtfelder von Vionville und Gravelotte besuchen werden, so sollten sie, nachdem sie auf den Gräbern lieber Anverwandte und Freunde frische Kränze niedergelegt und Thränen der Erinnerung geweint haben, nur gleich einen kleinen Abstecher nach Thiaucourt in Welsch-Lothringen machen und den Hauptschauplatz dieses und mehrerer anderer Kapitel meines Romans besichtigen, und den Thiaucourter Wein probiren, der als der beste in ganz Lothringen gerühmt wird.

Aber gleichviel, ob der Wein, der dort wächst, wirklich so gut ist, wie sein Ruf bei den Lothringern, jedenfalls liegt das Städtchen selbst inmitten der grünen Weinberge, im Thal und auf der Höhe ganz reizend. Die weißen freundlichen Häuser bilden eine einzige, ziemlich enge und lange Straße an beiden Ufern der Mad, die sich zwischen Pont-a-Mousson und Metz in die Mosel ergießt. Der untere Theil der Straße beginnt auf dem rechten Ufer in dem tiefen, von ziemlich hohen Ufern umgebenen Flußthal, welches die Mad zwischen den Bergen gerissen hat, und setzt sich dann jenseit einer hohen festen steinernen Brücke in dem steil zum Berg aufsteigenden oberen Theile fort. Die Wagen, welche vom Westen kommen, müssen oben in der Stadt tüchtige Hemmschuhe anlegen, bevor sie zur Brücke hinunterfahren. Aber weit und breit kann Niemand die Brücke von Thiaucourt vermeiden. Denn rechts und links hat sich die Mad in eine tiefe Schlucht mit hohen steilen Ufern hineingewühlt und rechts und links gibt es keine Brücken.

Die ersten Monate des furchtbaren Krieges werden die Bewohner von Thiaucourt ihr ganzes Leben hindurch nicht vergessen. Manches Regiment der stolzen französischen Rheinarmee hatte auf der vermeintlichen Lustpartie nach Berlin dies Städtchen mit klingendem Spiel durchzogen, — um bald in wilder Unordnung zurückzukehren. Und ihnen auf den Fersen folgten die grimmigen Feinde, die deutschen Regimenter, eins nach dem andern, Fußvolk, Reiterei und Kanonen, und dann diese fürchterlichen Wagenkolonnen mit ihren ewig fluchenden und wetternden Fuhrleuten.

In den Tagen des 14., 15., 16. August ging es in Thiaucourt ziemlich wüst zu. Erst am Nachmittage des 16. August, des menschenmörderischen Tages von Vionville, kam ein wenig mehr Ordnung hinein. Prinz Friedrich Karl war am Mittag von Pont-a-Mousson auf das Schlachtfeld geeilt, und hatte sich in Thiaucourt Quartier bestellt, dorthin auch seinen Stab dirigirt, soweit ihn derselbe nicht in die Schlacht begleitete. Gleichzeitig hatte er einen Etappenkommandanten eingesetzt, welchem ein paar Feldgensdarmen beigegeben wurden. Der Major a. D. von Brausewitz hatte keine Zeit, sich feierlich in sein Amt einzuführen. Denn bald nach ihm kamen die ersten Wagen mit Verwundeten an, 24er von der sechsten Buddenbrock'schen Division des dritten Armeekorps. Bald folgten Wagen mit Verwundeten anderer brandenburgischer Regimenter, namentlich auch von der fünften Division des General Stülpnagel, die mit eiserner Zähigkeit in achtstündigem Kampfe den

wiederholten Vorstößen weit überlegener Feindesmassen auf dem im ersten unwiderstehlichen Anlauf in Besitz genommenen Boden zwischen Rezonville und Vionville Stand gehalten hat. Die mit dem Stabe angerückten Johanniterkolonnen und deren Aerzte fanden eine furchtbare Arbeit. Die Verwirrung wurde in dem engen Städtchen immer entsetzlicher; die Wagen fuhren ineinander; Niemand schien zu wissen, wer zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Der Etappenkommandant quälte sich redlich ab, dies schnell begreiflich zu machen. Er hatte den gezogenen Degen in der Faust und brüllte bald hier, bald da einen Offizier oder einen Gemeinen, einen Johanniter oder einen Arzt oder einen Fuhrmann mit Löwenstimme an: Halten Sie den Mund und pariren Sie, ich bin der Etappenkommandant von Thiaucourt und habe in diesem Nest allein zu befehlen! —

Schon dunkelte es und immer neue Wagen voll Verwundeter kamen von dem blutigen Schlachtfeld an. Der Kommandant hatte sich heiser gebrüllt; neue Verbandplätze mußten beschafft werden. Major Brausewitz meinte, dafür könne der Maire oder Bürgermeister sorgen, den er kurioser Weise noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. In Begleitung eines Gensdarmen ließ er sich zu der Wohnung des Bürgermeisters führen. Das Haus lag etwas zurück von der Straße und hatte an dieser ein wohlgepflegtes Gärtchen und vor demselben einen Ziehbrunnen. Den Brunnen umstanden eine Menge Menschen. Ein wüstes Geschrei leichtverwundeter und

unverwundeter Soldaten; dazwischen angstvolles Geplapper eines Franzosen.

— Platz für den Etappenkommandanten! — brüllte der Alte. — Kinder, was ist hier los? — Jetzt sah er erst, daß ein preußischer Soldat einen jungen anständig gekleideten Mann mit derber Faust am Rockkragen festhielt.

„Wir haben einen Brunnenvergifter!“ —

„„O nein, o nein,““ schrie der Franzose und schwor mit französischen Worten heilig und theuer, daß er unschuldig sei und nicht wisse, was die Leute von ihm wollten.

— Ja, Du Himmelssakramenter, das thut auch noth, daß du unschuldig bist, denn sonst wirst du aufgehängt! —

Die Soldaten brüllten Beifall: „Hängt ihn auf, den Giftmischer!“

— Ja, Kinder, baumeln muß er, wenn's wahr ist; aber nicht ohne Urtel und Recht, das Kriegsgericht soll darüber urtheilen. —

Einige Soldaten stimmten zu. Andere waren damit nicht zufrieden; sie behaupteten, selbst gesehen zu haben, daß er etwas Weißes in den Brunnen geworfen habe. Der Kommandant ließ einen Eimer heraufziehen, füllte einen Becher und überreichte ihn dem Bürgermeister: Hier sauf! —

An allen Gliedern zitternd, trank der Bürgermeister den Becher leer. Zu einem zweiten Becher wollte er sich

anfänglich nicht verstehen. Erst einiges Degenfuchteln vermochte ihn dazu.

— Nun laßt ihn laufen, Kinder, und haltet gute Mannszucht, wie es uns Preußen geziemt. Ich habe mit dem Kerl noch weiter zu thun. —

Das war nun leichter gesagt als gethan. Abgesehen davon, daß es mit dem Französischreden des Majors Brausewitz nicht recht flecken wollte, schien der Bürgermeister gegenüber den Forderungen desselben taub zu sein, — oder hatte er durch die Schrecken des vorangegangenen Auftritts den Verstand verloren? Als der Major sein altes Mittel gebrauchte, und ihm mit der Degenklinge in allerlei anzüglichen und bedrohlichen deutschen und französischen Redensarten vor der Nase umher fuchtelte, flehte ihn der Franzose mit deutlichen Worten in den rührendsten Geberden an, ihm doch auf der Stelle eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

— Himmelsakrament, das macht mir in diesem Augenblick kein Pläsir, hat Zeit bis morgen; sollt früh genug baumeln, oben aus dem Fenster, wenn Ihr's verdient habt; ist noch sicherer, wie die Kugel, — erwiderte der Kommandant, mit verständlicher Zeichensprache sich rund um den Hals fassend und dann auf ein Fenster zeigend, — jetzt heißt es erst Platz schaffen für Verwundete! —

Aber der Bürgermeister blieb bei der Bitte um die Kugel. Da sah sich der alte Haudegen, der eigentlich ein mitleidiges Herz besaß, den bleichen Mann mit den hohlen Augen näher an und faßte ihn an den Puls:

— Menschenkind, Ihr seid wol hundsmüde, hundsmarode, — zum Umfallen? — habt keinen Schlaf gehabt, kein Bett seit ein paar Tagen und nichts im Leibe? —Nun wurde mit radebrecherischen Fragen die Bestätigung dieser Vermuthung herausgehaspelt.

— Kommt, Mann, — das seh' ich, so geht's nicht mit Euch, schlaft ein paar Stunden, dann wollen wir weiter über die Kugel sprechen! —

Der unglückliche Bürgermeister, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, wurde nun von dem Gensdarmen in's Haus geführt. — Sagen Sie seinen Leuten, Gensdarm, sie sollen ihn gleich in's Bett schaffen, —das Wurm kann vor Müdigkeit nicht stehen. Wenn er morgen durchaus todtgeschossen sein will, kann er es genießen. An die Brunnenvergiftung glauben wir nicht. —

„Zu Befehl, Herr Major."

— Und dann legen Sie ein paar ordentliche Kerls bei ihm in's Quartier, die ihn ausschlafen lassen. —

Der Etappenkommandant Major von Brausewitz kam diese Nacht gar nicht zu Bett. Bald kamen immer neue Wagen Verwundeter an; meist waren es schwerverwundete, von den Krankenträgern auf dem Schlachtfeld aufgelesene preußische Soldaten, und ihr Aechzen und Stöhnen klang jammervoll durch die milde Sommernacht. Da erblickte der Kommandant unter ihnen einen Kürassier vom siebenten Kürassierregiment.

— Was? — sind unsere Halberstädter Kürassiere

auch dabei gewesen? — fragte er den Mann, welcher auf dem Wagen fest liegen blieb.

„Ja und wie!“ — erwiderte der Verwundete, „das Regiment ist kaput, die meisten Leute todt oder gefangen.“

— Um's Himmelswillen, Kamerad, sprecht so was nicht! Wißt Ihr nichts von den einzelnen Offizieren? Was macht Lieutenant von Uchtenhagen? —

„Von meiner Kompagnie! — gefallen — sah's mit eignen Augen!“

Dem Armen wurde das Sprechen sauer, man hörte es ihm an. Während der Kommandant sich noch besann, ob er bei ihm der Trauernachricht näher nachforschen dürfe, sagte ihm ein bereits vom Wagen gestiegener Ulan, der den Arm dicht verbunden in einer Schleife trug:

„„Nach wem fragen Sie? — nach dem Lieutenant von Uchtenhagen?““ —

— Ja wohl, mein Sohn! —

„„Das ist mein Landsmann, aus Wischendorf in der Altmark! Er ist schwer verwundet und muß auf einem andern Wagen liegen. Ich habe ihn selbst unter seinem Pferd hervorziehen helfen und die Krankenträger gerufen, weil er ohnmächtig war!““

Das ging dem Alten nahe, denn Achaz Freiherr von Uchtenhagen war mit ihm verwandt und er hatte den frischen Jungen lieb. Aber für den Kommandanten von Thiaucourt war keine Zeit, nach einem einzelnen Verwundeten unter tausend zu suchen.

In der Nacht kam eine Ordonnanz, zu bestellen, Prinz Friedrich Karl werde das Quartier in Thiaucourt nicht beziehen, vielmehr auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde Marslatour=Vionville übernachten.

Als der Tag des 17. August graute, rasselte die sächsische Artillerie bereits wieder durch die Straße. Das ganze zwölfte (sächsische) Armeekorps folgte. Der Kommandant war auf der Straße und sah nach Ordnung. Am Morgen fand er den schwerverwundeten Kürassierlieutenant von Uchtenhagen; es war so, wie der Ulan vom altmärkischen Ulanenregiment gesagt hatte. Der Alte sorgte nun dafür, daß Achaz von Uchtenhagen in einem zum Lazareth eingerichteten Hause ein gutes Zimmer erhielt, in welches außer ihm nur sein leichtverwundeter Landsmann, der Ulan Hans Hansen aus Wischendorf, aufgenommen wurde.

Erst am hellen lichten Tage warf sich der Kommandant unentkleidet auf ein Sopha, ein Stündchen zu ruhen. Der ersehnte Schlaf kam indessen trotz der furchtbarsten Ermüdung nicht. Er mußte denken an die vielen Freunde und Bekannte, die der unerbittliche Tod gestern niedergemäht hatte. Das siebente Kürassierregiment, — — andere Verwundete bestätigten es, — war mindestens zur Hälfte hingerafft. — Wie traurig! — Kannte er doch jeden Offizier dieses Regiments, welches seinen Wohnort Halberstadt und das benachbarte Quedlinburg zur Friedensgarnison hatte; kannte er doch alle Wachtmeister und viele Unteroffiziere und Gemeine. Hatte er diese Männer und Jünglinge nicht erst kürzlich

in voller Kraft und blühender Gesundheit gesehen? Nun lag ein großer Theil von ihnen todt auf den Feldern um Metz, und Andere krümmten sich auf ihren Schmerzenslagern, von denen Manche gar nicht oder nur mit siechem oder verkrüppeltem Körper wieder aufstehn sollten. — — Und alles dies um den verruchten Kaiser Napoleon! Hätte er ihn in Thiaucourt gehabt, ihn hätte er ruhig lynchen lassen, ohne den Finger zu rühren. —

Sodann aber dachte er an den schwerverwundeten einzigen Stammhalter der Reichsfreiherrlichen Familie von Uchtenhagen, und an dessen Großvater, den greisen Reichsfreiherrn von Uchtenhagen zu Wischendorf in der Altmark, der den Jungen und seine einzige Schwester, die prächtigen Kinder des längstverstorbenen einzigen trefflichen Sohnes, zur Freude seines Alters hatte heranwachsen sehen. Sollte nun der kräftige, gestern kerngesund in die Schlacht gezogene Enkel noch vor dem greisen Großvater dahinsterben? —

Den Kommandanten von Thiaucourt ließen die traurigen Gedanken, welche ihm den Schlaf verscheuchten, keine Ruhe. Es duldete ihn nicht lange im Zimmer. Wieder hinaus ging es in die Verwirrung der Straße. Dort erfuhr er bald das Nähere über das Geschick des ihm genau bekannten Regiments.

Das magdeburgische Kürassierregiment Nr. 7 und das altmärkische Ulanenregiment Nr. 16 hatten jenen furchtbaren Ritt gemacht, welcher nach den amtlichen Berichten wesentlich zur Entscheidung der Schlacht von Vionville beigetragen hat und von Ferdinand Freiligrath

in seinem wundervollen Gedichte: „Die Trompete von Vionville“ so schön verherrlicht ist. Die beiden Regimenter bildeten die Brigade Bredow der fünften Kavalleriedivision des General von Rheinbaben. Am Nachmittage kam dem Brigadekommandeur von Bredow der Befehl, die Batterie und die Infanteriebataillone, welche auf einer Waldhöhe östlich von Vionville das Vordringen der preußischen Infanterie hinderten, um jeden Preis zu durchbrechen. Zunächst wurde von jedem Regiment eine Schwadron ausgelost, um seitwärts dirigirt zu werden. Mit allen andern Schwadronen ging es hinein in den Sturm. Zwei Treffen waren formirt, die Kürassiere auf dem linken Flügel den Waldessaum entlang, die Ulanen auf dem rechten Flügel hundert Schritt zurück, der kommandirende General mit dem Stabe in gleicher Höhe mit den Kürassieren. Zwischen feindlichen Schützenlinien hindurch waren die Kürassiere in die erste feindliche Batterie gesprengt, bevor mehr als zwei Geschütze derselben zum Feuern kamen. Major Graf Schmettow hieb den feindlichen Major vom Pferde, als derselbe im Begriff war, seinen Revolver auf ihn abzuschießen. Von da ging es im Jagen durch die eine Infanteriekolonne. Jetzt schlossen bereits Kürassiere und Ulanen; fort in die zweite Batterie und dann in die zweite Infanteriekolonne! Als sie bei dieser angelangt waren, fiel ihnen ein aus dem Walde entsandtes französisches Kürassierregiment in die Flanke. Jetzt ging es zurück durch die feindlichen Massen. Aber nur der kleinere Theil kam hindurch, die anderen fielen, — todt, ver-

wundet, gefangen. Von den Kürassieren hatte deren Major, Graf Schmettow, elf Züge hineingeführt, aber nur drei kehrten mit ihm zurück. An seiner Seite waren zwei Trompeter gefallen; endlich traf er den dritten und hieß ihn das Regimentssignal zum Sammeln blasen. Allein die Trompete war durchschossen; nur ein Klageton kam heraus, der Allen durch Mark und Bein ging.

Glücklicher Weise fand sich noch mancher der anfänglich Vermißten später lebend wieder ein. Von den Ulanen waren die Verluste wenig geringer; doch wurde die Verlustliste erst nach dem Kriege veröffentlicht, weil der Wachtmeister, der die Regimentspapiere führte, sie auf den Todesritt mitgenommen hatte und gefallen war.

Das also war der Kampf, welcher die beiden Wischendorfer, den künftigen Erben des Reichsfreiherrlich Uchtenhagen'schen Edelhofes und den künftigen Erben des Hansen'schen Ackerhofes zusammen in das Lazareth zu Thiaucourt in Lothringen führte. Achaz von Uchtenhagen befand sich in höchster Lebensgefahr. Er hatte einen Schuß in den Oberschenkel bekommen. Die Aerzte schwankten anfänglich, ob sie eine Amputation vornehmen sollten oder nicht. Sie unterließen sie, weil die Wahrscheinlichkeit der Genesung in beiden Fällen gleich gering war. Der Verwundete selbst hegte keine Hoffnung, sondern sah gefaßt dem Tode entgegen.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß der Kommandant von Thiaucourt, Major von Brausewitz, schon am 17. August die Angehörigen des ihm so nahestehenden

Lieutenants von Uchtenhagen von dessen Verwundung brieflich in Kenntniß setzte. In dem an die einzige Schwester desselben, Freiin Anna Katharine, genannt Anntrin von Uchtenhagen zu Wischendorf, gerichteten Briefe hatte er freilich die Hoffnung auf Genesung weit größer dargestellt, als sich streng genommen rechtfertigen ließ. Sein Grundsatz war: Wenn das Unglück kommt, muß es ertragen werden, vorher ängstigen ist Unsinn! —

In der auf die Schlacht von Vionville folgenden Woche blieb dem Kommandanten von Thiaucourt wenig Zeit übrig, sich um die Verwundeten seiner Lazarethe zu kümmern. Die Durchzüge von Truppen und den denselben nachfolgenden Munitions- und Fouragekolonnen gingen Tag und Nacht gleichmäßig fort, und nur der rastlosen eisernen Energie des Alten, der auch im Frieden wenig schlief, jetzt aber sich die Nachtruhe fast ganz abgewöhnte, war es zu danken, wenn die Ordnung einigermaßen aufrecht erhalten wurde. Schon am 17. August nahm derselbe im Hause des Bürgermeisters auf dessen besondere Bitte, Quartier. Der Bürgermeister, ein gebildeter Mann, seines Zeichens ein Notar, war, nachdem er eine Nacht ungestörten Schlafes genossen hatte, wieder gesund und sehnte sich nicht mehr nach einer Kugel vor den Kopf. Er meinte nicht mit Unrecht, am Abend des 16. August, als ihn die aufgeregte Fantasie einzelner Soldaten der Brunnenvergiftung beschuldigte, in wirklicher Lebensgefahr geschwebt zu haben und sah in dem Kommandanten seinen Lebensretter. Unter der rauhen Außenseite des

alten Majors hatte er ein mitleidiges mitfühlendes Menschenherz entdeckt. Aus Dankbarkeit und zugleich in der richtigen Erkenntniß, daß es für den Ort von Nutzen sei, wenn der Kommandant beim Bürgermeister wohne, hatte er ihn auf's Inständigste gebeten, zu ihm zu ziehen.

Der Kommandant hatte den ersten Tag in einem kleinen verlassenen Schlößchen gewohnt, welches sich als eines der ansehnlichsten Häuser des oberen Theiles der Stadt präsentirte. Das Haus des Bürgermeisters lag günstiger, im unteren Theile der Stadt auf der nach Deutschland zugekehrten Seite der verhängnißvollen Brücke. Aber von diesem Gesichtspunkt abgesehen, folgte er der Einladung schon deshalb gern, weil er ein wenig eitel darauf war, die Kopflosigkeit des Bürgermeisters richtig auf große Ermüdung durch gewaltsame Entziehung des Schlafes zurückgeführt zu haben. Im Hause desselben fand er eine hübsche freundliche junge Frau, die an den voraufgehenden Tagen, wie so viele Französinnen der ersten besetzten Ortschaften, im Versteck gesessen hatte, und ein einziges Töchterchen, die kleine Marion. Diese, ein reizendes junges Mädchen von kaum drei Jahren, betrachtete den alten graubärtigen griesen Mann mit der rothen kupfrigen Nase, den hellen wasserblauen Augen und den darüber hängenden dichten buschigen weißen Augenbrauen, wie ein prächtiges Spielzeug, gewissermaßen wie einen besonders schönen Nußknacker oder einen gutgearteten Riesen aus dem Mährchenbuche. Sie war die einzige Person in Thiaucourt,

welche den Tyrannen von vornherein für ungefährlich ansah.

Das gute Einvernehmen, welches sich bald zwischen dem Kommandanten und der Bürgermeisterfamilie bildete, gereichte der Stadt zu großem Segen. Die Reste französischer Sprachkenntniß, die in des Kommandanten Erinnerung auftauchten, stellten sich bald als ganz werthvoll heraus. Auch lernte der Alte von der kleinen Marion. Diese war, so oft er bei Tage zu Hause war, unausgesetzt bei ihm, und zeigte und erläuterte ihm alle ihre Bilder, auch die mit den infamen Prussiens. So konnten denn Kommandant und Bürgermeister in kurzer Zeit ohne Dazwischenkunft von Dolmetschern alles Nöthige mit einander besprechen.

Zufolge der ungeheuren Durchmärsche jener Tage waren die Vorräthe der Thiaucourter bis auf ein Geringes zusammengeschmolzen. Der Betrag derselben wurde durch eine förmliche Inventur Haus für Haus festgestellt und nach Abzug des für die Lazarethe Nothwendigen den Bewohnern als Kompetenz gesichert. Nicht einmal Wein, von der leichtesten Sorte abgesehen, fand sich noch in genügender Menge vor. Und der Weinbedarf der Lazarethe war groß; denn viele hundert Schwerverwundete von Vionville lagen hier, und auch von den Verwundeten der Schlacht bei Gravelotte bekam trotz des Protestes der Aerzte Thiaucourt einen Antheil.

Zur Kommandantur von Thiaucourt gehörten außer diesem Städtchen noch zwei benachbarte Dörfer. Diese erfuhren selbstverständlich bei allen Maßnahmen des

Kommandanten die gleiche Behandlung. Derselbe führte eine besonders strenge Aufsicht über das Personal, welches mit dem Heerwesen zusammenhing, ohne zu den eigentlichen Soldaten zu gehören. Den wirklichen Militärärzten erwies er hinreichenden Respekt, wenngleich es ihm nicht darauf ankam, im Eifer des Gespräches zuweilen einen Regimentsarzt oder Generalarzt „Pflasterkasten" anzureden. Aber die Johanniter und die johannitischen und nichtjohannitischen „Schlachtenbummler" mit dem rothen Kreuz auf weißer Binde hatten es bei ihm schlimm. Wessen Papiere nicht in tadellos musterhafter Beschaffenheit waren, der durfte die Brücke von Thiaucourt nimmermehr passiren, — und wenn er auch Verwendungen der höchsten und einflußreichsten Männer beibrachte.

In den Lazarethen mangelte es anfänglich an hinreichender Pflege, und waren gleich Wasser und Brot, welche auf dem Schlachtfelde von Gravelotte und St. Privat noch am 19. August fehlten, in Thiaucourt stets vorhanden, so mußten doch andere, ebenso nothwendige Gegenstände Tage lang entbehrt werden. Demnächst kamen graue Schwestern, Diakonissinnen und weltliche Krankenpflegerinnen. Der Kommandant wollte, obschon er Protestant war, von diesen anfänglich nur die grauen Schwestern respektiren. Vielleicht weil er Protestant war, hatte er zuerst gegen die Diakonissinnen ein ungünstiges Vorurtheil. Er warf der vortrefflichen Oberin bedenkliche Redensarten vom bethanischen Lazarethbrand entgegen, und ließ sich schwer davon überzeugen, daß man

aus dem Unheil, welches der pietistische Unverstand eines in Hochmuth verblendeten pfäffischen Vorstehers einer einzelnen Heilanstalt angerichtet hat, doch unmöglich einen Schluß auf die Tüchtigkeit der in solcher Anstalt ausgebildeten Krankenpflegerinnen ziehen darf. Die weltlichen freiwilligen Krankenpflegerinnen hätten niemals Gnade vor den gestrengen Augen des Kommandanten gefunden, wenn sie nicht von den Johannitern stets zurückgesetzt wären, trotzdem sie eine warme Empfehlung der seit Königgrätz weltberühmten Frau Simon von Dresden beigebracht hatten.

Das Lazareth, in welchem Achaz von Uchtenhagen lag, wurde Diakonissinnen zugetheilt und eine Schwester Martha ließ es sich auf's Sorgfältigste angelegen sein, den Liebling des alten Kommandanten gut zu pflegen. Achaz war nicht undankbar, vermochte indeß, vielleicht gerade des halbgeistlichen Kleides und der äußern Frömmigkeit wegen, kein tieferes Vertrauen zu der trefflichen Dame zu fassen.

Mit seltener uneigennütziger Treue und Hingebung verhielt sich der Ulan Hans Hansen von Wischendorf gegen seinen Landsmann. Seine Schußwunde durch den linken Arm war bald so weit geheilt, daß er die Hauptpflege des Schwerverwundeten selbst übernehmen konnte. Vor Allem aber suchte er ihm Hoffnung auf Genesung einzuflößen.

Briefe von Hause hatten sie beide auf französischem Boden noch nicht erhalten; Kürassiere und Ulanen zogen zu schnell vorwärts, wer wußte, wo jetzt ihre Regimenter

standen? Und alle Briefe gingen an das Regiment und konnten von diesem erst an das Lazareth gesandt werden, vorausgesetzt, daß bekannt war, wo der Verwundete lag. Aber daß man noch keine Briefe erhalten hatte, hinderte keineswegs, Briefe zu schreiben. Hans Hansen, der sich früher fast niemals damit abgegeben hatte, wurde hier ein höchst eifriger Briefschreiber. Jeden Tag schrieb er an seinen Vater oder an seine Schwester Lieschen. In der Regel an die letztere, da diese in Wischendorf wohnte und der Schwester des Lieutenants von Uchtenhagen regelmäßig über das Befinden desselben Mittheilungen machen konnte. Jeden Brief aber, den Hans an seine Schwester schrieb, las er erst gewissenhaft seinem kranken Landsmann vor, damit dieser seine besondere Bestellung beifügen konnte.

Der Kommandant von Thiaucourt kam täglich mindestens zweimal in das Lazareth zu seinem jungen Verwandten; und wenn es seine Zeit und das Befinden des Kranken irgend erlaubten, setzte er sich auf längere Zeit neben dessen Schmerzenslager, bald um ihm durch Erzählungen viel schlimmerer und doch geheilter Verwundungen Lebensmuth einzuflößen, bald um ihn durch die eingegangenen, oft unzuverlässigen Nachrichten über weitere Siege unserer deutschen Heere zu erfreuen. Die Gewißheit, daß die furchtbaren Opfer an Menschenleben, welche die Schlacht von Vionville gekostet hatte, nicht vergeblich gebracht seien, sondern daß es den deutschen Heerführern gelungen sei, durch den fast ebenso blutigen Sieg von Gravelotte das große Heer des Marschalls

Bazaine zwischen den Forts von Metz einzusperren, war freilich Balsam auf den Wunden aller noch lebenden Opfer dieser blutigen Tage.

Zuweilen brachte der Kommandant zu seinem kranken jungen Freunde die kleine Marion mit, des Bürgermeisters Töchterlein. Mit dem Kinde zu plaudern, bereitete jenem, der fertig französisch sprach, ein eigenthümliches Vergnügen. Der Lazaretharzt war in der Zulassung von Besuch gerade zu diesem Schwerverwundeten sehr freigebig, weil seiner Meinung nach vor Allem die hoffnungslose, ergebene Stimmung desselben als ein Haupthinderniß der Genesung beseitigt werden mußte.

Die rechte Hand des Kommandanten von Thiaucourt ward bald der Feldgensdarm Greïff, ein muthiger und entschlossener Mann, der, gleich seinem Vorgesetzten, bei Tag und bei Nacht auf dem Posten, niemals etwas ungerügt durchgehen ließ, sich binnen kurzer Frist dessen haarsträubende Flüche sammt und sonders angeeignet hatte und nur selten, wie zur Abwechslung, die eigenen Flüche des langen Unteroffizierslebens hineinmengte. Diese Praxis war eine wohlüberlegte. „Sehen Sie“, pflegte er vertraulich zu seinem Kollegen zu sagen, „wenn der Herr Major sein heiliges Kreuzschockdonnerwetter einem französischen Windbeutel dreihundertdreiunddreißigtausendmal durch seine Kaldaunen durchgesendet, und ihm dabei mit dem Degen vor der Nase umhergefuchtelt haben, und der französische Windbeutel kriegt es ein andermal mit mir zu thun, so versteht er das heilige

Kreuzschockdonnerwetter so genau, daß ich die Fuchtelei gar nicht nöthig habe; denn dieses schickt sich nicht für mich. Nein! die Nation ist nicht dumm, vornehmlich lange nicht so dumm, wie sie aussieht, wenn sie Abends die weiße Zipfelmütze auf den Kopf gesetzt hat; welches bei uns in Deutschland als ein Zeichen von Däsigkeit oder von Bäckerprofession gilt, hier aber selbst die Doktors und Advokaten, und ich glaube gar, die gnädigsten Herrn Landräthe thun, ich meine, weil sie immer Angst haben, sich den Kopf zu verkälten und dann den Koller zu kriegen!"

Auch der Feldgensdarm Greiff unterhielt eifrigen Verkehr mit jener Krankenstube des Lazareths. Den Ulan Hans Hansen von Wischendorf hatte er seit dem lustigen Abschiedsabende im Krug zu Siebenmorsleben ganz besonders in sein Herz geschlossen.

Zweites Kapitel.

Wie der Kommandant von Thiaucourt am 25. August 1870 den kronprinzlich sächsischen Weinkeller für die Lazarethe zehntet. Der verdächtige Marketender. Das unbefugte Requisitionskommando. Erbswurst Heise und Johanniter Baron Jarchow, — ein alter Bekannter des Feldgensdarm Greiff.

Einer der ereignißreichsten Tage für den Kommandanten von Thiaucourt war der 25. August 1870. Noch heute erzählt der alte Herr davon mit Vorliebe.

Am Morgen passirten sächsische Wagenkolonnen die Stadt. Man meldete dem Kommandanten, auf einem der Wagen befänden sich große Weinvorräthe. In den Lazarethen hatte man bereits seit mehreren Tagen nach schwerem stärkenden Wein verlangt. Der Kommandant war daher schnell zur Stelle, den Inhalt des Wagens zu untersuchen. Einige Fässer mit Rheinwein und mehrere hundert Flaschen, mit den besten Rheingauer und Pfälzer Marken versehen, fanden sich vor. Der Offizier, welcher die Kolonne führte, war gerade nicht zugegen. Ein Unteroffizier hatte gegen die Untersuchung mit sächsischer Höflichkeit einen bescheidentlichen Protest erhoben, allein

es war ihm mit den grimmigsten Flüchen das Maul verboten. Als hierauf der Kommandant von Thiaucourt erklärte, von dem Weine einen erheblichen Theil für die Lazarethe in Beschlag nehmen zu müssen, gab der sächsische Unteroffizier seine Entrüstung über dieses Vorhaben durch den Ausspruch kund: Ei Herr Jeeses, Herr Major, das geht nicht; der Wein ist ja für Königl. Hoheit unsern Kronprinzen bestimmt! —

Die Thatsache war richtig. Unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen war unmittelbar nach den Schlachten um Metz die vierte Armee aus dem preußischen Gardekorps, dem vierten Armeekorps (Provinz Sachsen), dem zwölften (königlich sächsischen) Armeekorps und den fünften und sechsten Kavallerie-Divisionen gebildet worden. Das rasche Vorrücken dieser Armee trug die Schuld, daß es dem Kronprinzen von Sachsen nicht möglich gewesen war, einen hinreichenden Weinkeller mitzunehmen. Aber was kümmerten den Kommandanten von Thiaucourt diese Besitzverhältnisse? Im Gegentheil, er freute sich herzlich, dem hohen Herrn einen Possen spielen zu können. Theilte er doch mit vielen preußischen Offizieren eine aus dem Kriege von 1866 herübergenommene Abneigung gegen diesen Heerführer; meinte er doch, die Heerführung werde gewinnen, sobald sie weniger hochgeborenen Händen anvertraut sei, — eine Annahme, welche sich im Verlauf des Krieges nach dem Urtel der Sachverständigen in Betreff des sächsischen Thronfolgers nicht bestätigt hat.

Der Kommandant gab den Befehl, ein Fäßchen und

funfzig Flaschen alter Rheinweine für die Lazarethe von Thiaucourt abzuladen. Da riß die Geduld des seinem Herrscherhause treu ergebenen sächsischen Unteroffiziers. Er machte Miene, sich zu widersetzen.

Leider hatte dies für ihn selbst einen beklagenswerthen Erfolg. Die Grundsätze, welche Major von Brausewitz darüber hegte, wie ein Offizier die Disziplin aufrecht zu erhalten und allen Widersetzlichkeiten zu begegnen habe, gestatteten ihm nichts weiter, als vom Leder zu ziehen und dem Unteroffizier eine Quart in das Gesicht zu zeichnen. Für den Armen einen Augenblick zu spät, kam gleich darauf der die Kolonne kommandirende Offizier zur Stelle. Das Unglück war geschehen, und alles Parlamentiren über den Wein half nichts mehr. Der Kommandant blieb dabei: es thäte ihm leid, wenn Königl. Hoheit mit einem schlechteren Trunk vorlieb nehmen müßten, — die Verwundeten in den Lazarethen hätten vor den Gesunden den Vorrang. „Und wenn der Wein Seiner Majestät dem König Wilhelm gehörte, — über die Brücke von Thiaucourt ließe ich ihn nicht passiren, ohne ihn für die Lazarethe gezehntet zu haben.“

Der Wein wurde abgeladen und der Offizier bekam darüber eine Quittung. Er erbat sich eine Bescheinigung über seinen vergeblichen Protest und über die Verwundung des Unteroffiziers. Aber der alte Major entgegnete ihm:

„Was? — hat der dumme Kerl nicht schon Quittung genug im Gesichte? So schreibt der Kommandant von

Thiaucourt, wenn man sich ihm auf seiner Etappe widersetzt. Andere Bescheinigung giebt es nicht, — hätte sonst viel zu thun, Herr Kamerad! Und nun vorwärts mit den Wagen über die Brücke! — und hinaus aus Thiaucourt. Wir können hier in der sackerlotschen engen Straße keine Verstopfung leiden!"

Ob der Wein wirklich nur von Verwundeten getrunken ist, können wir nicht verbürgen. Der Kommandant macht noch heute ein entzücktes Gesicht, wenn er von den Weinchen des Kronprinzen von Sachsen spricht. Man raunt sich zu, anderthalb Dutzend Flaschen wären in einen besonders schönen Keller der Kommandantur oder Bürgermeisterei gewandert und hätten den Kommandanten in den Stand gesetzt, seiner Pflicht nachzukommen und bei jeder neuen Siegesmeldung das Wohl Sr. Majestät des Königs von Preußen im edelsten deutschen Rebensafte zu trinken.

An demselben Tage machte der Kommandant einen andern Fang. Schon am Morgen war ihm gemeldet, ein in voriger Nacht in dem obersten Stadttheil mit Wagen und Pferden angelangter Marketender habe in der Frühstunde oberhalb und unterhalb Thiaucourt nach einer Furth durch die Mad gesucht, anscheinend um einen Jungen mit ein paar schönen Pferden auf das andere Ufer zu senden. Wie bereits erwähnt, sind die Ufer der Mad an beiden Seiten so steil, ist das Flußbett so tief und der Fluß so reißend, daß meilenweit Niemand ohne Lebensgefahr eine andere Passage als über die Thiaucourter Brücke versuchen könnte. Auch der Marketender

hatte den Versuch aufgegeben und kam nun um Mittag über die durch ihren gestrengen Wächter schnell bekannt gewordene Brücke gefahren.

Der mit Wachstuch überzogene Marketenderwagen war von oben bis unten mit scherzhaften Ankündigungen eß- und trinkbarer Gegenstände bemalt. Zwei ziemlich gute Zugpferde wurden von einem dreizehnjährigen in bunte französische Uniformstücke gekleideten Jungen dirigirt. Hinten am Wagen waren zwei andere Pferde angebunden, welche von Kopf bis zu den Füßen in Reitdecken gehüllt waren, so daß nur die Ohrenspitzen und die zierlichen Füße herausschauten.

Der Marketender selbst hatte eine abgeschabte Sammet-Pikesche an und eine alte preußische Landwehrmütze schief auf den Kopf gesetzt. Der Kerl hatte ein listiges, fast verschmitztes Aussehen; recht behaglich und mit seelenvergnügtem Gesicht lag er vorn auf dem Sack und pfiff sich ein lustiges Stück. Und er pfiff es prächtig, ja künstlerisch schön; — da hatte er die Brücke passirt und wurde am diesseitigen Ufer angehalten.

Wagen und Pferde wurden vor den Kommandanten geführt, der diesmal mitten auf der Straße unweit der Brücke vor des Bürgermeisters Hause saß, als ob er von der Sache nichts vorher erfahren hätte.

Der Marketender hatte gute Papiere bei sich: ein Regimentskommandeur, Johanniter und Etappenkommandanten lobten den Mann, der jetzt ausfuhr, frische Waare heranzuholen. Allein von den bekleideten Pferden hinter dem Wagen stand nichts in den Papieren.

„Was sind das für Gäule hinten am Wagen?“ fragte der Kommandant von Thiaucourt, nachdem er die Papiere sorgfältig durchgesehen hatte.

„„Die beiden Pferde gehören dem Baron von Jarchow. Ich soll sie nach Remilly führen, und von da sollen sie mit der Bahn verschickt werden.““

„Baron Jarchow? wer und wo ist Baron Jarchow?“

„„Baron Jarchow ist ein Offizier, ein Johanniter im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl!““

„Und der hat Euch die Pferde anvertraut? — Das soll ich glauben? — Dummheiten!“

„„Zu Befehl, gnädiger Herr!““ erwiderte der Marketender etwas kleinlauter als bisher. Dazu holte er die dicke Brieftasche wieder hervor, aus welcher er schon die Scheine genommen hatte und nahm einen Zettel heraus, in welchem ein Baron Jarchow bezeugte, daß er dem Marketender zwei Pferde zum Rücktransport nach Deutschland anvertraut habe. Das Papier war untersiegelt, wie es schien mit einem Siegelring; das Siegel trug ein feines Wappen, welches dem Major von Brausewitz, der sich freilich nie auf Wappenkunde gelegt hatte, gänzlich unbekannt war.

Der Kommandant durchblickte dies Papier nur flüchtig. Dann ließ er die beiden Pferde hinter dem Wagen entkleiden. Es waren zwei prachtvolle edle Reitpferde; kein Tadel war an ihnen zu entdecken, — aber es waren Franzosenpferde.

Der Major betrachtete die Thiere mit den wohlgefälligen Augen eines Kenners. Dann wandte er sich an

den Marketender: „Verfluchter Hallunke, wo hast Du die Pferde gestohlen?“ —

Der Marketender erschrak, aber er schwur hoch und theuer, daß er unschuldig sei und nur Wahrheit berichtet habe.

Indem kam athemlos ein junger französischer Bursche angerannt und übergab dem Kommandanten einen Brief. Der Brief war von dem Gemeindevorsteher eines benachbarten Dorfes geschrieben und enthielt eine seltsame Nachricht: In diesem zum Kommandanturbezirke von Thiaucourt gehörenden Dorfe sei ein Requisitionskommando eingetroffen und requirire nicht blos Lebensmittel, sondern untersuche auch Geldspinden. Der Kommandant gerieth über diese Nachricht in großen Zorn. Was mochte das für Pack sein, welches dergleichen hinterrücks vornahm. Ein gutes Gewissen hatten die Leute nicht, denn sonst würden sie ihn, den Kommandanten, nicht übergehen, ohne dessen Genehmigung nichts im Bezirk vorgenommen werden durfte. Der Briefschreiber war ihm als ein ordentlicher, verständiger Mann bekannt; seinem Gewerbe nach war er Arzt.

Hier war schnelles Einschreiten nöthig. Der Kommandant schwankte einen Augenblick, ob er den Marketender inzwischen laufen lassen sollte oder nicht. Wegen der beiden Pferde war der Entschluß leicht. Eingedenk der Vorschrift, daß alle erbeuteten Pferde in das Pferdedepot abzuliefern seien, erklärte er dem Marketender, die Pferde konfisziren zu müssen.

„„Aber Herr Major, was soll ich denn dem Baron Jarchow sagen?““ —

„Dummes Zeug! Bleibe mir mit solcher Sorte Baron vom Leibe, der französische Gäule nach Hause schickt. Aber Du sollst deine Quittung über die Schindmähren bekommen!“

Unterdessen hatte der Junge mit dem Wagen dicht an der Straße gehalten. Der Marketender sah mit einem flüchtigen Blick nach dem Wagen: „„Und ich kann doch weiter reisen, gnädigster Herr Major?““

Der Kommandant war im Begriff, seine Einwilligung zu geben, — da bemerkte er mit seinen scharfen Augen, wie über das Gesicht des Marketenders ein eigenthümliches, fast schadenfrohes Lächeln glitt, welches er unwillkürlich dahin deutete: Wie dumm seid Ihr, mich laufen zu lassen! — Nur eine Sekunde war dies Lächeln zu bemerken; vielleicht kam es auch nur in der Einbildung des Kommandanten vor. Der aber behielt sein Jawort zurück und sagte langsam und bedächtig:

„Halt, Freundchen, so weit seid Ihr noch lange nicht. Bezähmt Eure Ungeduld! Wer die Brücke von Thiaucourt umgehen will und nach einer Fuhrt sucht, hat keine Eile. Ich muß erst ausreiten; länger wie ein Stündchen wirds nicht dauern. Inzwischen läßt sich ja näher feststellen, ob Ihr noch außer den Gäulen verdächtige Waare bei Euch führt!“

Der Marketender ward der Aufsicht der Polizeiwache übergeben. Der Kommandant ertheilte Auftrag, den Wagen und die beiden Personen auf das Sorgfältigste

zu durchsuchen. Er selbst aber ritt mit einem Gensdarmen zum nächsten Dorfe.

Dicht vor Thiaucourt begegnete ihnen der Feldgensdarm Greiff, der von einem Ritt zur Inspektion der Verkehrsstraßen zurückkehrte. Der Kommandant hieß ihn wenden und mitreiten, und kam demnach zum Nachbardorfe mit zwei Gensdarmen.

Sie gelangten noch eben zu rechter Zeit an. Drei mit allen möglichen Dingen, namentlich mit Brod, Wein, Geflügel und Heu vollgepackte Wagen waren in Abfahrt begriffen. Das halbe Dorf war auf der Straße, — Männer, Weiber, Kinder, waren um die Wagen versammelt und schienen mehr Lust als Muth zu haben, die Abfahrt zu hindern. Die Wagen waren Kolonnenwagen des dritten preußischen Armeekorps.

Gerade wie der Kommandant ankam, rollte der erste Wagen ab. Der Führer des Requisitionskommando's hatte sich Platz geschafft.

„Halt! Halt!" brüllte der Kommandant von Thiaucourt, und er und der Gensdarm Greiff jagten mit verhängten Zügeln hinter dem abfahrenden Wagen her, während der zweite Gensdarm die andern beiden Wagen an der Abfahrt hinderte.

Die beiden Reiter holten den ersten Wagen bald ein. Er hielt. Vorn saß ein niederer Intendanturbeamter und ein Johanniter. Letzterer hatte einen Revolver in der Hand; vermuthlich hatte er sich durch denselben die freie Abfahrt verschafft.

Der Kommandant war auf der einen Seite, der Gensdarm auf der andern Seite des Wagens.

Ersterer fluchte: „Halt! Halt! Zur Kreuzschock-schwerenoth, — was ist hier los? was habe ich hier für eine Marodeurbande, die sich in preußische Uniformen gesteckt hat?“ —

Der Intendanturbeamte, welcher auf der Seite des Kommandanten saß, rief in ärgerlichem und keineswegs kleinmüthigem Tone: — Keine Marodeurs! — Befehl der Feldintendantur des dritten Armeekorps! —

Diese Antwort schien den alten Kommandanten höchlich zu vergnügen. Er ahmte die etwas krähende Stimme des jungen Mannes nach:

„Was, wirklich? — echte Erbswurst, keine nachgemachte? — Runter mit der Erbswurst vom Wagen! — auf der Stelle, oder es geht Euch schlecht, so wahr ich Major von Brausewitz heiße und Kommandant von Thiaucourt bin.“

Der junge Mann machte erschrocken Anstalt, herabzusteigen, aber er warf dazu doch mit kleinlautem Ton ein: — Erbswurst? — Erbswurst? — was soll das bedeuten, Herr Major? —

„Ja, Erbswurst! — Wird's bald? — Stellt Euch nicht so dumm; oder verlangt Ihr, daß ich Euch mit Eurem alten Spitznamen Mehlwurm betitele? — Ist alles Wurst: Mehlwurm oder Erbswurst oder Intendantur. Schnell, runter vom Wagen, oder es geht Euch schlecht!“ —

Der Intendanturbeamte, es mochte eine Art In-

tendantur-Sekretariats-Assistent sein, war endlich unten.

„Und was haben wir denn da noch für einen Schlachtenbummler eingefangen! Auch runter mit ihm!“ rief nun der alte Major dem Johanniter zu.

Dieser sprang schnell vom Wagen, verbeugte sich vor dem Major und sagte ruhig und fest: Habe die Ehre, Herr Major, mich Ihnen vorzustellen, bin Baron Jarchow, früher Offizier gewesen. Ich bitte Sie, Herr Major, — wenn hier, wie es den Anschein hat, irgend ein Versehen passirt sein sollte, die Sache zur Aufklärung zu bringen. Gestatten Sie mir vielleicht zwei Worte? —

„Meinethalben!“ brummte der Alte, zwar unfreundlich, aber doch gelassener.

— Hier der Herr Intendantur-Assistent Heise, — fuhr der Baron mit derselben Ruhe fort — hat von der Feldintendantur des dritten Armeekorps den Requisitions-Auftrag erhalten. Sie wissen, bei derartigen Aufträgen kommt es instruktionsmäßig nicht auf Dienstrang und Dienstalter an. Mit Wissen der Intendantur habe ich mich der Expedition angeschlossen, um zu sehen, ob für unsere Lazarethe nicht alte schwere Weine zu finden sind. Ich muß nun gestehen, mir ist nicht bekannt, was Herr Heise versehn hat? —

„Versehn? — versehn? — na ich dächte! Niederschießen könnte ich die Erbswurst, ohne alle Gnade. Dies Dorf gehört zum Kommandanturbezirk Thiaucourt und da kann ich allein nur requiriren und keine Erbswurst oder Obererbswurst und keine Feld-, Korps- und Divi-

sions-Intendantur hat hier ein Recht, auch nur soviel, wie das Schwarze unter meinem Daumennagel fortzutragen. Und es ist eine Schande, wenn hier preußische Beamte marodiren kommen, — denn das ist marodiren! Was sollen die Leute davon denken! habe ich mich nicht acht Tage lang gequält, ihnen klar zu machen, daß sie alle ihre Vorräthe hier lassen sollen, daß ich allein darüber zu befehlen habe und keine Menschenseele werde verhungern lassen; — und da fällt so eine erbärmliche Erbswurst mit Wagen und Pferden hier ein und will mich Anton von Brausewitz Lügen strafen! — — Umgedreht mit den Wagen und abladen! — Die weitere Untersuchung folgt. Sie sind Beide meine Arrestanten und alle Ihre Leute dazu!"

Die „Erbswurst" knickte vor dieser Darstellung jammervoll zusammen. Der arme Kerl mochte auf sein „selbstständiges" Kommando nicht wenig stolz gewesen sein, und nun ging es ihm so! — Der Baron Jarchow machte ein vornehmes Gesicht, als behalte er sich vor, den alten Major zu fordern, sobald er aus dieser hundsvöttischen Lage sei. Unterdessen war der Gensdarm Greiff vom Pferde gestiegen und hinter die beiden „Arrestanten" getreten. Der Baron Jarchow hatte in Gedanken den Revolver von vorhin in der rechten Hand behalten. Greiff faßte ihn mit schnellem Griff an das rechte Handgelenk und sagte: „„Dieses geht nicht, Herr von Lindstedt, Herr Baron von Jarchow wollte ich sagen, — Arrestanten mit Revolvers zwischen den Fingern sind bei uns Preußen nicht Mode!""

Baron Jarchow hatte den Mann ohne Zweifel schon vorher erkannt. Denn kein Zeichen der Ueberraschung war ihm anzumerken. Ganz vergnügt rief er: Ach Herr Gensdarm Greiff! — jetzt erkenne ich Sie erst. Sie haben Recht; aber Sie konnten das gemüthlicher machen, Sie haben einen eisernen Handgriff am Leibe. Thun Sie Ihre Schuldigkeit und nehmen Sie den Revolver hin. Der Herr Major wird ihn mir schon wiedergeben. Aber, wie merkwürdig, hier in Frankreich alte Bekannte aus der Altmark zu treffen! —

Der zweite Gensdarm hatte sich inzwischen mit den Trainsoldaten bei den andern zwei Wagen schneller verständigt. Diese Soldaten schienen dem Herrn Intendantur-Sekretariats-Assistenten Heise sein Malheur von Herzen zu gönnen, auch der Johanniter schien sich keiner Zuneigung bei ihnen zu erfreuen.

Der Major verhandelte nun mit dem Ortsvorsteher und erfuhr hier bedenkliche Dinge. Die Requisitionen wurden ausgeführt, obschon der Ortsvorsteher wiederholt und auf das Feierlichste protestirt und sich darauf berufen hatte, daß das Dorf zum Kommandanturbezirk Thiaucourt gehöre. Die Herren Heise und Baron Jarchow hatten darüber gelacht. Man hatte sodann nicht blos in gewaltsamer schonungsloser Weise alles durchsucht, sondern auch, wie glaubhafte Leute steif und fest behaupteten, an zwei Stellen Geld weggenommen. An beiden Stellen waren nur die Herren Heise und Baron Jarchow zugegen gewesen. Der Ortsvorsteher bat mit bewegten Worten um Gerechtigkeit. Das ganze

Dorf habe seiner Versicherung, der Kommandant von Thiaucourt werde Leben und Eigenthum schützen, unbedingt Glauben geschenkt. Und nun? —

Der Kommandant war keinen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei. Er ließ sofort alle drei Wagen abladen. Herr Heise begann zaghaft und kleinlaut in fast weinerlichem Tone dagegen zu remonstriren und zu protestiren, und sich auf die Feldintendantur des dritten Armeekorps zu berufen. Dem Kommandanten schien es Vergnügen zu machen, ihn ruhig anzuhören. Dann sagte er: „Seid Ihr fertig?"

— Ja, aber — stammelte verlegen der Unglückliche.

Da fuhr ihn der Kommandant an: „Maul gehalten, Erbswurst, warum macht Ihr solche verfluchte Dummheiten!" —

Baron Jarchow sah unterdessen dem Abladen der Wagen gleichgültig zu, als ginge ihn die Sache nichts an. Als der Kommandant die Wagen zu besteigen befahl, trat er an ihn heran und sagte ruhig: — Verzeihen Sie, Herr Major, wenn ich Sie auf etwas aufmerksam mache. Nachdem ich erfahren habe, daß die Intendantur kein Recht hat, ohne Ihre Erlaubniß im Kommandanturbezirke von Thiaucourt Requisitionen vorzunehmen, finde ich, daß gegen Ihre Anordnungen sich nichts wird erinnern lassen. Ich vermuthe, daß Sie uns nun in Thiaucourt voruntersuchungsweise über das Geschehene vernehmen und dann zur kriegsgerichtlichen Verurthei-

lung in's Hauptquartier senden wollen. Nicht wahr, so ist's? —

„Ja, so ist's!" antwortete der Major Brausewitz.

— Gut, da möchte ich Sie nur befragen, ob Sie nicht zur Abkürzung der Sache gleich hier uns dem Ortsvorsteher und anderen Anklägern gegenüberstellen wollen, damit wir im Stande sind, etwaige Irrthümer in der Erzählung dieser Herren sofort zu berichtigen. —

Der Kommandant von Thiaucourt schwankte, was er antworten sollte. Die ruhige Haltung des Baron Jarchow verfehlte nicht, auf ihn Eindruck zu machen. Andererseits dachte er an die französischen Pferde, welche der in Thiaucourt zurückgehaltene Marketender gerade von demselben Baron Jarchow erhalten haben wollte. Der Arzt, welcher hier im Orte das Ehrenamt des Gemeindevorstehers bekleidete, verdiente in betreff der eigenen Erlebnisse unbedingten Glauben. Allein wenn derselbe berichtete, mehrere Leute vermißten Geldbeträge, so war dies möglicher, ja wahrscheinlicher Weise ein leeres Geschwätz und nicht geeignet, Zeugenvernehmungen zu veranlassen. Diese Gründe bewogen den Kommandanten, dem Baron zu antworten, es bedürfe keiner Zeugnisse über die hiesigen Vorkommnisse.

Es ging nunmehr schnell nach Thiaucourt zurück. Hier hatte man unterdessen den Marketender und seinen Wagen genau durchsucht. Auf dem Wagen fand sich, außer einer Menge feiner, jedenfalls französischen Haushaltungen entstammender Wäsche nichts Verdäch-

tiges vor. Aber in dem einen Stiefel des Marketenders stak, gleich einem Strumpfbande um das Bein befestigt, eine Schnur voll kostbarer Ringe. Auch als den Besitzer dieser Ringe hatte der Marketender den Johanniterritter Baron Jarchow angegeben.

Drittes Kapitel.

Feldgensdarm Greiff findet in dem Marketender einen zweiten Altmärkischen Bekannten. — Wer ist schuldig? — Handelsmann Schiele wird vom Johanniter Kunibert von Brederlow niedergeschossen. Seine Lebensgeschichte.

Mit dem Kommandanten war der Gensdarm Greiff nach Thiaucourt zurückgekehrt. Er fand zu seiner Ueberraschung in dem Marketender wiederum einen alten Bekannten aus der Altmark: es war der Handelsmann Schiele aus Wischendorf. Schiele erschrak gewaltig, als er gleichzeitig den Gensdarmen Greiff und den Baron Jarchow erblickte. Der Letztere verleugnete die Bekanntschaft mit dem Marketender keinen Augenblick; aber dessen Behauptung, Pferde und Ringe von ihm erhalten zu haben, erklärte er für erlogen; die über die Pferde beigebrachte Bescheinigung sei nicht von ihm geschrieben, sondern gefälscht.

Jetzt wurde die Sache schwieriger. Der Kommandant von Thiaucourt hatte durch den verwundeten Lieutenant Achaz von Uchtenhagen zwar etwas von dem merk-

würdigen Gast seines Großvaters, des Reichsfreiherrn von Uchtenhagen auf Wischendorf, von dem Herrn von Lindstedt oder Baron Jarchow vernommen, namentlich daß derselbe nach den über seine Vergangenheit angestellten Ermittelungen ein Schwindler sein werde, und daß er unmittelbar vor dem Kriege auf gute Manier entfernt sei, gerade als der kranke Reichsfreiherr eine Generalvollmacht auf ihn ausgestellt hatte. Allein er besaß nicht die geringste Lust, sich in diese Geschichte aus der Friedenszeit einzumischen. Es schien ihm auch überflüssig, darüber noch bei Achaz von Uchtenhagen oder Hans Hansen neue Erkundigungen einzuziehen. Keinesfalls war von denselben mehr als vom Gensdarmen Greiff zu erfahren. Dieser mußte ihm erzählen, was er über Schiele und Baron Jarchow wußte. Greiff hatte in dem Letzteren eine Zeit lang das Muster eines noblen adeligen Kavaliers erblickt. Vielleicht wirkte diese Erinnerung noch nach. Denn sein Bericht über die Vergangenheit desselben fiel im Ganzen zu seinen Gunsten aus. Gensdarm Greiff hielt es immerhin für möglich, daß die Gerüchte, welche den abenteuerlichen Baron Jarchow für einen Schwindler ausgaben, der Wahrheit ermangelten.

Major Brausewitz gestand sich ein, daß auch ihm das äußere Benehmen des Baron Jarchow durchaus edelmännisch erschien. Zum ersten Male seit Antritt seiner Kommandantur war er unschlüssig. Er befahl den Intendantur-Sekretariats-Assistenten Heise, die „Erbswurst“, zum Verhör. Heise wiederholte, Baron Jarchow sei ein im Hauptquartier hochangesehener Johanniter.

Nun mußte Marketender Schiele zum Einzelverhör erscheinen. Schiele war ganz zerknirscht. Die Gefahr seiner Lage mochte ihm klar geworden sein.

„Verfluchter Spitzbube," fuhr ihn der Major an, „willst Du gleich gestehen, wo Du die Pferde gestohlen hast!"

„„Ach gnädigster Herr Major, und wenn der Galgen daneben stünde, ich kann nicht anders sagen, als ich gesagt habe — ich habe sie vom Baron Jarchow.""

„Und die Ringe auch, Du Schlachtfeldhyäne?"

„„Die Ringe auch.""

„Dem Galgen entrinnst Du sicher nicht; das Kriegsgericht macht keine Umstände mit solchen Hallunken! Es ist Pech für Dich, daß uns gerade der Baron Jarchow in den Weg läuft und Dich Lügen straft. Zum letzten Male rathe ich Dir: Gestehe die Wahrheit, sonst lasse ich Dich krummgeschlossen ins Hauptquartier transportiren."

„„Haben Sie Mitleid, gnädigster Herr, — der falsche Baron Jarchow ist das Unglück meines Lebens.""

„Der *falsche* Baron? was soll das bedeuten? ist Lindstedt der richtige Name?"

„„Ach nein, auch das nicht. Ich habe dem Manne einst hoch und heilig versprochen, seinen wahren Namen niemals zu verrathen, — und er schwor mir dagegen, mir in jeder Fährlichkeit beizustehn. Er will mich jetzt in den Tod liefern; ich bin meines Wortes ledig. So wahr ich ein armer Sünder bin — ich spreche die Wahrheit: sein Name ist Kunibert von Brederlow und von ihm habe ich die Pferde und die Ringe!""

„Gut, Mann, wenn Ihr dabei bleibt, mögt Ihr's verantworten. Das Kriegsgericht wird die Wahrheit ermitteln."

„„Und den Baron Jarchow wollen Sie laufen lassen?""

„Ich? — Gott bewahre! Der muß auch mit ins Hauptquartier und die Erbswurst, mit der er fouragiren ging, auch."

„„Also Sie lassen ihn nicht laufen? — Ich danke Ihnen, Herr Major, — o dann ist es gut! Dann wird die Wahrheit an den Tag kommen.""

Der Kommandant war in seiner Ansicht wiederum erschüttert. Was half weiteres Forschen? — das Kriegsgericht mochte es klar legen. Er schrieb eine Anzeige über die Vorgänge, so kurz als möglich, und sandte die Intendantur-Kolonnenwagen und den Marketenderwagen und eins der beiden französischen Pferde, das andere behielt er für sich zurück, in Begleitung zweier Feldgensdarmen in das Hauptquartier. Baron Jarchow, Erbswurst, Heise und Marketender Schiele saßen mit einem zu ihrer Bewachung beigegebenen Trainsoldaten, auf einem der Wagen. Die Gensdarmen ritten zur Seite, das französische Pferd war an einem andern Wagen befestigt.

Wie freute sich der Kommandant von Thiaucourt, daß er die Gesellschaft los war. Jetzt konnte er mit Behagen daran denken, was die ganze „Erbswurstklerisei", die Intendantur, für Augen machen würde, wenn ihr Herr Heise mit seinen leeren Kolonnenwagen als Arrestant bei ihnen einträfe. Und dann der Aerger der Johanniter!

— War der Baron Jarchow ein echter Baron und Johanniter, — wie würden sie über den groben Kommandanten, der ihn verhaftete, schimpfen; und war er ein Schwindler und Spitzbube, wie würden sie sich ärgern, daß sie ihn unter sich aufgenommen hatten und daß erst der grobe Kommandant den Trug zu enthüllen verstand.

Allein die Freude dauerte nicht lange; die Aufregung des Tages sollte noch nicht zu Ende sein. Kaum 1½ Stunden nach der Abfahrt kam der eine der beiden begleitenden Gensdarmen mit dem Marketenderwagen zurück. Der Wagen fuhr ganz langsam. Auf demselben lag der Marketender Schiele, durch einen Schuß in den Unterleib tödtlich verwundet.

Der Gensdarm rapportirte etwas konfus, da er selbst nur einen Theil des Vorfalles mit eigenen Augen gesehen hatte. Baron Jarchow oder Kunibert von Brederlow hatte aus Furcht vor Verrath den Marketender niedergeschossen und sich dann auf das Franzosenpferd geschwungen und war auf demselben entkommen. Ein paar Kugeln waren ihm nachgesendet, die eine schien ihm den Arm gestreift zu haben.

Da das nächste Lazareth noch viel weiter entfernt war, brachten sie den zu Tode getroffenen Marketender nach Thiaucourt zurück. Derselbe kam in das Lazareth, in welchem sich sein alter Freund Hans Hansen und der Lieutenant Achaz von Uchtenhagen befanden. Hans Hansen, welcher von den Vorgängen dieses Tages nichts erfahren hatte, war nicht wenig über dies Wiedersehn er-

schrocken. Hatte er doch nicht einmal gewußt, daß Schiele als Marketender nach Frankreich gezogen war.

Schiele wurde das Sterben nicht leicht. Freilich hinterließ er keine Frau und keine Kinder, überhaupt keine näheren Angehörigen. Aber er hing doch am Leben, auch wenn es ihn arg genug geschüttelt hatte. Hans Hansen stand ihm in seinen letzten Stunden getreulich bei. Schiele wünschte, daß über sein Verhältniß zu Kunibert von Brederlow ein vollständiges Protokoll niedergeschrieben würde, — nicht um dessen Bestrafung zu ermöglichen, sondern damit sein eigener Ruf vor der Welt von Verleumdung frei bleibe. Hans zog die gute Schwester Martha, die Pflegerin, zu Rath. Sie ermittelten, daß ein junger, seit kurzem als Assistenzarzt fungirender Doktor gut stenographiren könne und baten ihn, dem Sterbenden zur Erfüllung seines Wunsches zu verhelfen. Der Doktor war dazu bereit. Hans, Schwester Martha und der Doktor hörten andächtig zu, als Schiele Folgendes erzählte:

Im Havellande bin ich geboren, in Hohenzieritz, auf einem kleinen Brederlowschen Rittergute, wo mein Vater Kutscher war. Derselbe starb früh und ließ meine kränkliche Mutter mit drei Kindern in bitterster Noth zurück. Der Gutsherr, ein braver Mann, nahm sich der Wittwe und der Waisen seines Kutschers mitleidig an. Ich war Jahre lang der unzertrennliche Spielkamerad seines einzigen Sohnes Kunibert von Brederlow, bis derselbe ins Kadettenhaus kam. Erst nach einer Reihe von Jahren, — ich war inzwischen Pferdeknecht gewesen, — trat ich dem Junker Kunibert, wie er im Dorfe hieß, wieder näher.

Ich mußte bei den Ziethenschen rothen Husaren in Rathenow dienen, und Kunibert wurde, als ich schon ein paar Jahre dabei war, Lieutenant in meiner Schwadron. Er nahm mich zum Burschen, — auf Veranlassung seiner Eltern, welche meinten, ich könnte günstig auf ihn einwirken, ihn namentlich zu größerer Sparsamkeit anhalten.

Ich müßte lügen, wenn ich bestreiten wollte, daß er mich damals gut behandelte. Ich war ein fröhlicher, stets zufriedener Bursche, und er war zwar leichtsinnig, aber nicht schlecht von Herzen.

Bald darauf erkrankte sein Vater; Siechthum fesselte denselben fortan bis zum Tode an das Bett. Es zeigte sich, daß seine Vermögenslage keineswegs glänzend war. Die alten Leute hatten viel Unglück in der Wirthschaft gehabt und in den letzten Jahren Tausende für den verschwenderischen Sohn hingegeben. Auch die Erkrankung des Vaters machte Kunibert nicht solider. Er war in schlechte Gesellschaft gerathen und spielte. Er spielte anfänglich mit Glück und verschwendete den Gewinn; dann verlor er einen Tag wie alle Tage; um Spielschulden zu bezahlen, fiel er Wucherern in die Hände und nun ging es rasend schnell Berg ab. Seine schlechte Lage konnte nicht Geheimniß bleiben. Die Gläubiger fingen an ihn zu verfolgen. Der Oberst verstand darin keinen Spaß. Bald konnte Kunibert nur durch falsche Vorspiegelungen über sein künftiges Vermögen Geld bekommen.

Da kam mein Unglückstag. Sein Vater lag auf dem Krankenlager und sah dem Tode entgegen, seine Mutter war hinter die Noth ihres einzigen Kindes gekommen, —

Kunibert hatte strafbare Schwindeleien gemacht, eine Untersuchung stand bevor. — — Sie quälten mich mit Thränenströmen, der verzweifelte Kunibert sogar kniefällig — der Offizier lag vor seinem Burschen auf den Knien! — — ich dachte an meine gute Mutter zu Haus, die ohne Kuniberts mitleidige Eltern hätte betteln oder verhungern müssen, — und meine gute Mutter hatte noch zwei Kinder außer mir, — und sie sollte ja alles erfahren, wenn es vorbei war, — und es sollte für sie und die Geschwister stets und immerdar gesorgt werden. — Und ich selbst erhielt vorweg zweihundert Thaler. Kurzum, ich willigte ein, mich bei Schwindeleien, die Kunibert begangen, als Thäter vorschieben zu lassen. Ich gestand ein Vergehen ein, das ich nicht verübt hatte, an dem ich unschuldig wie ein neugebornes Kind war. Und ehe ich mir meines Leichtsinns bewußt war, hatte man mich zu zwei Monat Gefängniß und zum Verlust der Ehrenrechte auf ein Jahr verurtheilt. Vom Militär kam ich durch den Regimentsarzt los, — der wohl etwas von der Sache ahnen mochte. Als ich in das Gefängniß aufgenommen war, wurde mir klar, daß ich mein ganzes Lebensglück zum Opfer gebracht hatte. — —

Nach sechszig langen Tagen kam ich aus dem Gefängniß. — Kuniberts Vater war gestorben; er selbst hatte, da noch andere Streiche zur Kenntniß seiner Kameraden gekommen waren, schleunigst den Abschied nehmen müssen und war ausgewandert, wohin? wußte Niemand. Das Gut stand zur Subhastation, seine Mutter war über alles Unglück stumpfsinnig geworden. Meine eigene

Mutter war gestorben, — der Gram über meine Bestrafung hatte sicher beigetragen, sie unter die Erde zu bringen; ob sie an meine Schuld geglaubt hatte, konnte ich nicht erfahren. Meine beiden Geschwister waren in andern Dörfern im Dienste; ich konnte mit Mühe und Noth ermitteln wo? — denn Jedermann in Hohenzieritz sah auf mich mit Verachtung, kaum daß ich für mein Geld einen verkommenen Menschen fand, der mit mir trinken wollte. — — Aber ich muß kurz sein, sonst kommt die Erzählung nicht aus.

Kunibert von Brederlow war und blieb verschwunden, das Gut seiner Väter gerieth in andere Hände, auch seine Mutter starb bald; ob sie mit ihm noch in Briefwechsel gestanden hat, weiß ich nicht. Ich selbst zog weit hin nach Rheinland, wo mich Keiner kannte. Nach langen Jahren harter Arbeit hatte ich die Erinnerung meiner Schande einigermaßen überwunden. Allein nun hatte ich keine Veranlassung mehr, Verbindungen mit der Heimat wieder anzuknüpfen. Meine Schwester war verheirathet und mit ihrem Mann nach Amerika gezogen und hatte unsern jüngeren Bruder mit über das Meer genommen. Ich war darüber nicht betrübt, meine Schande hatte das Band zwischen uns zerrissen. Jetzt kehrte die alte Lebenslust wieder bei mir ein. Ich war Handelsmann geworden. Im Umherziehen lernt es sich leicht Bekanntschaften zu machen. Ich sang und trank mit allen jungen Burschen um die Wette und war ein guter Kamerad und ein ehrlicher Kerl. Aber engbefreundet

konnte ich mit Niemandem werden, — denn ich mochte nichts von der Vergangenheit erzählen.

Wie gern hätte ich ein braves Weib geheirathet, — und um manche schmucke Dirn würde ich nicht vergeblich angehalten haben. Aber ich durfte nicht heirathen, — nimmermehr hätte ich die Erzählung meiner Schmach über die Lippen gebracht, — und eine Ehe schließen mit Lug und Trug mochte ich auch nicht.

Da kam der Krieg von 1866. Ich zog als Marketender mit. Auf dem Schlachtfelde von Sadowa traf ich ihn wieder, den bösen Geist meiner Jugend, — ich traf ihn wieder mit fremdem Namen, ich traf ihn, wie er im Johanniterkleide die Leichen von Freunden und Feinden beraubte. — — — Noch einmal rettete ich ihn vor Schmach und Schande; ich riß ihn fort, als man ihn verfolgte. Ich haßte ihn; aber ich dachte an seine braven, guten Eltern, an die Wohlthäter meiner geliebten Mutter, — ich rettete ihn, und er war mir dankbar. Am folgenden Tage überfiel uns eine Schaar bewaffneter böhmischer Bauern; er fing einen Säbelhieb auf, der mir den Schädel zerspaltet hätte, — ich schuldete ihm mein Leben.

Er hatte, bald in äußerem Glanz, bald im Elend, ein trauriges, verbrecherisches Leben geführt, — in allen Welttheilen war er gewesen, ohne Glück und ohne Stern. In Amerika hatte er für die Südstaaten gefochten, — sie unterlagen. Er sehnte sich nach Ruhe. Mich jammerte seiner. Ich gab ihm Geld, nach Mexiko zu Kaiser Maximilian zu ziehn. Er that es, — aber wiederum

kein Glück, kein Stern, — Maximilian unterlag und wurde hingerichtet.

Jahre vergingen, und ich hörte nichts von ihm. Ich fing an, mich sicherer zu fühlen. War er in Mexiko untergegangen? oder hatte er dort oder in einem andern Lande unter falschem Namen eine dauernde Heimat gefunden? — Ich selbst war wieder nach Norddeutschland zurückgekehrt, hatte mich in Wischendorf niedergelassen. Plötzlich, vor ein paar Monaten, tauchte Kunibert von Brederlow in Wischendorf auf, — als angesehener Gast des alten Barons. Er hatte mich nicht gesucht, — es war Zufall, oder — Gottes Schickung, daß er mich wiederfand. Er wollte sich so gern zur Ruhe setzen und ehrlich sein, — so versicherte er mir feierlich, — aber wie sollte er es anfangen? — — —

Ein furchtbarer Fieberanfall unterbrach die Erzählung. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und flüsterte Hans Hansen zu: „„Er wird seine Erzählung nicht beendigen!““ Aber Schiele kam noch einmal zur Besinnung und fuhr fort, anfänglich mit längeren Pausen, allmälig aber wieder zusammenhängender:

— Kunibert wollte durch Schwindeleien eine erheblichere Summe in die Hände bekommen, um wieder in die neue Welt zu ziehen. So versicherte er. Ich ward meines Lebens nicht froh, so lange ich ihn auf dem Edelhof wußte. Aber ich konnte ihn nicht verrathen, jetzt, 18 Jahre nachdem ich meine Ehre für ihn eingesetzt hatte. — Da kam der Mordanfall — auf Deinen Vatersbruder, Hans. — — —

Wieder eine längere Unterbrechung, gerade in dem Augenblick, wo Hans in größter Spannung seinem sterbenden Freunde lauschte.

„Kennst Du den Mörder?“ — flüsterte er demselben zu, als dessen Augen wieder klarer wurden.

— Nein, nein! — — ich weiß nichts Bestimmtes, nichts Zuverlässiges, und will Keinen anschuldigen, nachdem ich selbst fälschlich angeschuldigt war. — Ich kam in Verdacht, ich wußte selbst nicht wie? — Ich war außer mir über die Schlechtigkeit der Menschen. Seit drei Jahren hatte ich in Wischendorf gewohnt, — mich immer ehrlich gehalten; kein Pfennig fremden Geldes war an meinen Händen kleben geblieben. Und nun doch in Verdacht, — blos weil man mich nicht von Kindesbeinen auf gekannt hatte. Ich war außer mir vor Wuth und Zorn. Ich hatte am Morgen nach der Mordnacht im Gebüsch vor dem Fenster, wo der Mörder hineingestiegen war, einen Zuckerhammer gefunden und aufgenommen. Blutflecken und ein paar Haare saßen daran. Gewiß war damit Hennig Hansen niedergeschlagen. Ich wollte den Hammer abliefern; ich unterließ es. Wäre ich dadurch nicht noch tiefer in Verdacht gerathen? Ich entfloh in der Nacht und nahm den Hammer mit. — Ich dachte an jenem Tage, Du, Hans, hättest den Verdacht auf mich gelenkt. —

„Nein, nein! ich habe immer gesagt, Du habest keinen Theil daran.“

— Glaube es wohl, guter Hans. Aber ich war dazumal zu aufgeregt über den Verdacht. Und als ich in

der Nacht durch Siedenmorsleben gewandert war und im Kruge Troll anschlug, da kam mir der Einfall, den Hammer in den alten Schrank auf Deines Vaters Worthe zu hängen. Es war schlecht von mir, vergieb es mir, Hans! —

Hans drückte ihm die Hand und nickte ihm freundlich zu.

— Es war schlecht von mir, recht schlecht; aber ich dachte, Deine Unschuld wäre ja klar wie der Tag. — — Das Gericht erließ einen Steckbrief, gegen mich und nahm ihn erst wieder zurück, als ich meine Unschuld bewiesen hatte. Ich wollte nicht heimkehren, so lange der falsche Herr von Lindstedt auf dem Edelhofe war. Da begann der Krieg, und ich entschloß mich schnell, mitzuziehen als Marketender, wie 1866, wo ich ein schönes Stück Geld verdient hatte. — — Alles ging gut, bis ich vor wenigen Tagen zu meinem Schrecken Kunibert von Brederlow als Johanniter auf dem Schlachtfelde von Gravelotte traf. Das scheußliche Handwerk, Leichen zu plündern und sonst Alles, was gerade vorkam, zu stehlen, dies scheußliche Handwerk, welches er im deutsch-böhmischen Kriege nur wenige Tage lang betrieben hatte und vor dem er dazumal selbst Ekel und Abscheu empfunden haben wollte, setzte er jetzt in größerem Maßstabe fort. Ich hatte eine Zusammenkunft mit ihm; ich drohte, ihn anzuzeigen. Er gab gute Worte, er verstand sich auf meine schwachen Seiten. Zuletzt überredete er mich, ihm zwei schöne erbeutete Pferde und ein Dutzend kostbarer Ringe nach Deutschland mitzunehmen. Er ver-

sprach mir heilig und theuer: sobald ich mit der Beute glücklich durchkäme, wollte er dieselbe verkaufen und mit dem Erlös nach Amerika wandern und Landmann werden. Ich glaubte ihm, — und vielleicht hätte er auch Wort gehalten, — und ich wäre auch durchgekommen, wenn ich einen andern Weg eingeschlagen hätte. — — Als er mich heute im Stich ließ und die Pferde und Ringe und seinen Schein verleugnete, — wo er sich doch so leicht herauslügen konnte, da faßte ich den festen Vorsatz, vor dem Kriegsgericht nichts zu verschweigen. Was blieb mir auch anders übrig? Ich war sonst verloren. — — Auf dem Wagen gelang es ihm, mich zu sprechen, — für die Andern nicht verständlich. — Ich sagte ihm, — ich würde die Wahrheit eingestehen, die volle Wahrheit. — — Wozu brauchte ich es ihm zu sagen? — warum schwieg ich nicht! — — Ich war der einzige Zeuge seiner Schandthaten, — — er schoß mich nieder, — — der Schuft, — — zum Dank für meine Treue. — — —

Ein erneuter Schmerzanfall machte den Mittheilungen ein Ende. Die letzten lichten Augenblicke des Unglücklichen wurden zu Anordnungen über sein kleines Vermögen verwendet. Er starb in seines Freundes Hans Armen, getröstet durch dessen Versprechen, er werde seinen guten Ruf vor Verunglimpfung und Verleumdung schützen.

Viertes Kapitel.

Wie Doktor Grimm nach dem Edelhofe von Wischendorf übersiedelt und in geheimen Beziehungen zum Reichsfreiherrn von Uchtenhagen steht. Nachrichten vom Kriegsschauplatze und deren Eindruck.

Auf dem Edelhofe zu Wischendorf hatte sich seit dem Beginn des Krieges bis Ende August Manches verändert. Der amerikanische Doktor Grimm bewohnte seit Wochen die Fremdenzimmer, welche vor ihm Herr von Lindstedt inne gehabt hatte. Und dies war folgendermaßen zugegangen:

Doktor Wolgemut war von seiner Reise nach dem Niederrhein erst am Sonntag den 17. Juli heimgekehrt. Der Krieg und die Militärtransporte und die dadurch bedingte Unregelmäßigkeit des Eisenbahnverkehrs hatten ihn länger zurückgehalten. Bereits am Montag Morgen erschien er in Wischendorf, um seine Patienten zu besuchen. Er ging gewissenhaft zuerst zu demjenigen Kranken, dessen Leben er für am meisten gefährdet ansah, zu Hennig Hansen. Auf dem Hofe desselben traf er den

Doktor Grimm. Nach gegenseitiger Besichtigung erkannten sie sich als alte Freunde. Sie pflogen ein langes Gespräch; Niemand war dabei zugegen, als ab und zu die alte Grete, welche im Geheimniß war.

Vom Hansen'schen Hofe ging der Doktor Wolgemut nach dem Edelhof und suchte sich Fräulein Anntrin auf. Der alte Freiherr von Uchtenhagen war am Sonntag, nachdem die Aufregung über die Kriegserklärung sich gelegt hatte, wieder recht matt geworden und befand sich auch am Montag noch nicht besser. Es kam seiner Enkelin Anntrin sonderbar vor, daß Doktor Wolgemut, nachdem er sie herzlich begrüßt und sich nach dem Befinden des Großvaters erkundigt hatte, nicht sofort zu diesem ging, sondern zuvor bei ihr genaue Information über seinen „alten Bekannten", den Doktor Grimm, einholte, ob derselbe ihr gefalle, ob sie wünsche, daß er noch länger in Wischendorf bleibe, und dergleichen mehr. Erst nachdem diese Fragen hinreichend beantwortet waren, gingen sie Beide zu dem kranken Freiherrn. Hier wurde zuerst das Befinden des letzteren besprochen, dann der Krieg und des Doktors Reise. Der Doktor hatte seinen Bruder noch am Leben getroffen und ihn über die Zukunft seiner Kinder trösten können. Dann hatte er ihm die Augen zugedrückt und ihn begraben helfen. Endlich aber hatte er vier Kinder auf den Wagen gepackt und war mit ihnen heimgefahren.

„Denken Sie einmal, Fräulein Anntrinchen, wie meine Alte gekuckt hat, als ich ihr vier Kinder auf einmal brachte, zwei Jungen und zwei Mädchen. Sie klagte

immer, daß sie zu wenig zu thun habe und so einsam sei, wenn ich über Land reiste; nun hat sie alle Hände voll zu thun und sitzt mitten in dem Kinderlärm. Aber sie hat sich rechtschaffen gefreut und wird die Kinder erziehen helfen, als wären's unsere eigenen. Ja, sie ist eine wackre alte Frau, und was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle. Ha ha ha, Fräulein Anntrinchen, denken Sie nur, vier Kinder auf einmal, zwei Jungen und zwei Mädchen!"

Der gute Doktor lachte herzlich, aber vielleicht nur, um die Rührung zu verbergen über seine brave Frau, über die Alte, die noch gar nicht alt war, sondern erst in Mitte der Dreißiger, jedoch nach fünfzehnjähriger kinderloser Ehe die Hoffnung auf eigene Kinder aufgegeben hatte und nun mit aufrichtiger Freude und ohne alles Bedenken die vier Kinder in Pflege und Erziehung nahm, welche ihr unerwartet von ihrem Manne zugeführt wurden.

„„Aber haben Sie ihr denn nichts vorher geschrieben oder telegraphirt, bester Doktor? — Das wäre doch Unrecht!"" sagte ganz ernsthaft Anntrin.

„Na na na na na, — nicht vorschnell geurtheilt, Fräuleinchen, — dachte ich's doch, daß ich Schelte bekäme! Briefe schreiben — telegraphiren — vom Rhein hierher, — am 15. und 16. Juli, — leicht gesagt und schwer gethan! Telegramme wurden nicht angenommen, und ein 24 Stunden vor meiner Abreise abgesandter Brief kam erst heute früh an. Nein, nein, Briefe und Telegramme sind blos Einrichtungen für Friedenszeiten.

Es ging nicht anders, ich mußte die Alte überraschen mit den vier Kinderchens, und sie hat sich wacker gehalten, es ist eine tapfere Alte, und ich muß sie loben!“

Und der Freiherr und Anntrin lobten die Frau Doktorin auch, und ihr Gatte mußte versprechen, sie demnächst mit allen vier Kinderchens mitzubringen. Dann aber bat der Doktor das Fräulein, ihn mit dem Großvater ein Weilchen allein zu lassen.

Was Doktor Wolgemut und der Freiherr von Uchtenhagen mit einander besprachen, bekam Anntrin nicht zu wissen. Doktor Wolgemut suchte sie nachher auf und sagte ihr fast zärtlich: „Mein liebes, liebes Anntrinchen! Sie müssen Ihr gutes Herz einmal für mich reden lassen, wenn Ihr kluger Verstand mit mir zanken will. Ich habe Geheimnisse mit Ihrem Großvater, aber lauter gute, und Sie bekommen später Alles zu erfahren. Jetzt muß ich den amerikanischen Doktor holen und dem Herrn Baron zuführen.“

Darüber war Anntrin allerdings verwundert; sie versicherte indeß ihrem alten Freunde, daß sie nicht neugierig sei: „„Sie können sich darin auf mich verlassen: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wenn Sie mich später treffen wollen, — ich werde auf meinem Zimmer sein.““

Die beiden Doktoren waren lange bei dem alten Freiherrn. Von dessen Krankenstube gingen sie zu Anntrins Zimmer. Beide sahen ernst und bewegt aus, so daß Anntrin sie mit Verwunderung anblickte.

Doktor Wolgemut nahm das Wort: „Mein liebes

Fräuleinchen! Sehen Sie, — nun muß ich Ihnen auch eine Ueberraschung bereiten, aber es ist nicht so schlimm, wie bei meiner Alten. Sie sollen keine vier Kinderchens pflegen. Aber hier ist der Doktor Grimm, mein alter Freund und — nicht wahr? auch Ihr Freund. Den übergebe ich auf einige Zeit Ihrer Pflege; er wird heute noch Ihr Hausgenosse. Wir wollen uns in die Hausarztschaft vom Wischendorfer Edelhofe theilen und der Herr Baron freut sich, daß Sie in diesem welterfahrenen Doktor eine feste Stütze bei den vielen Geschäften bekommen, die Ihnen fortan obliegen werden."

Anntrin bot freudig überrascht dem Doktor Grimm beide Hände entgegen und sagte mit herzgewinnendem Lächeln: „„Welche Freude, Herr Doktor! seien Sie mir herzlich willkommen! Wie schön, daß Sie mir in dieser sorgenvollen Zeit beistehen wollen! — Aber es ist doch nicht ängstlich mit meines Großvaters Gesundheit?""

„Aengstlich?" — entgegnete Doktor Wolgemut, an welchen die letzten Worte gerichtet waren — „ängstlich? im Augenblicke durchaus nicht. Aber es ist ihm auf längere Zeit die höchste Ruhe nöthig. Er selbst fühlt das Bedürfniß zu schlafen mehr als je zuvor. Er darf keine Geschäfte und keine aufregende Gesellschaft haben. Wir machen ihm eine Tagesordnung, die er Wochen lang streng einhalten muß: Schlafen, Unterhaltung mit Ihnen und seinen Aerzten, leichte Lektüre, hoffentlich auch bald ein kleiner Spaziergang. — Aber nun muß ich fort. Leben Sie wohl, Fräuleinchen! Adieu, Franz!"

„„Franz?““ — wiederholte Anntrin fragend, als der kleine runde Doktor Wolgemut sich mit großer Geschwindigkeit entfernt hatte.

— Ja, ich heiße Franz mit Vornamen, — entgegnete Doktor Grimm, — habe den Namen lange nicht gehört, — lange, lange Jahre, und er klingt mir fremdartig. —

Eine größere Pause, welche diesen Worten folgte, unterbrach Anntrin zuerst: „„Nun, bester Herr Doktor, müssen wir überlegen, wo wir Sie am besten unterbringen.““

— Ei, ich denke, ich ziehe ein, wo der sogenannte Herr von Lindstedt am Freitag auszog. Das macht am wenigsten Umstände. —

„„Eigentlich paßt mir das nicht, — die Räume kommen mir wie entwürdigt vor, — aber meinethalben, es ist schier am bequemsten. Wann wollen Sie einziehen?““

— In zwei Stunden, falls Lieschen Hansen und die alte Grete es gestatten. —

„„Schön, Herr Doktor!““

— Nun noch eins, liebes Kind — — Sie verzeihen mir diesen Ausdruck, aber als Ihr Hausgenosse und Ihr von Ihrem Großvater förmlich installirter zeitweiliger Beschützer — —

„„Bitte schön, wozu diese Entschuldigung? — nennen Sie mich, wie es Ihnen gefällt und je weniger förmlich, desto lieber ist es mir!““

— Schönsten Dank! — also, liebes Kind, Sie müssen mir es nicht anrechnen, wenn ich über meine

früheren Beziehungen zu Doktor Wolgemut und Anderen für jetzt noch schweige. Ihr Großvater, welcher davon unterrichtet ist, verlangt ausdrücklich, daß vor der Hand weder Sie noch Andere davon erfahren. Ich für meine Person würde sonst kein Geheimniß daraus machen. —

„„Verlieren Sie doch darüber kein Wort mehr. Ich bin wirklich nicht neugierig.““

Doktor Grimm wußte in wenigen Tagen auf dem Edelhofe zu Wischendorf im Hauswesen und in der Hof- und Feldwirthschaft fast besser als Anntrin Bescheid. Der alte Freiherr hatte den jungen Verwalter kommen lassen und ihm mitgetheilt, er möge bis auf Weiteres den Doktor als seinen, des Freiherrn, Stellvertreter ansehen und den Anordnungen desselben Gehorsam verschaffen, auch wenn es Neuerungen seien. Das übrige Personal wurde davon durch den Verwalter unterrichtet, und bald hatte der Doktor fast unmerklich das Regiment an sich genommen. Er verstand aber auch von Allem was.

Anntrin sprach ihm darüber einst ihre Verwunderung aus. Lächelnd erwiderte er: — Als amerikanischer Bauer lernt man Alles: pflügen und mähen, Bäume fällen und Zäune errichten, Kühe melken, Butter machen, Schweine schlachten und Pferde beschlagen. Und daß man dieses lernt, hat einen besonderen Nutzen: wer selbst Alles durchmacht, gewöhnt sich mit Menschenkraft sparsam zu sein. Das aber thut auch in Deutschland noth. Die deutschen Landwirthe können die Steigerung der Arbeitslöhne nicht hindern, sie müssen besser rechnen! Dann werden sie die Maschinen ausschließlich für Arbeiten

anwenden, bei denen Menschenkraft zu theuer ist, statt jetzt planlos zwischen dem Einen und dem Andern zu schwanken. Dann werden sie ferner stets menschenfreundliche Herren sein, bedacht auf materielle und geistige Förderung ihrer Arbeiter. —

Auf Anntrin wirkte der Verkehr mit dem Doktor in hohem Grade günstig. Sie lernte sich in den Pflichten üben, welche die bevorrechtete und doch so schwierige Stellung der Vorsteherin eines großen Hauses mit sich bringt. Bald wurde sie heimisch in den Häusern der Armen und in den Familien der bedürftigen Reservisten und Landwehrmänner.

Und Lieschen Hansen stand ihr dabei treu bei. Lieschen bekam mehr freie Zeit, als die Genesung ihres Onkels schnell weiter gedieh. Derselbe sprach in wenigen Wochen so geläufig wie vordem. Ueber das an ihm verübte Verbrechen wußte er jedoch keine nähere Auskunft zu geben. Er hatte gleich beim Eintritt in die Kammer einen ihn halb betäubenden Schlag bekommen. Aus dem kurzen Zwischenraum, bis ihn weitere Schläge völlig zu Boden warfen, erinnerte er sich dunkel eines Mannes mit schwarzem Gesicht; hatte der Mann eine Maske vor dem Gesicht, hatte er das Gesicht schwarz bemalt, oder war es ein Mohr? — darüber wußte er nichts. Ein Mohr konnte es nicht wohl gewesen sein, wenn die weitere Erinnerung nicht täuschte, wonach der Mann weiße Hände und helles Haar gehabt hatte.

Mit dem Freiherrn von Uchtenhagen stand der Doktor Grimm auf einem besonderen Fuße. Anntrin staunte,

mit welcher zarten, rührenden Aufmerksamkeit der Doktor ihren Großvater behandelte, mit welchem liebevollen Eifer er auf jeden demselben angenehmen Unterhaltungsgegenstand einging, und wie sorgsam er seine Vorurtheile schonte. Anntrin, die ihren Großvater darin genau zu beurtheilen verstand, erkannte mit Freuden, daß dieser seinerseits dem Doktor hohe Achtung zollen mußte, und sich befleißigte, dies unzweideutig zu erkennen zu geben. Etwas Geheimnißvolles blieb in ihrem gegenseitigen Verkehre. Täglich zu bestimmter Zeit waren sie auf ausdrücklichen Wunsch des Freiherrn beide ein Stündchen allein, und nachher erschien Jeder von ihnen dem Beobachter weich oder trüb gestimmt.

Der Landbriefträger ging Morgens Schlag 6 Uhr von der Kreisstadt aus und brachte demnach nur Briefe und Zeitungen nach Wischendorf, die am Tage oder in der Nacht zuvor in der Kreisstadt angelangt waren. Für eine so bewegte Zeit war dieser Verkehr mit der übrigen Welt doch zu gering. Doktor Grimm richtete es deshalb ein, daß alle Mittage ein expresser Bote die bis Mittag eingegangenen Briefe und Zeitungen von der Post abholte und brachte, und zwar nicht blos für den Edelhof Wischendorf, sondern für die ganzen Dörfer Siedenmorsleben, Wischendorf und Pachwitz. Die meisten Briefe aus dem Felde bekam Lieschen Hansen. Ihr Liebster, Fritz Schulz, hatte ihr versprochen, täglich einen Brief oder eine Korrespondenzkarte an sie zu senden, und Fritz hielt Wort. Aber auch ihr Bruder Hans schrieb öfter an sie, als an die Eltern.

Der Gefreite Fritz Schulz von der zwölften Kompagnie des sechsundzwanzigsten Infanterieregiments hatte anfänglich nur Erfreuliches zu berichten. Als er mit einer Schaar Kameraden aus der Kreisstadt wanderte, gesellte sich unerwarteter Weise Troll, der Neufundländer, zu ihnen. Selbiger hatte die Trennung von seinem Herrn, — als solchen sah er Fritz Schulz an, — für unnöthig erachtet, und versuchte nun, sich als Kompagniehund aufzuspielen. Diese Absicht gelang ihm vollkommen. Es traf sich, daß in derselben zwölften Kompagnie auch der Vicefeldwebel Franz Dowat stand, und zufolge seiner Liebhaberei für kluge Hunde den überaus klugen Troll unter seine Protektion nahm. Troll wurde durch den Hauptmann feierlich zum Kompagniehund eingesetzt und marschirte seitdem mit Würde an seinem bestimmten Platze durch die Pfalz nach Frankreich hinein. Das Quartier theilte er mit Fritz Schulz, welcher für ihn eine besondere Ration erhielt.

Die Nachrichten über die ruhmvollen Siege von Weißenburg, Wörth und Spicheren erfüllten die Bewohner von Siedenmorsleben und Wischendorf mit um so ungetrübterer Freude, als keine der Divisionen, unter welchen die Altmärker standen, diese Schlachten mitgemacht hatte. Den Freiherrn von Uchtenhagen ließ die rege Theilnahme, mit welcher er den Vormarsch der deutschen Truppen verfolgte, nicht zu der für ihn wünschenswerthen Gemüthsruhe gelangen. Er befand sich jedesmal, bevor die Zeitungen eintrafen, in förmlicher Aufregung. Die Aerzte Doktor Wolgemut und Doktor

Grimm hegten ernste Besorgniß, daß dadurch die Lebenskräfte des Greises schneller aufgezehrt werden könnten. Indessen ließ sich dagegen nichts thun.

Die Schlachten um Metz am 14., 16. und 18. August, die furchtbaren Tage von Rezonville, Vionville und Gravelotte, die sofort mit den ersten Nachrichten eingetroffenen Angaben ungeheurer Verluste regten den Freiherrn um so tiefer auf, als fast eine Woche lang alle Briefe ausblieben. Erst am 24. August traf der Brief in Wischendorf ein, den der Major von Brausewitz in Thiaucourt in der Nacht vom 16. zum 17. August über die schwere Verwundung des Lieutenants Achaz von Uchtenhagen an dessen Schwester geschrieben hatte.

Den schrecklichen Eindruck, den dieser Brief auf die Betheiligten machte, zu schildern, wollen wir nicht unternehmen. Vergeblich versuchten Anntrin und Doktor Grimm, den alten Major als einen zum Schwarzsehen geneigten Mann darzustellen, — sie selbst glaubten nicht an diesen schlechten Trost. Der Freiherr von Uchtenhagen sprach von seinem Enkel, dem letzten männlichen Sproß der Reichsfreiherrlich Uchtenhagen'schen Familie, wie von einem unrettbar dem baldigen Tode Verfallenen. Der am folgenden Tage eingetroffene Brief des treuen Hans Hansen gab allerdings etwas mehr Hoffnung. In beiden Briefen bewegten sich die Mittheilungen über die Verwundung in so unbestimmten Ausdrücken, daß ein Arzt darnach nicht im Stande war, über die Aussicht auf Wiederherstellung auch nur eine oberflächliche Meinung zu gewinnen. Doktor Grimm schrieb deshalb sofort an

den Major von Brausewitz und bat ihn im Namen des Freiherrn von Uchtenhagen, einen der Lazarethärzte zu veranlassen, doch umgehend ausführlich über die Verwundung zu schreiben und sodann täglich ein paar Zeilen zu senden. Insbesondere bat er um Nachricht, wie es mit der Transportfähigkeit des Verwundeten bestellt sei, da die Familie dringend wünsche, ihn nach Deutschland überzuführen. Auf diesen Brief konnte so bald keine Antwort eingehen, da er mindestens 4 bis 5 Tage gebrauchte, um von Wischendorf nach Thiaucourt zu gelangen.

Inzwischen gewährten Hans Hansens Briefe nur schwachen Trost. Anntrin gerieth namentlich durch die Nachschrift eines vom 20. August datirten Briefes in große Bestürzung, da aus ihr hervorging, daß ihr Bruder am Leben verzweifelte. Hans Hansen schrieb nämlich an seine Schwester Lieschen:

„Der Herr Lieutenant von Uchtenhagen, dem ich diesen Brief vorlas, befiehlt mir Dir zu schreiben, Du möchtest doch dem gnädigen Fräulein sagen, er selbst wäre auf den baldigen Tod gefaßt; er werde im Tode ihrer und des Großvaters in dankbarer Liebe gedenken. Und er bittet seine Schwester, nicht zu vergessen, was er ihr als seinen letzten Willen mitgetheilt habe, — am 16. Juli, als es in den Krieg ging. Und dieses Vorstehende hat mir der Herr Lieutenant in die Feder diktirt, und dann hat er auch mir erzählt, was sein letzter Wille ist, und wie sich Alles zugetragen hat, und wir haben zusammen geweint, wie zwei Brüder. Aber ich werde

nichts davon schreiben; denn ich habe versprochen, zu schweigen, und das gnädige Fräulein ist ja so herzensgut, und sie wird es gewiß nicht vergessen haben." — — Anntrin weinte stundenlang über diesen Brief, aber ihrem Großvater sagte sie nichts davon.

Das größte Aufsehen machte nicht blos in Wischendorf, sondern in der ganzen Gegend der Brief, welchen Hans Hansen am 26. August über das Lebensende des Handelsmanns und späteren Marketender Schiele geschrieben hatte, und der am letzten Tage des August eintraf. Dem Briefe war, in gewöhnliche Schrift übertragen, die stenographische Aufzeichnung beigefügt, welche von dem jungen Arzte im Lazareth zu Thiaucourt über die Erzählung des Sterbenden aufgenommen und durch seine, Hans Hansens und der Schwester Martha Unterschrift beglaubigt war. Natürlich wollte nun ein Jeder längst Verdacht geschöpft haben, daß der Herr von Lindstedt oder richtiger, der Herr Kunibert von Brederlow ein ganz nichtswürdiger Mensch sei. Der alte Freiherr von Uchtenhagen war beschämt, daß er sich durch einen solchen Menschen hatte beschwindeln lassen, und er pries das Glück, welches im Assessor Dowat und im Doktor Grimm noch zu rechter Zeit zwei Männer nach Wischendorf geführt hatte, die den Abenteurer von früherer Zeit kannten.

Fünftes Kapitel.

Wie Doktor Grimm für Einführung der Amerikanischen Spitalzüge wirkt und was er am 3. September 1870 in Berlin erlebt. — Schwarzrothgold oder Schwarzweißroth? — Briefe über Röschen Milde's Erscheinen in Thiaucourt.

Des Doktor Grimm hatte sich in dieser Zeit eine große Unruhe bemächtigt, der er aber nur zu Anntrin, nicht auch zu ihrem Großvater, Ausdruck gab. Er war außer sich über das, was er in den Zeitungen über den Transport der Verwundeten las. War es nicht grausenhaft, daß die verwundeten Helden von Weißenburg, Wörth, Spicheren und der drei blutigen Tage von Metz zu Tausenden in umschlossenen Güterwagen auf wenig Stroh in Schmutz und Unrath, allen Stößen ausgesetzt und durchweg ohne alle Wartung und Pflege, mehrtägige Eisenbahnfahrten zurücklegen mußten? Waren darunter nicht Viele mit durchschossenen Gliedmaßen, mit Kopf- und Brustverletzungen? und wußte man nicht erfahrungsmäßig, daß ein erheblicher Theil der so beförderten Verwundeten an der mörderischen Beförderungsart zu Grunde

gehen mußte? War es nicht entsetzlich, daß man in Deutschland, wie 1866, so auch in diesem Kriege, noch nicht einmal die in Amerika bereits vor sieben bis acht Jahren gemachten und in Zeitungen und vielen besonderen Schriften eingehend geschilderten Erfindungen benutzte? War es nicht unglaublich, daß das vielgerühmte preußische Kriegsministerium, nachdem es das segensreiche Krankenzerstreuungs-System angenommen hatte, noch nicht einmal die amerikanischen Spitalzüge eingeführt hatte? — Doktor Grimm hatte selbst eine Zeitlang unter jener berühmten Sanitäts-Kommission der Nordstaaten gearbeitet, welche in dem vierjährigen blutigen Kriege das Sanitätswesen zuletzt auf eine bewunderungswürdige Höhe gebracht hat. Er hatte manchen schwerverwundeten Soldaten während der Eisenbahnfahrt mit günstigem Erfolge so bequem amputirt, wie es sonst nur in großen Lazarethen möglich ist. Dort hatte man in vierzig Eisenbahnwagen, von denen jeder, zu einem beweglichen Lazareth eingerichtet, für 32 Kranke Lagerstätten und außerdem Apotheke, Küche, Ofen und ein Reisekabinet für den Arzt enthielt, nicht weniger als 75,000 Kranke und Verwundete von den Schlachtfeldern entfernt, — und während dieses in Amerika die freiwillige Krankenpflege leistete, hatte das Kriegsministerium in Deutschland für die zu transportirenden Verwundeten keine anderen Lagerstätten, als den dünn mit Stroh belegten Boden schwerer, zufolge der kurzen starken Federn hart stoßender Güterwagen?

Dem Doktor Grimm brannte der Boden unter den

Füßen. Wie gern wäre er zum Kriegsschauplatz geeilt, um seine Erfahrungen zum Besten des deutschen Vaterlandes zu verwerthen. Allein die einmal übernommene Pflicht gegen den kranken Freiherrn band ihn an Wischendorf. Täglich schrieb er Briefe an befreundete Aerzte in Berlin. Endlich sprach er sich gegen den Freiherrn und den Doktor Wolgemut aus. Nach Uebereinkunft mit diesen reiste er am 31. August auf ein paar Tage nach Berlin, während welcher Doktor Wolgemut auf dem Edelhofe verblieb.

Von seinen Berliner Erfahrungen über die preußische Geheimraths-Büreaukratie wird er sein Leben lang erzählen. Bereits im Jahre 1867 hatte auf Vorschlag des Professor Doktor Esmarch, eines berühmten Chirurgen, der preußische Handelsminister, um die Einführung des im nordamerikanischen Kriege bewährten Systems der Transportirung von Verwundeten und Kranken für den nächsten Krieg vorzubereiten, 150 Stück Personenwagen vierter Klasse derartig herstellen lassen, daß es nur der Beschaffung von Tragen und Gummiringen und der sonstigen binnen wenigen Tagen zu treffenden Einrichtungen bedurfte, um in jedem Wagen zwölf Betten aufzuhängen, auf denen sich die Verwundeten weit besser befanden, als in manchem städtischen Lazareth. 1867 waren die Wagen eingerichtet, 1867 war bereits unter Mitwirkung von Generälen und Generalärzten eine Probefahrt von Berlin nach Neustadt-Eberswalde gemacht. Und nun waren die deutschen Heere seit sechs Wochen im blutigsten Kriege, aber keine Spur eines Sanitäts-

zuges nach amerikanischem System war zu erblicken. An den Eisenbahnen lag die Schuld nicht; denn das Handelsministerium hatte gleich zu Anfang des Krieges hundert für die Verwundetentransporte hergestellte Wagen bei Berlin zusammenziehen lassen; — aber hier standen sie unbenutzt auf todten Gleisen. Die Unbeholfenheit, ja Unfähigkeit der Büreaukratie gegenüber großen ungewohnten, nach den bisherigen Formularen nicht abzudekretirenden Aufgaben trat fürchterlich zu Tage. Doktor Grimm begnügte sich natürlich nicht damit, bei den Geheimräthen des Kriegsministeriums und des offiziösen „Centralvereins" diese Angelegenheit gehorsamst zur Sprache zu bringen, sondern er setzte sich auch mit den rührigen Leitern des nicht offiziösen „Hilfsvereins" in Verbindung.

Am Sonnabend, den 3. September, als die Nachricht von dem Siege bei Sedan und von der Gefangennahme des Kaisers Napoleon und seiner großen Armee nach Berlin gelangte, war Doktor Grimm noch daselbst anwesend; er eilte nach den Linden und sah hier, wie zahlreiche Berliner Jungen und halberwachsene Burschen vor des Königs Palast an dem prachtvollen Denkmale des alten Fritz in die Höhe kletterten und dasselbe mit Kränzen und Fahnen schmückten. Er sah, wie ein wagehalsiger Kletterer, ein junger Bursch mit einer alten Landwehrmütze auf dem Haupte, oben auf dem Pferde stehend, am Kopf desselben eine schwarzrothgoldne Fahne befestigte, auf daß sie dem deutschen Heldenkönige lustig voranwehe. Und Tausende und aber Tausende jauchzten der mißliebigen Fahne zu. Und nun kamen die Arbeiter aus den

großen Maschinenfabriken, dort draußen vor dem Oranienburger Thor, in feierlichem Zuge daher; sie hatten zu Ehren des Tages schon vor Mittag die Hammer bei Seite geworfen und Feierabend gemacht; mit rußigen Gesichtern und in ihren geschwärzten Arbeitskitteln, aber mit wehenden Fahnen und in hellem fröhlichem Jubel zogen sie bei dem Schlosse vorbei und bei dem alten Fritz und sangen Vaterlandslieder zu Ehren des tapferen Heeres und seines greisen Führers, — und so oft ein Zug an der schwarzrothgoldenen Fahne vor dem alten Fritz ankam, wurde dieser Schmuck des deutschesten aller preußischen Könige mit dreimaligem donnerndem Hurrah begrüßt. — — Aber in der dunkeln Nacht kam die Polizei, welche es am Tage schon versucht hatte, jedoch durch den Unwillen des Volkes verscheucht war, und nahm die schwarzrothgoldene Fahne fort und hing eine schwarzweißrothe Fahne auf, — zum Beweise, daß die Freiheit nimmermehr auf Schlachtfeldern erkämpft werden kann. —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Grimm kehrte am Sonntag, den 4. September nach Wischendorf zurück. Als er durch das Dorf fuhr, erblickte er auf der Straße, vor Hennig Hansens Hofe, den Tischler Gebhard Bremse, der ihm freundlich zuwinkte. Er stieg ab und ging mit Bremse hinein, weil dort Doktor Wolgemut sich befand, den er sofort über des Freiherrn Befinden sprechen konnte. Zu dieser Besprechung kam es freilich noch lange nicht. Denn erst sollte er erzählen und dazu liefen noch mehrere Leute aus dem Dorfe herbei, die ihn hatten hineingehen sehen. Er

mußte erzählen, was er in Berlin gesehen und gehört hatte und ob nun nicht bald Friede würde, und was der Kaiser Napoleon, der an allem vergossenen Blute Schuld sei, für eine Strafe bekäme.

Als er aber fertig war, fragte der demokratische Tischler Bremse: „Und ist es denn wahr, Herr Doktor, daß in Berlin bei jedem neuen Siege lauter deutsche Fahnen herausgesteckt werden, und daß preußische und norddeutsche Fahnen beinah nicht vorkommen?“

— Nein, ganz so ist es nicht, — wenigstens nicht überall. In einzelnen Stadttheilen überwiegen die schwarzweißen und schwarzweißrothen Fahnen; in andern aber, namentlich in der Luisenstadt, ist fast nichts als schwarzrothgold! —

„Ja, ja,“ sagte Bremse, „ich kenne meine Luisenstadt, wo ich so lange gearbeitet habe.“

Aber Doktor Wolgemut schüttelte den Kopf: „„Die Berliner wollen immer was Besonderes haben. Denn eigentlich hat es doch keinen Sinn. Unsere Soldaten haben unter der schwarzweißen Fahne 1866 die Süddeutschen unter der schwarzrothgoldenen besiegt, — und damit sollte die letztere doch ein für allemal abgeschafft sein. Noch dazu sind schwarzrothgold nicht einmal die Farben des deutschen Reichs gewesen.““

„Herr Doktor,“ erwiderte hitzig Gebhard Bremse, „nehmen Sie es nicht für ungut, — aber dieses hatte ich nicht von Ihnen erwartet. Haben Sie denn vergessen, daß Anno 1848 das erste und bis dato einzige deutsche Parlament, das vom Volke im März 1848 auf den

Barrikaden erkämpfte Parlament des einigen deutschen Reiches, in Folge gelehrter Untersuchungen die Farben Schwarzrothgold als die Farben des deutschen Reiches in die Reichsverfassung geschrieben hat? — Was schadet es den Farben, daß sie 1866 gegen uns ins Feld geführt sind? Und auch in Preußen waren sie einstmals anerkannt. Habe ich selbst doch noch 1849, als ich zu dienen anfing, die sogenannte „Kuhblume", — so nannten sie die Junker unter den Lieutenants, — die schwarzrothgoldene Kokarde an meiner Pickelhaube getragen. Und dann, — sind es nicht für uns die Farben der Freiheit, der deutschen Freiheit, die wir uns noch erringen müssen, wenn uns auch jetzt der große Krieg die Einheit bringt? Nein, Herr Doktor, ich hoffe, das zweite deutsche Parlament soll die heiligen Farben wiederherstellen, und über das einige deutsche Reich die schwarzrothgoldene Flagge aufhissen!"

— Und ich stimme ihm bei, lieber Freund, — sagte Doktor Grimm. — Schwarzweißroth war ein Nothbehelf von 1866, ein ebensolcher Nothbehelf wie der ganze Norddeutsche Bund, für welchen ich, wie Du weißt, dem Grafen Bismarck stets dankbar gewesen bin. Das Jahr 1870 muß uns mit dem Reiche auch die Reichsfarben Schwarzrothgold wiederbringen! Und gleichviel, ob die alte deutsche Reichsfahne wirklich so aussah oder nicht. Eine Thatsache sollst Du mir nicht abstreiten: Die einzigen Männer des Mittelalters, welche den echten Begriff deutscher Einheit und Freiheit erkannt hatten und dafür das Leben ließen, waren die Führer der aufständischen

Bauern im Bauernkriege 1525. Und wie sah das Fähnlein aus, welches als der Erste von ihnen der tapfere Hans Müller von Bulgenbach fliegen ließ zwischen Schwarzwald und Alpen, das Fähnlein, unter dem die ersten Tausende deutscher Bauern sich zum blutigen Kampfe für deutsche Einheit und Freiheit sammelten? Schwarzrothgolden war es, alter Freund, und ich halte wie Gebhard Bremse noch heute zu Schwarzrothgold. —

Während die Männer in klugen Reden auf Hennig Hansen's Hofe beisammen waren, saßen die beiden Freundinnen Lieschen Hansen und Anntrin von Uchtenhagen in der Letzteren rundem Thurmzimmer und lasen sich die merkwürdigen Briefe vor, die sie eben aus Thiaucourt erhalten hatten.

Anntrin von Uchtenhagen verlas folgenden Brief des Majors von Brausewitz:

„Thiaucourt, 31. August.

Mein allerliebstes Anntrinchen!

Nehmt es dem alten Onkel nicht übel, wenn er selten schreibt; — und ich schreibe heute an Dich, weil ich nicht weiß, ob es gerathen ist, mich an den Großvater zu wenden! Aber nun gleich mitten in die Sache! Achaz liegt seit vorgestern in heftigem Fieber. Erschrick nur nicht; — der Doktor sagt: wenn die Wunde heilen und das Stückchen verletzten Knochens heraus soll, so geht es nicht ohne tüchtiges Fieber. Gestern kommt nun in einem Wägelchen von Pont-a-Mousson ein Frauenzimmerchen angefahren und läßt sich bei mir melden. Ein kleines, junges, frisch und munter aussehendes Mädchen, ganz

schwarz gekleidet, mit ein Bischen rothem Kreuz auf dem Arm, und bringt mir einen Brief von meiner würdigen Freundin, der verwitweten Oberst Buttlar aus Halberstadt. Meine Freundin empfiehlt mir mit den wärmsten Worten das junge Ding als freiwillige Krankenpflegerin — für das Spital, wo Achaz von Uchtenhagen liegt. — Und richtig, wer war's? — die Halberstädter Näherin Röschen Milde, die dem Achaz einen Korb gegeben haben soll. Als ich den Brief mit Kopfschütteln gelesen hatte und nun das Kind mir ernsthaft vom Scheitel bis zu den Schuhen ansah, da stürzten ihr die Thränen aus den Augen, — und ehe ich's mir versah, war ich ganz windelweich; und es war ein wahres Glück, daß die alten Thränendrüsen lange versiecht sind, sonst hätte ich am Ende mit ihr um die Wette geflennt. Und sie hat mich gebeten, ich sollte ihr Vertrauen schenken, — sie thäte es ja nicht, um für sich was zu erringen; sie wäre sich einer Schuld gegen den Herrn Lieutenant von Uchtenhagen bewußt und müßte sie büßen. Kurz vor dem Kriege hätte er in allen Ehren um sie angehalten; sie hätte ihn abgewiesen, um ihn nicht unglücklich zu machen. Denn unglücklich wäre er doch geworden, wenn er ein armes Mädchen von so geringem Stande geheirathet hätte, — er hätte den Abschied nehmen müssen und wäre mit seiner Familie auseinander gekommen. Sie hätte gemeint, er würde es leicht verwinden. Und nun hätte er es sich zu Herzen genommen und hätte ihr einen sterbenstraurigen Brief geschickt, — und wer weiß, ob sie ihn nicht in den Tod getrieben. Nun wollte sie ihn pflegen und Tag und Nacht über ihn

wachen, daß er sähe, es sei nicht aus bösem Herzen, wenn sie seine Frau nicht werden könne, — und die Pflege würde ihm gewiß wohlthun, und sie verstünde sich auch darauf, weil sie immer eine kranke Mutter habe. — —

Ich habe mit dem Doktor und der Schwester Martha berathen, und nachdem diese das junge Ding gesehn und gesprochen hatten, waren sie beide der Meinung, wir sollten sie in dem Lazareth anstellen, natürlich nicht blos für Achaz, sondern für alle Verwundete, und es werde für Achaz nützlich sein.

Das war gestern. Heute Morgen aber erfahre ich, daß die Raserei sich gestern Abend gelegt hat, nachdem die Kleine gekommen ist. Und der Doktor macht ein ganz anderes Gesicht, als gestern, und gesteht mir, bis gestern hätte er eigentlich keine Hoffnung gehabt, daß er den Jungen durchbrächte. Und nun leb' wohl, mein Anntrinchen, grüß' den Alten herzlich, und er soll mir die kleine Näherin nicht verachten, — Schwester Rosa haben wir sie getauft. In Liebe

Dein Onkel Anton von Brausewitz."

Das war der erste Brief. Aber einen zweiten hatte an demselben Morgen Hans Hansen an seine Schwester Lieschen geschrieben. Dieser Brief lautete:

„Liebe Schwester!

Heute schreibe ich an Dich weit leichteren Herzens, als bisher. Denn unsere beiden Doktors lachen ordentlich, wenn sie sich den Herrn Achaz ansehen, obschon er seit mehreren Tagen und auch jetzt noch im Fieber liegt. Das Alles kommt daher, weil wir seit gestern noch eine

neue Krankenpflegerin haben, und sie stammt aus Halberstadt und heißt Röschen Milde und ist von Stande eine Näherin. Und der Herr Major von Brausewitz, unser Kommandant, hat es mir selber erzählt, und es war das Sonderbarste, was ich erlebt habe.

Er kam in unser Zimmer und sah sich den kranken Herrn Lieutenant an, der im Fieber lag und lauter dummes Zeug sprach und mit den Augen rollte, daß man dabei graulich werden konnte. Und da sagte der Herr Major ganz weichmüthig: Hans Hansen, Du wirst auch ferner brav gegen Deinen Landsmann handeln? — (Wem er besonders gewogen ist, duzt er, und man kann es ihm nicht übel nehmen.) Zu Befehl, Herr Major! — erwiderte ich.

Gut! sagte er, ich weiß, man kann sich auf Dich verlassen; nachher kommt eine neue Pflegerin, ein ganz junges Mädchen, in das Lazareth. Ich weiß nicht, was sie prästiren wird, aber sie hat den besten Willen; darum hilf ihr nach Kräften.

— Zu Befehl, Herr Major! — Nun wendete er sich zum Fortgehen; aber er drehte sich langsam wieder um, als wenn er noch was besonders Wichtiges auf dem Herzen hätte und sagte dann lächelnd:

— Hans Hansen, hast Du mal ein Mädchen lieb gehabt? —

— Zu Befehl, Herr Major! —

— Hast Du sie unglücklich geliebt? —

— Zu Befehl, Herr Major! —

— Ach, dummes Zeug, darin habe ich nichts zu be-

fehlen; ich frage nicht um Narrenspossen, sondern es hat seine Bedeutung. Hast Du wirklich mal unglücklich geliebt? —

— Zu Befehl, es ist wirklich und wahrhaftig so! —

— Nun, dann ist's gut; dann wirst Du mich verstehen. So was wie unglückliche Liebe hat mal zwischen der Pflegerin und dem Lieutenant von Uchtenhagen gespielt, und darum befehle ich Dir, scharf aufzupassen, was die neue Pflegerin auf den Herrn Lieutenant für einen Eindruck macht. Wir müssen wissen, ob es nützlich ist oder ob ihm die Aufregung schadet! —

Und ich wußte ja von dem, was zwischen Beiden vorgekommen war, schon seit ein paar Tagen, wo es mir der Herr Lieutenant selbst erzählte, auf daß ich seinen letzten Willen bezeugen könnte. —

Bald darauf kam die Schwester Rosa, wie sie hier genannt wird, zuerst in das Krankenzimmer, und sie blieb an der Thür weit ab von dem Bett stehn und sah mit gefalteten Händen von Weitem nach ihrem früheren Liebsten. Und der Herr Lieutenant fieberte sehr und er mußte glauben in der Schlacht zu sein, denn er kommandirte laut. Und Schwester Rosa weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Mich dauerte sie sehr und ich sagte ihr: Weinen Sie nicht, Fräuleinchen, er wird gewiß wieder gut! — Da lächelte sie mich durch Thränen an, bot mir die Hand und sagte freundlich: Ja, er muß wieder gut werden, — und ich werde nicht mehr schwach sein.

Und nun traten wir leise an sein Lager; sie aber

stand so, daß er sie nicht sehn konnte, und legte ihm eine mit kaltem Wasser getränkte Binde um die Stirn, und sobald sie mit ihrer Hand seine Schläfe berührte, da wurde er mit einem Mal still und sagte: Ach, das gute, sanfte Händchen! — und das wiederholte er an zehn Mal und immer leiser und dann schlief er ein.

Später aber, als er wieder aufwachte und sie ihm zu trinken gab, sah er sie glückselig an. Aber seine Augen hatten einen unbestimmten, schwimmenden Ausdruck, als wenn er nichts von dem erkennen konnte, was in seiner Nähe war; und er sagte langsam und vernehmlich: Ach, das liebe, gute Röschen mit den weichen Patschhändchen hat mich gar nicht lieb, gar nicht lieb, gar nicht lieb! — Sie jedoch küßte ihm leise die Stirn und flüsterte ihm zu: Pst, pst, pst! immer schlafen, immer schlafen, nicht schwatzen! gesund schlafen müssen wir uns! — — Und da ist er wieder eingeschlafen. —

Die Schwester Rosa hat auch die andern Verwundeten mit zu pflegen, und sie hat es in der Nacht so sanft und gut gemacht und sie thut Alles so ruhig und geräuschlos, daß wir sie schon in der einen Nacht alle lieb gewonnen haben. —

Aber nun habe ich genug von dem jungen Mädchen geplaudert. Mir geht es tagtäglich besser. Ich glaube, ich kann in vier Wochen wieder eintreten, — wenn dann der Krieg noch nicht vorbei ist.

Wir haben noch keinen einzigen Brief aus der Altmark hierher bekommen, und Du hast doch gewiß gleich geschrieben. Die Verpflegung und Aufwartung im La=

zareth ist ausgezeichnet, und doch möchten sie Alle nach Deutschland zurück und sich zu Hause auskuriren lassen. — Einen schönen Gruß an die Eltern und die kleinen Göhren und an Vatersbruder, der doch gewiß wieder munter ist, und an Grete und an alle guten Freunde und Bekannte von Deinem Dich liebenden Bruder Hans."

Die beiden Mädchen hatten Manches über die Briefe zu reden. Daß das plötzliche Erscheinen der kleinen Näherin Röschen Milde von Halberstadt im Lazareth zu Thiaucourt im Befinden des schwerverwundeten Achaz von Uchtenhagen eine Besserung hervorrufen würde, erschien seiner Schwester Anntrin sehr wahrscheinlich; wußte sie doch, mit welcher Liebe er noch auf seinem Schmerzenslager ihrer gedacht hatte. Anntrin fragte ihre Freundin auch, was es mit der unglücklichen Liebe ihres Bruders Hans auf sich habe. Lieschen gab indessen eine ausweichende Antwort.

„Es ist eine ganz alte Geschichte, liebe Anntrin," sagte sie, „von der ich auch nicht viel weiß. Ich werde mich aber mal bei Frau Schulz in Siebenmorsleben darnach erkundigen."

Beide Mädchen freuten sich, als sie die beiden Doktoren über den Hof kommen sahen. Hatten sie doch mit ihnen zu überlegen, was und in welcher Form sie dem Freiherrn aus den Thiaucourter Briefen mittheilen durften.

Sechstes Kapitel.

Von des Freiherrn von Uchtenhagen Krankheit. Die Lebensgeschichte des Doktor Grimm. Warum derselbe sich von Anntrin einen Band der Uhlandschen Volkslieder schenken läßt.

Der Freiherr von Uchtenhagen lag in einem bequemen Sessel und ließ sich von Doktor Grimm dessen Erlebnisse auf der Reise nach Berlin erzählen. Wer den Freiherrn seit $1^1/_2$ Monat nicht gesehn hatte, mußte bemerken, welche Veränderung seit der Kriegseröffnung mit ihm vorgegangen war. Das kluge Auge hatte Feuer und Glanz verloren, dafür war mehr als sonst ein Ausdruck der Milde, des Wohlwollens darin zu lesen.

Auch Doktor Wolgemut kam bald darauf; er meldete bei einer Gesprächspause, Fräulein Anntrin habe erfreuliche Nachrichten über ihren Bruder erhalten, welche sie ihrem Großvater mittheilen werde. Er selbst empfahl sich nunmehr. „Es wird höchste Zeit, verehrter Herr Baron," fügte er hinzu, „meine städtischen Patienten und meine Familie verlangen dringend nach mir." Seitdem der Doktor Wolgemut sich die vier Kinderchen

seines Bruders herbeigeholt hatte, sprach er oftmals und mit besonderer Betonung von seiner „Familie“; er glich darin einem alten Junggesellen, der sich endlich glücklich verheirathet hat und nun zu Jedermann von seinem Frauchen erzählen muß.

Er war kaum fort, da erschien Anntrin mit den Briefen. Doktor Grimm wollte sich bei ihrem Eintritt ebenfalls entfernen. Der Freiherr aber sagte ihm: „„Wo wollen Sie hin, lieber Doktor? Anntrinchen hat gewiß keine Geheimnisse. Alles was unsern armen Achaz betrifft, kann sie sicher vor Ihnen erzählen.““ Der Doktor blieb hierauf.

Anntrin erinnerte ihren Großvater an den Warnungsbrief des Onkel Brausewitz. Die Befürchtung, Achaz könne eine Mißheirath schließen, wurde dazumal schnell zerstört, indem Achaz selbst schrieb, er habe sich einen Korb geholt. „Aber,“ fuhr Anntrin fort, „der Korb muß der Liebe keinen Abbruch gethan haben. Denn er sprach von dem Mädchen, als er zum Abschiednehmen herkam, mit der höchsten Hochachtung und Verehrung, er empfahl mir feierlich die Fürsorge für die Geliebte und deren Angehörige, — falls er im Felde bleiben sollte. Der gute Junge nannte dies seinen letzten Willen. Ja, er deutete an, daß er über die Beweggründe ihres Nein seine besonderen Vermuthungen habe. Und nun, lieber Großvater, höre die Briefe von Thiaucourt.“ —

Sie las die Briefe unverkürzt vor. Der Freiherr schloß dazu die Augen und hielt wie zum Schutz derselben die Hand darüber. Als Anntrin fertig war, blickte er auf:

„„Nun, mein liebes Kind? meinst Du, Schwester Rosa habe es darauf abgesehen, durch die Pflege unsers Achaz seine Hand zu erobern?““

„Großvater, böser Großvater, — nein! das ist Dein Ernst nicht. Sie liebt ihn, das ist sonnenklar. Das Mädchen dachte edel, als sie seine Hand verschmähte, weil sie sich nicht Kraft genug zutraute, ihm die schweren Opfer, welche er hätte bringen müssen, vergessen zu machen. Weshalb sie jetzt nach Frankreich eilt, mutterseelenallein in das wüste Kriegsgetümmel, um den schwerverwundeten verschmähten Geliebten zu pflegen? — ich würde sie dafür küssen, wenn ich sie hier hätte! — O, Bruder Achaz hat sein Röschen richtig gewürdigt!“

„„Ich glaube gar, Du hättest sie am liebsten gleich morgen zur Schwägerin.““

„Ach Großvater, herzensguter einziger bester Großvater, wenn uns das Röschen den Achaz wieder gesund pflegt, — nein, da lassen wir sie nicht ziehn, wir nehmen Röschen Milde als einen Edelstein einziger Art in unsere hohe Familie auf!“

Der Freiherr ging auf den scherzhaften Ton nicht ein, den Anntrin in den letzten Worten anschlug. Er schüttelte langsam den Kopf. Sanft und mit rührendem Ausdruck sagte er: „„Es ist merkwürdig, über welche wunderbare Kraft und Ausdauer das schüchternste Mädchen, wenn es liebt, zu gebieten vermag! — — Was haben wir nicht an Leopoldine erlebt, lieber Doktor!““

Anntrin horchte auf. Unwillkürlich fragte sie: „Leopoldine?“

„„Ja, Leopoldine! — Ach, Du wunderst Dich, daß ich mich an den Doktor wende! — Nun — wir wollen es nicht länger verschweigen, nicht wahr mein Lieber?“ “

Der Doktor gab ein Zeichen der Zustimmung; er sah dabei sehr ernst aus.

„„Sieh, mein liebes Kind,““ fuhr nun der Reichsfreiherr fort, „„dieser Doktor hier ist jener böse Demokrat, der es verstanden hat, sich die Liebe meiner unvergeßlichen Leopoldine zu erobern. Sie ruht nun zwanzig Jahre in der kühlen Erde, — zwanzig Jahre, — und doch nur eine Spanne Zeit; ist's mir nicht, als wäre es gestern gewesen, als wir den jungen, müden Leib in die Gruft senkten? Aber nun, zwanzig Jahre nach ihrem Tode, wo die dunklen Schatten jener Zeit längst verscheucht sind, haben wir Beide uns besser kennen und schätzen gelernt. Die Liebe zu ihr hat uns wieder zusammengeführt.““

Anntrin reichte dem Doktor herzlich beide Hände: „Jetzt weiß ich, was mich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an zu Ihnen hinzog.“

Der Doktor sah das junge Mädchen dankbar an und sagte: — Ihre lieben braunen Augen und der Wohlklang Ihrer tiefen Stimme erinnern mich stündlich an die Unvergessne. Ihr Herr Großvater hat mir den Schmerz, den ich ihm bereitet, großherzig verziehen; ich war in meiner Jugend vorschnell im Urtheil und ungerecht, und habe dadurch mich und Andere unglücklich gemacht, — — — aber die Zeit läßt alle Wunden verharschen. — —

Er schwieg so plötzlich, als fürchte er, die alten Erinnerungen könnten ihn zu unbesonnenen Worten verleiten. Der Freiherr aber sagte mild: „„Erzählen Sie meiner Enkelin von den vergangenen Tagen, lieber Doktor, lassen Sie zwischen sich alles klar werden, — ich will ein Stündchen schlafen.““

Und beide gingen aus dem Krankenzimmer. Draußen war prächtiges Wetter, heller Sonnenschein und frische durchsichtige Luft, ein herrlicher Spätsommer-Nachmittag.

— Wollen wir einen Spaziergang durch Garten und Park machen? Die Geschichten aus meiner Jugendzeit kann ich nur in Busch und Wald erzählen. —

Anntrin war es zufrieden; sie entfernte sich, Hut und Tuch zu holen: „Gehen Sie nur unter die Akazien im Rosenpatz, ich bin in einer Minute wieder da.“

Aber es war noch keine Minute verflossen, als sie hastig mit erregtem Gesicht zu ihm zurückkehrte: „Kommen Sie mit mir auf das Archivzimmer. Dort liegt ein Schatz versteckt, — der Assessor Dowat hat ihn entdeckt und mir davon gesagt, aber ich vergaß es, ihn zu heben, — ein Packet Briefe, sagte er mir, liege dort, aus den Jahren 1848 und 1849, an Tante Leopoldine gerichtet von ihrem Geliebten und „Franz“ unterzeichnet. Sie müssen sie geschrieben haben. Kommen Sie, kommen Sie, wir gehen dann durch den Wald an einen lauschigen Versteckfleck, im Ellernbrook wird er benannt, und nehmen die Briefe mit.“

Der sonst so ruhige Doktor war über die Mittheilung förmlich erschrocken, oder war Anntrins Auf-

regung ansteckend? — Meine Briefe, meine Briefe an Leopoldine? — rief er, — wo sind sie? —

Sie gingen hinauf zum Archivthurm. — Es war so, wie der Assessor gesagt hatte. In dem ersten Aktenschrank fanden sie das alte Amtsbuch über die Verträge und Ehestiftungen und darin das Päckchen Briefe mit einem verblaßten blauseidenen Bändchen umschlungen. Mit zitternden Händen band es Doktor Grimm auf.

„Nun kommen Sie, lieber guter Doktor, — nicht hier, im schönen grünen Walde sollen Sie mir erzählen von der lieben guten Leopoldine, von der Großvater so selten spricht, — aber die älteren Leute auf dem Hofe und im Dorfe sagten mir immer: Es war ein Engel von Güte, das selige Fräulein Poldchen."

— Ja, ein Engel von Güte! — wiederholte der Doktor Grimm.

Sie gingen beide durch den Park und durch Wald und Wiese, den selbigen Weg, den vor zwei Monaten an jenem schönen Juliabende Anntrin und Lieschen und Franz Dowat gegangen waren. Der Doktor erzählte ausführlich von seiner ersten Bekanntschaft mit der sanften schlanken Leopoldine und von ihrer Liebe und Treue, er meinte schier sein ganzes Herz einmal ausschütten zu müssen, und die kleinste Kleinigkeit, die ihm aus jener Zeit wieder in Erinnerung kam, erzählte er seiner aufmerksamen Zuhörerin.

Als sie in den Ellernbrook gelangten und sich unter die Eiche setzten, sagte er: — Hier saß ich schon einmal, liebes Kind, — wie lange ist es her? 1847 war es,

Anfang September, just wie heut und an einem ebenso schönen stillen Nachmittage. Ich war auf drei Tage auf dem Edelhof zu Wischendorf zum Besuche; Ihr Großvater hatte es mir gestattet, und Ihre Mutter war ebenfalls da, und Leopoldine und ich sollten uns nur in deren Gegenwart sprechen. An einem schönen Nachmittage spazierten wir Drei hierher, und Ihre Mutter, liebe Anntrin, war mitleidig, und als wir hier auf dem lauschig versteckten Platze saßen, ging sie weit in die Wiesen hinein, den Bach entlang, Blumen zu einem Strauße zu suchen, und sie nahm den klugen braunen Jagdhund mit, Chasseur hieß er, und ließ uns hier so lange allein. Es war der letzte Tag vor meiner Abreise, und unter Thränen und Küssen nahmen wir den Abschied vorweg. Und als Ihre gute Mutter zurückkehrte, da kündigte sie sich, um uns nicht zu überraschen, zuvor durch ein Lied an, und sie sang ein Lied, welches in einer andern Lesart schwäbischer Mundart zu einem Salonlied geworden ist, und Leopoldine mit ihrem schönen tiefen Alt stimmte mit ein. Ich höre es noch heute:

Ich ging wol an ein Brünnelein,
Trank aber nicht,
Suchte meinen herztausendschönsten Schatz,
Fand ihn aber nicht.

Und nun, nach bald dreiundzwanzig Jahren, komme ich zum ersten Male wieder in die Altmark, und ich wandere zu Fuß spät Abends dort durch Wiese und Wald jenen Weg, der hinter dem Park in das Dorf führt. Und ich gedenke jenes wundervollen Spaziergangs und ob die

Eiche am Ellernbrook wol noch steht. Und ich sinne nach über das Lied, welches die Beiden dort gesungen haben, und ich kann mich nicht auf die traurig schöne Weise besinnen.

Plötzlich aber ertönt kaum hundert Schritt von mir entfernt ein Quartett, herrliche Stimmen, und köstlich zu einander passend, — ich weiß nicht, ob ich Schöneres jemals hörte. Und sie singen dasselbe Lied von dem Brünnelein und dem herztausendschönsten Schatz, dessen Wege so weit sind. Ich stehe wie festgebannt, — ich traue meinen Ohren nicht, ist es ein Zauber dieses mondbeglänzten deutschen Waldes? ist es ein Trug meiner erregten Sinne? — Ich stehe wie festgebannt und höre klopfenden Herzens dem Liede der unsichtbaren Sänger zu. Und das wunderbarste: die schönste Stimme unter allen, eine Altstimme, sie klingt genau ebenso, wie die meiner verstorbenen Braut. Es war kein Spuk; denn nicht lange, als die Worte verklungen waren:

Gute Nacht, herztausendschönster Schatz,
Meine Wege, die sind weit. —

sah ich Sänger und Sängerinnen denselben Weg betreten, auf welchem ich mich befand, und heimgehen. „Gute Nacht, gute Nacht!“ riefen sie einander zu. Als der letzte Ton ihrer Stimmen verhallt war, — ich gestehe es ohne Scheu, — warf ich mich ins Heidekraut und weinte bitterlich. —

„Sie wissen, wer die Sänger waren?“ fragte Anntrin.

— Ja, ich weiß es, Lieschen Hansen hat es mir erzählt, — und Ihre Stimme, liebe Anntrin, gleicht der

meiner Leopoldine, wenn schon Ihr Gesang einen besseren Musikunterricht verräth. Ich wollte nichts, als ungekannt ein paar Blumen auf das Grab meiner geliebten Braut legen, — allein der Gesang an jenem Sommerabend hat es mir angethan; — Ihr Gesang, liebes Kind, ist die Ursache, daß ich mich bei meiner alten Gönnerin, der wackeren Frau Schulz in Siedenmorsleben, einquartierte. —

Anntrin hatte der Erzählung mit Andacht zugehört. Eine Thräne der Rührung war ihr wider ihren Willen über die rosigen Wangen gelaufen. Sie wendete sich ab, damit es der Doktor nicht sehe, und schüttelte ihr braunes Lockenköpfchen, als wollte sie die Rührung fortschütteln, und sagte dann mit fröhlichem Ton:

„Ei, da will ich das schöne Lied zeitlebens in Ehren halten!"

Der Doktor zog unterdessen das Briefpacket aus der Tasche und durchflog stillschweigend einen der Briefe. Darauf strich er sich mit der Hand über die Stirn, auf der ein paar ernste, tiefe Falten zum Vorschein gekommen waren, und sagte gleichmüthiger: — Briefe, die ich vor langen Jahren von lieber Hand erhielt, — es ist erquicklich, sie zu lesen; — aber Briefe, die ich vor Jahren selber schrieb, kommen mir so fremdartig und unwahr vor, daß ich mich kaum entschließen kann, sie wieder anzusehen. Nicht, daß ich jemals Unwahres schrieb, — nein! ich habe mich seither so verändert, daß ich den alten Franz Fröhlich gar nicht mehr wieder erkenne. —

„Franz Fröhlich?" — fragte Anntrin.

— Ja, Fröhlich ist mein Vatersname; auf der Universität gaben sie mir den Spitznamen Grimm, und als ich nach Amerika ging, zog ich es vor, diesen Namen anzunehmen. Ich wollte mit der alten Welt nichts mehr zu thun haben. —

Er band das blaue Bändchen sorgfältig wieder um das Päckchen und steckte es in die Tasche. Als er die verwunderten Augen des Mädchens sah, fuhr er lächelnd fort: — Um meine Geschichte sollen Sie nicht kommen, liebes Kindchen, und wenn es Sie interessirt, die Briefe zu lesen, so sollen Sie dieselben erhalten. Zuvor werde ich jedoch Leopoldinens Briefe dazu thun, die ich mir sämmtlich gerettet habe. — Wie weit war ich in meiner Erzählung gekommen? —

„Sie erzählten von Ihrem Besuch in Wischendorf im Spätsommer 1847.“

— So war es. — Ich hatte mir während des dreitägigen Aufenthalts die Gunst Ihres Großvaters nicht zu erwerben gewußt. Ich war ein heißblütiger Bursch, rücksichtslos und unduldsam gegen anders Denkende, sonst aber von durch und durch demokratischen Grundsätzen. Ich fand es eigentlich ganz ungerechtfertigt, daß der Reichsfreiherr von Uchtenhagen auf Wischendorf seiner Tochter nicht völlige Freiheit ließ, sondern Vorschriften über ihren Verkehr mit mir machte. Nachdem ein Probejahr verflossen war, wurde uns während eines zweiten Probejahres wenigstens der Briefwechsel gestattet. Deshalb machte ich damals keinen Versuch, Leopoldine in dem Gehorsam gegen ihren Vater zu erschüttern. Da

kam das Jahr 1848 und riß mich in den Strudel der politischen Bewegung. Noch bevor das zweite Probejahr um war, nahm Ihr Großvater die Zusage des brieflichen Verkehrs zurück, und wir hätten denselben aufgeben müssen, wenn sich nicht mitleidige Seelen, wie die Frau Schulz in Siedenmorsleben, gefunden hätten, den Briefwechsel zu vermitteln. Ich bestürmte die Geliebte, sich von mir entführen zu lassen, — allein sie weigerte sich, ihren Vater zu betrüben. Sie vertröstete mich, es werde ihr später gelingen, sein Herz zu erweichen. — — Ich eile zum Schluß. Im Mai 1849 wurde ich in Baden als Rebell gefangen genommen und vor das Kriegsgericht gestellt. Leopoldinens Anstrengungen, mich zu befreien, waren ebenso fruchtlos, wie ihre Versuche, meine Begnadigung zu erwirken. Als ich zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt war, erkrankte sie, — und wenige Wochen, nachdem ich in Bruchsal den Sträflingskittel angezogen hatte, gelangte zu mir die Nachricht von ihrem Tode. —

— — — — — — — — — — — — —

Der Doktor Grimm, — wir wollen diesen Namen statt des echten lieber beibehalten — schwieg still; er malte in den Sand vor der Eiche mit seinem Stock allerlei Buchstaben. „L. v. U." glaubte Anntrin zu erkennen.

Endlich sah er nach der Uhr: — Wir müssen uns wol auf den Heimweg begeben, liebes Kind? —

Anntrin stand schweigend auf.

— Kommen Sie, ich erzähle Ihnen weiter. Lange Zeit in Einzelhaft zu verbringen, ist schrecklich. Aber

das Furchtbarste ist, wenn man der künftigen Freiheit mit Gleichgültigkeit entgegensieht. Was hatte ich von der Welt zu hoffen? — Meine einzige Schwester war einige Jahre zuvor gestorben. Ihr Gatte hatte sich mit mir wegen meiner politischen Thätigkeit gänzlich überworfen. Von den vielen Freunden, die ich in den Zeiten des Glückes mir erworben hatte, erfuhr ich nichts; nur zwei, um die ich es eigentlich nicht verdient hatte, versuchten mit mir in Verbindung zu treten, um mein Geschick zu erleichtern.

So verging Monat auf Monat, Jahr auf Jahr. Mein kerngesunder Körper schien mürbe zu werden. Da wurde mir eines Tages angekündigt, ich solle in drei Wochen begnadigt und entlassen werden, sofern ich mich verpflichte, unverzüglich nach Amerika auszuwandern. Was lag mir an Deutschland, an meinem Vaterland, in welchem eine siegestrunkene Reaktion Freiheit und Recht mit Füßen trat? — Ich erklärte mich einverstanden. Beinah vier Jahr hatte ich im Kerker zugebracht. So kam ich nach Amerika.

In Amerika erging es mir, wie den meisten Auswanderern, anfänglich nicht besonders. Ich hatte die Lust an den Menschen verloren und wanderte tief nach Westen. Auf einsamer Farm saß ich lange Jahre mit meinem Vieh und ein paar deutschen Arbeitern, die ich gegen Betheiligung am Ertrage mir dauernd gewann. Elf Jahre nach Leopoldinens Tode nahm ich mir ein Weib. Ich hatte die Geliebte der Jugend nicht vergessen. Dennoch verheirathete ich mich. In einer

schweren Krankheit pflegte mich die Familie eines deutschen Nachbarn. Der Tochter, einem guten braven Mädchen, dankte ich mein Leben. Sie liebte mich, und ich heirathete sie, und wir lebten in glücklicher Ehe. Allein es sollte mir nicht so gut werden, wie anderen Leuten. Nur ein Jahr lang dauerte die Ehe, meine Frau starb im Kindbett; ihr kleines Töchterchen folgte ihr nach wenigen Tagen. Nun war ich wieder einsamer als zuvor. Um diese Zeit stürzte ich mich in die Politik und fand hier endlich eine gewisse Befriedigung. In materieller Beziehung ging es mir sehr gut. Das Glück war nicht müde geworden, mich mit Geld und Gut zu überschütten, obschon ich nicht darnach trachtete. Ich hatte in den ersten Jahren große Landkäufe gemacht, — aus Mitleid mit einigen deutschen Einwanderer-Familien. Ihre Farmen bezahlte ich weit über den Werth. Wenige Jahre später, — und die Eisenbahn ging über meine Besitzungen; bald kam eine zweite Eisenbahn, die sich gerade hier mit der ersten kreuzte. Eine Stadt wurde angelegt und blühte schnell empor. Ich verkaufte meinen Acker zum hundertfachen Einkaufspreise zu Baustellen. — Mit dem Jahre 1866 erwachte in mir eine unbezwingliche Sehnsucht nach der deutschen Heimat. Ich entschloß mich endlich, mein Hab und Gut zu versilbern. Was mich nach Deutschland trieb, — ich wußte es selbst nicht. Das einzige Kind meiner Schwester war bald nach meiner Auswanderung gestorben; so hatte ich von einem zuverlässigen Landsmann erfahren. Seit den paar Monaten, wo ich in Deutschland bin, fand ich nirgends Ruhe. Es trieb

mich zu Leopoldinens Grab; — und doch, was sollte ich hier? — Sie wissen, liebes Kind, weshalb ich blieb. Inzwischen erfuhr ich etwas, was ich nie geahnt hatte, und was mir zur Gewissenspflicht machte, mich dem Vater meiner verstorbenen Braut dankbar zu zeigen. Ihr Großvater hatte sich nach Leopoldinens Tode unablässig bemüht, meine Begnadigung durchzusetzen. Ihm allein schuldete ich die Befreiung aus der Haft, nachdem ich kaum ein Drittel der Strafzeit hinter mir hatte. Und ich hatte es nicht um ihn verdient! — —

„Ja, der Großvater ist gut, seelensgut, — sein Herz ist wohlwollend gegen alle Menschen, und er versteht es, die Wohlthaten, welche er erweist, verborgen zu halten. Ach, wie liebe ich ihn und wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren!“

Sie waren inzwischen an dem Park angelangt. Doktor Grimm erwiderte auf Anntrins letzte Aeußerungen nichts. Schweigend gingen sie nebeneinander, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Plötzlich fragte der Doktor das junge Mädchen:

— Wie alt ist Ihr Großvater? —

„Er wird im Dezember siebenundsiebzig Jahr.“

— Ein schönes Alter! Erinnern Sie sich des Bibelworts: Unser Leben währet siebenzig Jahr und wenns hoch kommt, so sinds achtzig Jahr; und wenns köstlich gewesen ist, so ists Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon. Ein schönes Alter, 77 Jahr! —

„Mein Gott, Sie sagen das so nachdrücklich — Sie

haben doch nicht Furcht, daß Großvater uns bald genommen werden könnte?"

— Fürchten Sie sich nicht ohne Grund, mein liebes Kind. Bei dem kräftigsten siebenundsiebenzigjährigen Greise ist jede Erkrankung gefährlich. Mir gefällt heute der Zustand des alten Herrn weniger als gestern. Aber Angst brauchen Sie darum noch nicht zu haben! —

Im Herrenhause angelangt, erfuhren sie, daß der Freiherr noch schlafe. Sie gingen in Anntrins hübsche Thurmstube. Der Doktor Grimm erblickte den kleinen Bücherschrank.

— Nun, mein liebes Fräulein, habe ich eine große Bitte an Sie; werden Sie mir dieselbe gewähren? —

„Gewiß, gewiß!" — erwiderte Anntrin.

Der Doktor langte den Band der Uhlandschen alten Volkslieder heraus, in dem er schon einmal geblättert hatte: — Dieses Buch schenkte ich einstmals Leopoldinen; später ist es hin und her gewandert zwischen uns, — als ich gefangen war, ließ es Leopoldine in meinen Kerker einschmuggeln, ein Brief lag darin verborgen. Ich hatte es in meinem Gewahrsam, wie ich in das Zuchthaus abgeführt wurde, mußte es aber zurücklassen. Ein regelmäßiger Verkehr mit meiner Braut war vom Zuchthaus aus unmöglich. Erst einige Wochen, nachdem ich den Sträflingskittel trug, gelang es mir, einen Brief an sie herauszuschaffen. Ich sprach darin die Hoffnung aus, es bald durchzusetzen, wissenschaftliche Bücher in den Kerker zu erhalten. Dann möge sie mir Uhlands Volkslieder senden und bei dem schönen Liede

von dem Schloß in Oesterreich und dem darin auf den Tod gefangenen Knaben einen Brief durch feines Durchstreichen der Buchstaben zusammenstellen. Sie hat meinen Brief wenige Tage vor ihrem Tode erhalten, — die Frau Schulz in Siedenmorsleben, welche ihn von Bruchsal aus bekam, hat ihn mit Hilfe der alten Grete in ihr Krankenzimmer geschafft. Noch auf dem Sterbelager hat sie sich den Uhland geben lassen und hier, — sehen Sie, hat sie den letzten Brief für mich zusammengestellt. Er enthält nur die Worte: „„Leb wohl, Geliebter! Dank für Deine Liebe. Ich sterbe, treu bis zum Tod!““ — Sehen Sie, liebes Kind, das ist ihr Vermächtniß, und dieses Buch müssen Sie mir schenken; ich werde ein anderes Exemplar für Ihren Bücherschrank besorgen. —

Anntrin willigte mit Freuden ein.

Siebentes Kapitel.

Ein Traum veranlaßt den Freiherrn, sein Haus zu bestellen. — „Folge allein der Stimme Deines Herzens!“ — Nachrichten von den Sechsundzwanzigern. Zwei Verwundete von Beaumont. Trübe Gedanken eines gutherzigen Mädchens.

Josef, der Bediente, kam und rief den Doktor zum Freiherrn, der vom Schlummer erwacht war.

Der Kranke war im Bette liegen geblieben. Er nickte dem Doktor freundlich zu.

„„Nun, haben Sie Anntrin' erzählt?““

— Ja, sie ist von Allem unterrichtet. —

„Das ist schön. — Ich weiß nicht, lieber Doktor, der Schlaf hat mich gar nicht gestärkt, ich habe einen dummen Traum gehabt, der mich beunruhigte. Sie müssen ihn mir deuten.““

— Aber, Herr Baron, darauf verstehen wir Aerzte uns nicht. —

„„Nun, so rathen Sie mir, ohne ihn zu deuten! — Ich träumte, ich sei gestorben und lag im Saal in einem schönen einfachen eichenen Sarge — so wie ich ihn mir

wünsche — über und über mit Blumen geschmückt, und Sie und Anntrin standen zu Fußenden und Anntrin weinte bitterlich. Sie aber trösteten sie und sagten: Wie gut, daß er nicht erfahren hat, daß Achaz vor ihm gestorben ist! Dann aber wurde alles still und ich war Stunden lang allein. Plötzlich hörte ich wieder Stimmen; anfänglich klangen sie mir fremd. Aber nachher unterschied ich die Stimme eines alten Gerichtsaktuars, der lange todt ist. Selbiger haßte mich, glaube ich, weil ich ihn ein paarmal hinderte, der Armuth im fiskalischen Interesse Geld abzupressen. Wissen Sie, der Mann war nicht böse, — aber er war erbittert und vergnittert, wie es unsere Beamten vor Kummer und Noth in Folge der schlechten Besoldung öfters werden. Dieses alten Gerichtsaktuars Strümpel Stimme unterschied ich und er sagte: Da liegst du nun, du stolzer, kluger und reicher Reichsfreiherr von Uchtenhagen, du liegst im Sarge und bist todt. Ich aber lebe noch und lege die Siegel an deinen Nachlaß, an all' dein Hab und Gut, ich lege die Siegel an, weil du, thörichter Greis, nicht einmal dein Haus bestellt hast, wie es sich für jeden Familienvater geziemt, — und nachher wird Alles verkauft, was überflüssig ist, und das Vormundschaftsgericht wird thun, wie's ihm beliebt, denn die neue Vormundschaftsordnung ist noch nicht heraus. Ueber deinen Nachlaß haben wir noch Macht, wir, wir, die Gerichte, die Gerichte, die Gerichte! — Und dazu lachte der Alte so hämisch, ich wachte auf, — aber das Lachen des Alten, der gewiß schon zwanzig Jahr lang todt ist, höre ich noch!""

— Nun? — sagte der Doktor, — Sie werden sich doch durch einen so albernen Traum nicht die Laune verderben lassen! —

„„Nein, das nicht. Aber der alberne Traum hat Recht; ich habe mein Haus nicht bestellt. Früher hinderten mich daran meine Fideikommißstiftungs=Pläne. Ich habe sie aufgegeben. Jetzt, wo der grimmige Tod die Jugend Deutschlands niedermäht, wo hunderte unserer alten Adelsgeschlechter ihre kräftigsten Sprößlinge dem Vaterlande opfern müssen, — wo mein eigener Enkel, mein einziger männlicher Nachkomme, lebensgefährlich verwundet in Lothringen liegt, — vielleicht ist er schon todt, — da erkenne ich allerdings, daß mein Vorhaben thöricht war und zu der neuen Zeit nicht paßte.““

— Aber wozu braucht es dann besonderer Anordnungen? Sind Ihre beiden Enkel nicht Ihre einzigen Erben? —

„Das sind sie, aber Amtrin ist minderjährig, während Achaz durch das neue Gesetz seit dem 1. Juli großjährig ist. Soll ich das Vormundschaftsgericht frei wirthschaften lassen? — Sie wissen wahrscheinlich nicht, was das besagt. Sie kennen das altpreußische Vormundschaftsrecht nicht, — diese schwächste Seite des Landrechts. Darnach ist das Gericht der wirkliche Vormund, und der sogenannte Vormund hat nur zu thun, was das Vormundschaftsgericht befiehlt, es sei denn, daß er von der Aufsicht desselben testamentarisch befreit ist. Ich kenne das, ich habe beide Arten Vormundschaften mehrfach gehabt. Für meine Enkelin bin ich befreiter Vormund, — mein Sohn behielt Zeit zu testiren, — aber wer wird

mein Nachfolger sein? — Nein, der alte Aktuar Strümpel in meinem Traum hatte Recht; ich muß mein Haus bestellen. Schicken Sie noch heute zum Kreisgericht.“ “ —

Am folgenden Tage erschienen die Gerichtspersonen. Nach längeren Verhandlungen nahmen sie statt einer letzwilligen Verfügung nur einen Antrag auf schleunige Großjährigkeitserklärung der Freiin Anna Katharina von Uchtenhagen auf. Es fand sich nämlich, daß deren frühzeitige Entlassung aus der Vormundschaft im Testamente ihres Vaters vorgesehen war. Der Freiherr bat den ihm wohlbekannten Richter eindringlich, er möge ihm die letzte Gefälligkeit erweisen, und die Sache behandeln, als sei die größte Gefahr im Verzuge, — damit er ruhig sterben könne.

Das war am Montag. Am Mittwoch den 7. September klagte der Freiherr über Abnahme der Kräfte und zunehmende Schwäche. Doktor Wolgemut wurde gerufen. Beide Aerzte beriethen sich lange. Dann mußte ein reitender Bote Arznei holen. Der Bote brachte von der Post die Briefe mit. Darunter befand sich der eines Lazaretharztes von Thiaucourt an Doktor Grimm. Der Brief hatte, wie letzterer erklärte, einen durchweg erfreulichen Inhalt. Es war begründete Hoffnung auf Achaz' Genesung vorhanden, aber erst in einigen Wochen war er zu transportiren.

An demselben Tage kam auch die gerichtliche Großjährigkeits-Bescheinigung für Anntrin von Uchtenhagen. Der Richter hatte sein Versprechen gehalten und in zwei Tagen zur Ausführung gebracht, wozu nach dem gewöhnlichen Geschäftsgange mehrere Wochen gehören. —

Wie freute sich der alte Herr über Beides! Er saß in einem Lehnstuhl, in Betten gepackt, unweit des nach dem Park schauenden Fensters und sah dem Sonnenuntergang zu; es war ein schöner, milder Abend. Zu seiner Rechten saß Anntrin, zu seiner Linken der Doktor Grimm.

Der Alte sah wie verklärt aus. „„Welch ein schöner Tag heute!“ “ — sagte er, — „„ja, die Erde ist wunderschön; wenn nur die Menschen einander liebten! Wann wird der letzte Krieg auf Erden sein?“ “

„Liebstes Großväterchen,“ sagte Anntrin schmeichelnd, „die Erde ist wunderschön, und sie soll uns noch schöner werden, — wenn wir erst Achaz hier in Wischendorf haben und er wieder gesund ist! Wenn der Frühling kommt, ist er sicher gesund und hinkt höchstens noch ein wenig am Stock. Aber Soldat kann er nicht bleiben. Was wird das für ein schöner Frühling werden! — Ach, wir wollen glücklich zusammen sein, und der Doktor Grimm hier muß auch bei uns bleiben.“

Der Freiherr lächelte und reichte seiner Enkelin die rechte, dem Doktor die linke Hand:

„„Sehen Sie die Augen meiner wilden Anntrin, liebster Doktor, sind es nicht die unserer Leopoldine? Daß sie so früh ins Grab sinken mußte! — Aber nun folge ich ihr bald nach.“ “

„Großvater, Großvater, wie kannst Du solche Reden führen! Nein, wir können Dich nicht missen!“ sagte Anntrin und eine heiße Thräne perlte aus ihrem Auge und fiel auf die Hand des Alten, die noch immer in der ihrigen lag.

„„Sei nicht traurig, mein liebes, gutes Kind, unser Leben währet siebenzig Jahr und wenn es hoch kommt, so sinds achtzig Jahr, und wenns köstlich gewesen ist, so ists Mühe und Arbeit gewesen!““ —

Anntrin konnte der Thränen nicht Herr werden; sie bedeckte die welke Hand des Alten mit zärtlichen Küssen.

„Nun Kinder, noch eins! Mein Haus ist bestellt, ich kann ruhig scheiden. Begrabt mich neben Leopoldinen und pflanzt eine Linde auf mein Grab. Vergeßt nicht der Armen am Begräbnißtage, — und Du, lieber Franz, — gestatte, daß ich Dich so nenne, — verlaß die Kinder nicht, — mir und Leopoldinen zu Liebe!“

— Alles werde ich thun, was in meinen Kräften steht; Dank, tausend Dank für Ihre Nachsicht und Güte. — — — — Haben Sie noch andere Befehle für uns?

„Nein, nein, — die Kinder werden, wenn Du ihnen rathend zur Seite stehst, immer richtige Entschlüsse treffen. Möchten beide bald in einer echten rechten Ehe das Glück finden, welches mir nur wenige Jahre des Lebens zu Theil wurde. Und noch eins, mein liebes wackeres Mädchen! Wenn ein braver Mann Dich zur Gattin begehrt, — folge allein der Stimme Deines Herzens! — Nun laßt mich ruhen, ich glaube, ich werde einen langen Schlaf thun.“ —

Anntrin von Uchtenhagen und der Doktor Grimm verließen das Krankenzimmer und gingen hinunter in den Garten. Hier wandelten sie unter den Fenstern auf und ab. Anntrin weinte unausgesetzt still vor sich hin:

„Nicht wahr, es geht mit dem Großvater zu Ende?“

Doktor Grimm zuckte mit den Achseln: — Das steht keineswegs fest, obschon es nicht unmöglich ist. Eine gewisse Abnahme der Kräfte ist allerdings in erheblicherem Maße eingetreten, als wir befürchteten; dennoch wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß er sich noch einmal erholt. —

„Nein, ach nein, ich glaube es nicht; schien er nicht schon Abschied von uns nehmen zu wollen? Ich werde ihn verlieren, meinen lieben guten Großvater. Gleich heute früh war mir zu Muthe, als würde es ein Unglückstag für mich werden."

— Zu Muthe war Ihnen so? — fragte Doktor Grimm kopfschüttelnd. — Ei, das hätte ich von Ihnen nicht gedacht: ein so tapferes Mädchen darf auf Vorempfindungen, auf Ahnungen niemals etwas geben, — das hindert den Menschen nur, seine Pflicht zu thun! —

Der Doktor wurde nach dem Hansen'schen Hofe bestellt, wo er schon am Vormittag gewesen war. Anntrin zog sich in ihr Zimmer zurück und ordnete an, daß man sie rufe, sobald der Großvater erwache. Sie war unruhig und verzagt. Sie nahm ein Buch und begann zu lesen; aber es wollte nicht gehn, — ihre Gedanken schweiften ab. Endlich begann sie einen Brief an ihren Bruder Achaz zu schreiben.

Der Brief war noch nicht beendet, es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, — da kam Doktor Grimm in das Zimmer. Er sah sehr ernst aus.

„Um Gott, — wie steht es mit Großvater?" —

— Er schläft noch, wie ich von Josef vernahm, sanft

und gut. — Ich habe eine Bestellung von Lieschen Hansen auszurichten. —

„Von Lieschen?“ —

— Ja, von Lieschen. Sie hat Nachrichten von Fritz Schulz und ist nach Siedemorsleben gefahren, um sie seinen Eltern mitzutheilen. —

„Doch nichts Trauriges?“ —

— Wie man's nehmen will. In der Schlacht von Beaumont hat die 12. Kompagnie der Sechsundzwanziger sich rühmlich ausgezeichnet, aber auch herbe Verluste erlitten. Fritz Schulz selbst ist leicht verwundet; ein zu Tode getroffener französischer Officier, der an der Erde lag und als gefangen angesehen war, schoß ihn heimtückisch mit einem Revolver in den Arm. Ein zweiter Schuß aus derselben Waffe verfehlte das Ziel, weil der Vicefeldwebel Assessor Dowat, der in der Schlacht als Officier fungirte, dem rachsüchtigen Franzosen den Revolver aus der Hand schlug. Fritz Schulz versichert, er habe sein Leben dem Assessor zu verdanken. Im weiteren Verlauf der Schlacht aber ist Dowat schwer verwundet.—

„Schwer verwundet? lebensgefährlich?“ — rief Anntrin erschrocken.

— Jedenfalls wol lebensgefährlich. Es kamen zwei Briefe von Fritz Schulz gleichzeitig an, der eine am 30. August, am Tage der Schlacht, der andere am folgenden Tage geschrieben. Nach dem letzteren steht es mit Dowat besser, als nach dem ersten zu erwarten war. Diesem Briefe war eine Art versiegelten Testaments bei-

geschlossen, welches Fritz Schulz von Dowat vor der Schlacht mit der Weisung erhalten hatte, es sofort hierher zu senden, wenn er in der Schlacht fallen sollte. Fritz Schulz nahm nun nach dem, was er von seinem Vicefeldwebel gesehen und über ihn gehört hatte, anfänglich an, derselbe werde den folgenden Morgen nicht überleben, und sandte das Schriftstück ab. Glücklicher Weise war seine Annahme falsch, Dowat lebt und die Aerzte geben Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten. —

„O Gott, wie schrecklich, wie schrecklich!“ sagte Anntrin und weinte sacht vor sich hin.

— Ja, traurig wäre es, wenn Franz Dowat seinen Wunden erliegen sollte, traurig auch für mich. Denn, denken Sie, liebe Anntrin, neben dem versiegelten letzten Willen lag noch offen ein von seiner Hand geschriebener Nachweis über seine Familienverhältnisse, und darnach bestätigt sich die leise Hoffnung, welche ich hegte, vollständig. Der einzige Sohn meiner frühverstorbenen Schwester ist nicht todt, wie ich vor fünfzehn Jahren in Amerika von einem mir zuverlässig erschienenen Landsmanne gehört hatte, — Franz Dowat ist's, Franz Dowat's Mutter war Marie Dowat, geborene Fröhlich, meine gute liebe Schwester! —

Ueber Anntrins Gesicht glitt trotz der Thränen ein heller lichter Freudenstrahl: „Ach, das war es, lieber Herr Doktor, was mich manchmal bei Ihnen an den Assessor Dowat erinnerte. Ja, Sie sind blutsverwandt; man sieht es an Ihrem Aeußern und merkt es an der Denk- und Handlungsweise, — sie sind blutsverwandt. O, sicher wird er gesund, der wiedergefundene Neffe!“

Der Doktor Grimm schüttelte langsam den grauen Kopf: Ich will die Hoffnung nicht lassen, so lange er nicht todt ist, — allein ich habe mein Leben lang des Bittern zu viel erlebt, Glück und Unglück folgten oft so hastig auf einander, — — ich bin bescheiden geworden in meinem Hoffen! —

Die Stimme des starken Mannes verrieth ein Zittern, was Anntrin durch Mark und Bein ging. Die Thränen stürzten ihr von Neuem in die guten, braunen Augen.

Der Doktor öffnete ein Fenster: Es ist hier etwas dumpf in Ihrem Zimmer. Draußen ist ein schöner Spätsommerabend. Ich rathe Ihnen, gehen Sie noch ein wenig ins Freie. In einem Viertelstündchen bin ich auch unten; ich gehe zunächst in mein Zimmer, um wegen Franz Dowat ein paar Zeilen an einen befreundeten Generalarzt zu schreiben. —

Anntrin folgte der Aufforderung. Sie nahm ein warmes Tuch um, — denn die Abende wurden schon kühl, — und ging in den Garten, — einsam und allein, nur von dem alten Jagdhund Waldmann begleitet, demselben, der bei ihr war an jenem schönen Sommermorgen, als Franz Dowat im Schloß übernachtet hatte und ihr auf ihr neckendes Ersuchen die Elster vom Nest herunterschoß. Jetzt lag der stattliche, kräftige Mann mit dem ernsten Gesicht todtwund im Lazareth, vielleicht lag er im Sterben, — vielleicht war er schon in kühler Erde gebettet. — Anntrin durchflog in ihren Gedanken die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft: zuerst jene abenteuerliche Begegnung auf der herrlichen Axenstraße, dann die Tisch-

gespräche über Werth und Unwerth der sogenannten Bildung, — der köstliche Spaziergang nach dem Ellernbrook, jener Morgen im Park. Ferner, wie sie ihm am Mittag Schön Rotraut vorsang, — er schwieg, aber seine Augen glänzten und schossen Feuerstrahlen; — wie sie dann am Nachmittage, vom Turnplatz in Siebenmorsleben zurückgekehrt, durch Herrn von Lindstedt's höhnische Frage veranlaßt, ihn nicht vorließ. Endlich aber jener schwüle Gewittertag, an dem sie ihn zu verleiten suchte, von seinen Grundsätzen zu weichen und Hans Hansen frei zu lassen. Sie wurde roth, wenn sie hieran dachte. Ja, er hatte Unrecht über die Indizien, die gegen Hans vorlagen, die widerlegenden Gegenindizien zu übersehen oder zu unterschätzen; der gesunde Menschenverstand war bei ihm gegen die juristische Klügelei zurückgetreten, — aber hatte sie darum hinreichenden Grund gehabt, seine Beweisführung durch ihre — Liebenswürdigkeit erschüttern zu wollen? War nicht ein gut Stück Eitelkeit und Gefallsucht dabei im Spiel? — war nicht das Motiv ihres Handelns weniger das Mitleid mit dem unschuldigen Hans gewesen, als die Eitelkeit, prüfen zu wollen, ob sie wirklich, wie es ihr zuweilen vorkam, eine Eroberung an diesem Demokraten gemacht habe, an diesem Plebejer mit den abscheulichen demokratischen Ansichten? Und wie zornig war sie geworden, daß er trotz aller von ihr entfalteten Liebenswürdigkeit nicht länger als einen kurzen Augenblick schwankte, dann aber mit seinen langweiligen Grundsätzen von Pflicht und Schuldigkeit der Versucherin widerstand? — hatte sie nicht nachher

durch den wochenlangen Verkehr mit seinem wackern Oheim eine durch und durch andere Meinung bekommen über den Werth eines Mannes, welchem der Gedanke an Pflicht und Schuldigkeit die einzige strenge und sichere Richtschnur seines Handelns bildet? —

Das war der letzte Tag gewesen, an welchem sie ihn gesehn hatte. Und nachher sein todt-trauriger Abschiedsbrief! — unzählige Male hatte sie ihn gelesen, und sie kannte die Stelle auswendig:

„Ich stehe einsam und allein in der Welt. Wenn es das Geschick will, daß ich aus dem Kriege nicht wieder heimkehre, — darf ich dann hoffen, daß Sie und Ihr von mir hochverehrter Herr Großvater ein freundliches Andenken einem Manne bewahren, welchem es vergönnt war, als Gast Ihres Hauses in Ihrer Gesellschaft schöne Stunden zu verleben, deren Erinnerung ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen wird."

— Bis an sein Lebensende! — Anntrin kamen von Neuem Thränen in die Augen, als sie sich diesen Satz in Gedanken wiederholte, — bis an sein Lebensende, — einsam und allein! — War das Lebensende des jungen, blühenden, starken Mannes schon da? — Kam der verschollene Vatersbruder, der auch einsam und allein in der Welt dastand, zu spät aus Amerika heim? entdeckte er zu spät seinen Neffen? — Wie paßten die beiden Männer so prächtig zu einander! —

Bis an sein Lebensende! — Sterben, sterben in voller Jugendkraft, wie schrecklich! — Wie wäre es ihr

ergangen, ihr, der im ersten Lebensjahre verwaisten, wenn der treue Großvater nicht gelebt hätte, wenn auch er in Jugendkraft dahingegangen wäre. — Ach, sie hatte über die Nachrichten aus Frankreich jetzt seiner ganz vergessen. War sein Sterbestündlein gekommen? — Und was blieb ihr, wenn er und Achaz, wenn Beide starben? — Stand sie dann nicht auch einsam und allein in der Welt? —

Aber wozu sich in diese traurigen Möglichkeiten versenken! Noch lebten Beide, noch war Hoffnung vorhanden, daß auch der Großvater sich wieder erholte. — — — Und wenn Franz Dowat gerettet würde und von seinen Wunden geheilt zurückkehrte! — heiße Glut schoß ihr über das Gesicht. — Was war das? Liebte sie diesen Mann? hatte sie ihn etwa von dem Augenblick an geliebt, wo sie ihm zuerst begegnete? — Nein, nein! dies Gefühl konnte nicht Liebe sein. Nur das Mitleid mit dem todtkranken Mann — gab dem Gefühl der Achtung und Freundschaft eine größere Wärme. Und doch, — wenn er sie zur Gattin begehrte! — — „Folge allein der Stimme Deines Herzens!“ hatte heute der Großvater ihr zugerufen. — — Nein, es war sündhaft so etwas zu denken, jetzt, wo der Mann vielleicht im Sterben lag.

Anntrin war, ohne auf den Weg zu achten, mit ihrem getreuen Waldmann langsam durch den Park gewandelt. Unwillkürlich hatte sie sich auf der an den Hansen'schen Hof stoßenden Seite gehalten; hier ging der Park in den Gemüsegarten über, und da lag hinter Flieder- und Jasmingebüsch jene Mordkammer, aus deren Fenster sie dazumal mitten in den furchtbaren Gewitterregen

hineingesprungen war vor den Augen des staunenden Franz Dowat. Anntrin war nicht furchtsam; trotz des gespenstischen Rauschens der Blätter oben in den Bäumen des Gartens war sie Willens, in der Dunkelheit durch jenes dichte Gebüsch nach dem Fenster zu gehn, — aber wozu? man braucht sich ja nicht vorsätzlich graulich zu machen. — Sie kehrte um. War es nicht, als hörte sie ein Stöhnen, wie von einem schwer Leidenden? — Sie stand still und horchte. Nein, nein, kein Laut ringsum, als das Rauschen der Blätter; — sie hörte das Klopfen ihres Herzens. Eben wollte sie weiter gehn, da begann unfern von ihr eine ungefüge hohe Sopranstimme, — sie erkannte dieselbe sofort, — mit zitterndem, bebernden Tone zu singen:

Da rufet so mancher junger, braver Soldat:
O weh! wo ist mein lieber Kamerad?
Er liegt auf grüner Heiden,
Schneeweiß wollen wir ihn kleiden,
Mein Kamerad und der ist todt,
Er ist aus seiner Noth.

Und zuletzt kommt noch die Jungfer auf den Platz:
O weh! wo ist mein lieber, lieber Schatz?
Er liegt auf grüner Heiden,
Schneeweiß wollen wir ihn kleiden,
Mein Schatz und der ist todt,
Er ist aus aller Noth.

Schaurig, schaurig klang die Stimme der alten Grete durch den stillen Abend. Dachte Grete an die Krieger dort draußen in Frankreich? an Hans Hansen, Fritz Schulz Franz Dowat, Achaz von Uchtenhagen? — War nicht viel-

leicht gar die Nachricht vom Tode des Assessor Dowat angekommen? hatte Doktor Grimm, der so traurig gewesen war, ihr vorläufig nur die Lebensgefahr seines Neffen mittheilen wollen? —

Die Gedanken der wilden Anntrin wirbelten sonderbar bunt durcheinander. Sie ging dem Schlosse zu. Jetzt fuhr sie zusammen, — war es nicht, als rufe Jemand aus weitester Ferne: Anntrin! Anntrin! — Sie stand still; — nichts zu hören! — Rief vielleicht Großvater, der sterbende Großvater nach ihr? — Sie ging weiter. — — Wieder hörte sie, wie aus weitester Ferne: Anntrin! Anntrin! — — — Rief Franz Dowat nach ihr? — war dessen Todesstündlein gekommen? hatte er nicht geschrieben, die Erinnerung an die in ihrer Gesellschaft verlebten schönen Stunden werde ihn bis an sein Lebensende begleiten? — — Thörichte Gedanken! — Anntrin ging schneller als zuvor dem Schloß zu. Jetzt schlug Waldmann leise an. „Fräulein Anntrin!“ tönte es deutlicher. Es war Wirklichkeit und keine Spur eines Spukes. Sie wurde gesucht. Eilig ging sie durch Garten und Park zum Schlosse. — —

Achtes Kapitel.

Was Wilibald Alexis im falschen Waldemar über den Tod des alten Busso von Uchtenhagen und seiner Söhne erzählt hat. Die Landwehrmänner und der Straßburger Münster. Pflicht und Schuldigkeit für das Vaterland. Alles ist vergänglich.

Der Freiherr war schon wieder vom Schlaf erwacht, und wünschte seine Enkelin zu sprechen. Sie ging ohne Aufenthalt zu ihm. Der Kranke lag im Bett aufgerichtet, Doktor Grimm war bei ihm. Die Augen des Freiherrn sahen nicht mehr so müde aus, wie vor ein paar Stunden. Aber er sprach langsamer und leiser, und doch klang es, als sei er etwas erregter als vordem.

„„Liebes Anntrinchen,““ sagte er, „„ich habe zwar nicht lange, aber wunderschön geschlafen, — jetzt bin ich so munter, — ich träumte von meinen Vorfahren! Da peinigt mich die Erinnerung an einen alten Uchtenhagen, den Wilibald Alexis im falschen Waldemar schildert. Lange ist es her, daß ich das Buch nicht las — ich habe es Dir vor Jahr und Tag geschenkt. —““

„Ja wohl, Großväterchen, — und wir haben uns auch schon darüber unterhalten, es ist ein treffliches Buch!“ —

„„Liebe Anntrin, willst Du mir die Stelle vorlesen?“ “

Anntrin holte den Roman und suchte die Stelle, welche der Großvater zu hören wünschte. Sie sagte:

„Der alte Busso von Uchtenhagen und seine drei Söhne Dietrich, Helmecke und Kuno kommen zuerst im achten Kapitel des zweiten Bandes vor, „Im Buchwald“ überschrieben. Wenn es Dir Recht ist, werde ich zunächst dies Kapitel lesen.“

Nun las sie von einem schönen sonnigen Herbstmorgen vor 520 Jahren, von der Flucht der fränkischen und märkischen Ritter, welche gegen den falschen Waldemar treu bei dem Baiernherzog, dem Markgrafen Ludwig, aushielten, wie dann im Buchwalde vor Teupitz der Landeshauptmann Friedrich von Lochen und Junker Betkin von Osten in Zank und Streit geriethen und ihn eben ausfechten wollten, als die Uchtenhagenschen ankamen, Busso mit seinen drei Söhnen und mehreren Rittern aus dem Lebusischen, — und alle waren sie im Banne, weil sie gegen die Bischöfe zu der bairischen Herrschaft hielten. Busso von Uchtenhagen aber wies die beiden Junker tüchtig zurecht. Von ihm heißt es hier:

Der Busso Uchtenhagen war ein sehr alter Mann, aus der guten Zeit, und wer ihn sah, hatte ihn lieb. Sein weiß Haar hing ihm bis über die Schultern hinab, und in sein hellgrau Aug sah man gern. Er hielt auch

seine Söhne in guter Zucht, durften nicht am Wege liegen; das konnte man nicht von jedem Edelmann sagen.

Der Freiherr unterbrach hier seine lesende Enkelin: „„Ja, ja, so war es, wenige märkische Familien giebt es, deren Voreltern im Mittelalter nicht vom Raube lebten. Die Uchtenhagen haben sich nicht damit befaßt.““

Anntrin las weiter, wie der alte Uchtenhagen die Ritter zum Rechten anhielt. Und sie kam an die Stelle:

Das ist Ehre, daß Einer nicht verzweifelt, auch wo's schlimm geht. Es ist kein Wald so dicht, es kommt am Ende Luft und keine Heide so groß, am Ende trifft man doch auf ein Haus. Aber wer sich hinstreckt, und sagt es hilft nichts, es geht nicht, dann gehts auch nicht.

„„Das ist ein wahres Wort,““ sagte der alte Freiherr, „„und wie schön, daß der Dichter es dem alten Uchtenhagen in den Mund legt! Pflicht und Schuldigkeit thun, — und nicht rechts und nicht links schauen! — Der Mensch irrt oft, leider zu oft; aber wenn er etwas für recht erkannt hat, muß er darnach handeln, bis er eine bessere Erkenntniß gewonnen hat. Gerade durch! — Und aushalten muß man in schlechter Zeit, — das ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, — dann hilfts!““

Nachher las Anntrin die ersten beiden Kapitel des dritten Bandes vom Untergang des alten Uchtenhagen und seiner drei Söhne. Markgraf Ludwig ist endlich

aus Baiern nach den Marken gekommen, aber er wird nicht anerkannt; wenige Städte außer Treuenbrietzen und Frankfurt a. O. halten zu ihm. Die Altmark steht zuerst und am längsten zu Waldemar. Ludwig will Berlin und Köln züchtigen, aber bei Fürstenwalde wird er aufs Haupt geschlagen. Im furchtbaren Schneesturm entkommt er mit wenigen Getreuen durch Wald und Sumpf; hier nahen die Feinde und nun beginnt die letzte wilde Flucht. Der Feldhauptmann Friedrich von Lochen reißt vorweg aus. Vergebens fragt ihn der alte Uchtenhagen, wer den Paß halten soll. Die Uchtenhagen thun es, sie weisen am Hohlweg den ersten Ansturm der Feinde zurück. Da bittet der jüngste Sohn Kuno, der junge Knappe, den Vater, sich zu retten.

> Der Alte riß sich zornig los: „Das redt nicht Uchtenhagens Sohn.“ Kuno war kaum achtzehn Jahr; das gelbe Haar floß ihm um die Schultern aus dem Helm vor. Sein milchweiß Gesicht ward blutroth.

Auch der treue Dienstmann Eisenhardt und des Alten Schwager Ulrich von Pfuel rathen Rettung an. Der alte Uchtenhagen aber sagt: so lange er seines Herrn Rosses Hufschlag höre und noch eine Weil länger werde er aushalten, — wenn der Herr schlecht, brauche es der Diener nicht zu sein. — Ulrich verweist ihn auf seine Zweifel, ob Waldemar nicht dennoch echt sei. Aber nichts verfängt bei dem Alten; der will sein Wappenschild rein halten, so weiß der Schnee daniederfällt und so weiß seine Haare sind. Und Alle bleiben sie bei ihm. Der Knappe

Kuno fällt zuerst, eine Streitaxt spaltet ihm den Helm. Sie legen ihn auf einen Stein.

„Vater!“ sprach er, da er das Aug aufschlug, „nun bin ich doch Uchtenhagens Sohn?“ „Bist's,“ sprach der Alte und drückte seine Hand. Einen Augenblick beugte er sich über ihn, mehr war zum Trauern nicht Zeit.

Der andere Sohn Dietrich will den Tod des Bruders rächen. Der Alte wehrt es ab: unser Herz ist nicht hier, nur unsere Pflicht. Alle drängen auf ihn ein: Der Baier verdient solche Treu um uns nicht.

„Aber wir, daß wir uns selbst treu sind! Das ist des Adels Pflicht, daß er besser ist als die Andern. Er muß mehr thun, sonst ist er weniger als sie. Wahrlich ich sage Euch, es thut uns noth, daß wir den Rost kehren von unsern Wappenschilden, daß wir den Stahl hell leuchten lassen, sonst glauben sie nicht, daß er echt war.“

Und so kämpfen sie fort, bis allesammt erschlagen sind und mit ihrem Blute das Leben des Baiern erkauft haben.

Anntrin hatte das Kapitel nicht zu Ende gelesen, — sie konnte bald vor Rührung nicht weiter. Doktor Grimm hatte ihr das Buch aus der Hand genommen, und den Rest gelesen. Als er fertig war, sagte der Reichsfreiherr:

„„Nicht wahr, es ist eine schöne Darstellung. Seine Pflicht und Schuldigkeit thun für das Vaterland, — darin soll der Adel voranstehen, — Pflicht und Schuldigkeit, ohne auf Dank zu rechnen — und nicht bloß in

Offiziers- und Beamtenposten, sondern aller Orten, wo es zu schaffen gilt.""

Der Doktor klappte das Buch zu: — Es ist genug; es regt Sie zu sehr auf! —

„„Nur noch eins: Den Anfang des schönen Kapitels von den deutschen Adlern, das Verhältniß der Mark Brandenburg zu Deutschland.""

Der Doktor Grimm las die Betrachtung, welche Wilibald Alexis über den zweiköpfigen Adler anstellt. Sie beginnt:

Der deutsche Adler hat zwei Köpfe. Der eine soll schauen gen Morgen, der andere gen Abend, und einer soll den andern wach halten. Denn vom Morgen und Abend droht der deutschen Nation Gefahr! Aber die beiden Köpfe wachten nicht immer zugleich, oder ein schlauer Vogel sang dem Adler ein trügerisch Lied, daß er beide Köpfe nur nach einer Seite wandte, und darüber ist ihm viel Leids geschehen. Sie haben ihn links und rechts gezupft und ihm seine besten Federn geraubt. Da gingen links im Elsaß, in Lothringen und Burgund ihm kostbare Städte verloren, Kleinode des Reiches, daß er sich die Augen blind weinen könnte vor Schmerz. So verloren, daß man ihre deutschen Namen vergaß und der größte Thurm, der gen Himmel ragte, als Wahrzeichen deutscher Kunst und Ernstes, ward ein Franzos.

Der Doktor Grimm hielt ein: — Nun, ein Franzos ist der Straßburger Münster die längste Zeit gewesen. Der einköpfige Adler erkämpft zurück, was der zweiköpfige

verlor. Unsere altmärkischen Landwehrmänner, die jetzt vor Straßburg liegen, werden den großen Thurm wieder deutsch machen. Die preußische Landwehr bringt es für ewige Zeiten fertig: „Das Blut von uns alten Kerlen wird den Elsaß schon unzerreißbar an Deutschland kleben," schrieb neulich ein Landwehrmann an seine Frau nach Siedenmorsleben, „in unserer Kompagnie trauern um jeden Mann, der fürs Vaterland fällt, durchschnittlich vier Waisen. Wenn wir den Elsaß haben, darf ihn uns kein Teufel wieder nehmen." —

Der Freiherr von Uchtenhagen nickte zustimmend: „„Gern gestehe ich es ein,"" sagte er, „„ich bin heute, wo das französische Kaiserreich zertrümmert am Boden liegt, damit versöhnt, daß man dem zweiköpfigen Adler 1866 den einen Kopf abschlug. Das einige deutsche Reich mit Elsaß und Lothringen kann getrost abwarten, was mit dem von Deutschland losgelösten Deutsch-Oesterreich werden wird. Zerfällt der österreichische Kaiserstaat, so fallen die deutschen Provinzen an das deutsche Reich, dafür wird und muß die deutsche Nation sorgen.""

Doktor Grimm las weiter. Er kam auch zu dem Absatz, der zum Motto des ganzen Werkes geworden ist:

Weil ich Euch brandenburgische Geschichte erzähle, was kümmere mich, rufen wohl Einige, der deutsche Adler? Den solle ich fliegen lassen und im Lande bleiben. Ich kann's nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des großen deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn

erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an, und es zehrte das innerste Blut.

„„Das ist's"" — unterbrach den Vorleser der alte Freiherr eifrig, „„das ist's, und die Altmark ist der Ursprung der Mark Brandenburg und aus der Mark Brandenburg wurde Preußen und Preußen bringt das deutsche Reich zusammen. Heute freue ich mich, daß es ein altmärkischer Edelmann ist, der voransteht in der Leitung der deutschen Angelegenheiten. Ich hab' ihm gezürnt, — aus andern Gründen, wie Deine Freunde, Franz Fröhlich, die ihn beschuldigten, selbstischer Zwecke halber das Landesrecht zu beugen, — ich hab' ihm gezürnt, seit er 1866 zur Freude Deiner Freunde deutsche Fürsten entthronte und ihre Länder mit Preußen vereinigte; ich hab' ihm gezürnt, weil er, ein konservativer Mann, alle Grundsätze seiner Partei — leichtfertig, meinte ich, — über den Haufen warf; ich hab' ihm gezürnt, — — doch gleichviel, welche gerechte Ursache ich hatte, ihm zu zürnen, — wenn aus diesem großen Kriege das einige deutsche Kaiserreich entsteht, so werde ich allen Groll begraben und anerkennen: er that, was ihm Pflicht und Schuldigkeit dünkte, und wir sind ihm Dank schuldig."" — —

Dem Doktor Grimm schien der Redeeifer des alten Freiherrn wenig zu gefallen. Er reichte ihm die Hand: Mich dünkt, das Große dieses Krieges ist, daß sich in der

Vaterlandsliebe alle Parteien begegnen. — Sie aber dürfen sich nun nicht mehr aufregen; Sie müssen schlafen, und wir wollen Ihnen gute Nacht sagen. —

„„Ich gehorche, lieber Doktor, vielleicht kommt morgen ein noch schönerer Tag. Schlaf wohl, meine liebe liebe Anntrin! Schlaf wohl, Doktor!““

Anntrin küßte ihn herzlich auf den Mund, und er wehrte ihr nicht. Draußen sah sie den Doktor angstvoll an. „Er redet, wie im Fieber, — o Gott! ich bin so bang, so bang. Ich werde die Nacht nicht zu Bett gehn.“

Doktor Grimm war damit nicht einverstanden: Gehn Sie zu Bett, liebes Kind, die nächsten Stunden der Nacht werden ruhig verlaufen. Ich schlafe im Nebenzimmer und sehe allstündlich nach. Wenn der Tag graut, können Sie mich ablösen! —

Anntrin mußte sich zufrieden geben. Aber sie ging noch nicht zu Bett. Sie ging auf ihr Zimmer und sah aus dem Fenster in den sternenhellen Himmel. Da sang der Dorfnachtwächter:

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat zehn geschlagen,
Zehn Gebote setzt Gott ein,
Drum laßt uns gehorsam sein.
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen,
Herr, durch deine Huld und Macht,
Gib uns heut eine gute Nacht!

Amen! sagte Anntrin leise vor sich hin. Aber sie hatte keine Ruhe im Hause. Sie schlich sich wieder aus dem Haus, und lief durch den Park einsam und allein in

dunkler Nacht. Und immer wieder trieb es sie an das Hansen'sche Wohnhaus, nach der Gegend der Mordkammer, aus deren Fenster sie gesprungen war. Hätte sie nicht gewußt, daß Lieschen nach Siebenmorsleben gereist sei, sie würde zu ihr über den Zaun geklettert sein.

Da horch! — Grete war noch auf. Sie sang ein ernstes Lied, Anntrin erinnerte sich nicht, diese schwere feste Weise je vernommen zu haben.

Alles ist vergänglich,
Währt eine kurze Zeit,
Die Armen und die Reichen
Müssen Alle weichen
Hin zur Ewigkeit.

Keiner wird verschonet,
Keiner kömmt davon —:
Fürsten, Potentaten,
Finden keine Gnaden,
Müssen alle dran.

Ich und du und alle
Müssen vor Gericht,
Müssen hören und sehen,
Mit Seufzen und mit Flehen,
Was der Richter spricht.

Heut gehst du spazieren
In den grünen Wald,
Morgen mußt du scheiden,
Alle Wollust meiden
In der Todsgestalt.

Heut lebst du in Freuden
Und in Lustbarkeit,

Morgen mußt du fahren
Aus den jungen Jahren
Hin zur Ewigkeit.

Ei so nimm dich wol in Acht,
Wenn der Tod kömmt an,
Der Tod mit seinen Pfeilen
Wird dich übereilen,
Du mußt mit ihm gahn.

Ach liebster Gott, erbarme dich
An unserm letzten End,
Wenn unsre Seel soll scheiden,
So thu' sie neu bekleiden,
Nimm sie in deine Händ'.

Grete war zu Ende. Anntrin hatte stillstehend zugehört, der Wind wurde kühler, es fröstelte sie. Sie kehrte ins Schloß zurück und ging zu Bett.

Noch vor Tagesanbruch wurde sie geweckt. Hastig sprang sie auf und eilte in Großvaters Zimmer. Sie kam noch eben zu rechter Zeit, um einen letzten liebevollen Blick seines brechenden Auges aufzufangen. Er war todt! — — —

Neuntes Kapitel.

Achaz und Franz, Fritz und Hans, Anntrin und Röschen, Doktor Grimm, Greiff und Troll, — alle zusammen zwischen Thiaucourt und Novéant am 9. Oktober 1870.

Am Sonntag den 9. Oktober fuhr eine für uns höchst interessante Gesellschaft aus Thiaucourt. In einem besonders konstruirten verdeckten Wagen lagen zwei blasse kranke Soldaten; zwischen ihnen saß eine junge schwarzgekleidete Krankenpflegerin, durch ein rothes Kreuz als solche kenntlich. Jene waren der Kürassier-Lieutenant von Uchtenhagen und der Vicefeldwebel von dem 26. Infanterieregiment Franz Dowat; zwischen ihnen saß Schwester Rosa. Diesen Wagen fuhr Hans Hansen, welcher so blühend aussah, als habe ihm nie etwas gefehlt. In einem zweiten offenen Wagen spielte Doktor Grimm den Fuhrmann; im Wagen selbst saß ein Soldat, der den verbundenen Arm in einer Binde trug, Fritz Schulz, und ein junges Mädchen in Trauerkleidung, Anntrin von Uchtenhagen. Neben dem Wagen ritt der Armeegensdarm Greiff und davor sprang lustig und ver-

gnügt Troll, der große Neufundländerhund. Der Kommandant von Thiaucourt, Major von Brausewitz, stand auf der Straße von Thiaucourt und sah dem Wagen lange nach. Dann schüttelte er den Kopf und sagte vor sich hin: „Donnerwetter, nun wird's langweilig werden, — führe am liebsten mit heim.“ Und dann dachte er darüber nach, wie wunderbar es im menschlichen Leben zugeht, wie Menschen zusammenkommen und auseinandergehn.

Aber wo waren alle diese Personen hergekommen? — Nun, es war einfach genug zugegangen. Wir wollen es nach der Reihe erzählen.

Als der alte Reichsfreiherr von Uchtenhagen auf Wischendorf in das Grab gesenkt war, hatte Doktor Grimm keine Ruhe mehr in der Altmark, noch dazu, da ihn die Nachrichten, welche er aus Beaumont über seinen schwerverwundeten Neffen Franz Dowat erhielt, in hohem Grade aufregten. Ueberdies begannen Ruhr und Typhus, die entsetzlichen Begleiterinnen der Kriegslazarethe, um Sedan und um Metz zu hausen. Dies mußte Jeden mit Besorgniß erfüllen, welcher in den Lazarethen jener Gegenden Angehörige liegen hatte. Nach ärztlichem Gutachten war Achaz von Uchtenhagen bereits transportabel, vorausgesetzt, daß der Transport mit Vorsicht und Sorgfalt geschah. Doktor Grimm entschloß sich schnell, zum Kriegsschauplatze abzureisen, um wo möglich seinen Neffen und den Lieutenant von Uchtenhagen nach Deutschland zurückzubringen. Sobald er Anntrin von Uchtenhagen die ersten Andeu-

tungen davon machte, bat ihn diese dringend, sie mitzunehmen:

„Nein, lieber Onkel, das darfst Du mir nicht abschlagen: ich reise mit! Ist es nicht meine Pflicht, nach Großvaters Tode meinem einzigen Bruder, meinem armen Bruder Achaz, meine ganze Sorgfalt zu widmen?“ —

Doktor Grimm konnte ihr nicht Unrecht geben. Seit des Freiherrn Tode war zwischen ihm und dessen Enkelin ein noch engeres Verhältniß wie vorher entstanden. Sie nannten sich Du und Anntrin fand für den Bräutigam ihrer verstorbenen Vatersschwester den Titel eines Onkels nicht unpassend.

Die Ausführung des Vorhabens wurde noch mehr beeilt, als Doktor Grimm in Erfahrung brachte, daß von Berlin aus der erste vom Hilfsverein ausgerüstete Spitalzug unter des Professor Virchow Führung demnächst nach dem Kriegsschauplatz werde entsendet werden. Die Verwundeten, welche in einem solchen Zuge transportirt wurden, waren davor gesichert, durch die Art des Transportes beschädigt zu werden.

So kam es, daß noch in den letzten Tagen des September jene Beiden von Wischendorf abreisten. Sie hatten viel Gepäck bei sich. Doktor Grimm hatte verschiedene Wagentheile nach besonderen Zeichnungen fertigen lassen, welche mit gewöhnlichen Wagen verbunden den Transport von Verwundeten auf Landwegen wesentlich erleichtern. Außerdem führten sie eine sorgfältige Auswahl Lazarethbedürfnisse und Liebesgaben mit sich.

Ohne nennenswerthe Abenteuer erlebt zu haben, trafen

sie eines Abends in Thiaucourt ein. Der Kommandant wußte vorher davon, wogegen Achaz und sein treuer Hans nicht benachrichtigt waren. Major von Brausewitz hatte für Anntrin in seinem Hause Quartier bestellt. Er wohnte noch immer beim Bürgermeister; die Frau Bürgermeisterin war entzückt, einer ihm verwandten jungen Dame ein reizendes Stübchen herausputzen zu dürfen und ihm dadurch ihre Dankbarkeit bezeigen zu können. Doktor Grimm ward in einem Nachbarhause untergebracht.

Schon ein Stündchen nach ihrer Ankunft hielten die beiden Reisenden mit dem alten Major Kriegsrath ab. Dieser platzte sofort mit der Hauptsache heraus: „„Nun, meine lieben Gäste, bin ein alter Soldat und ein ehrlicher Kerl und nahm mein Lebstag kein Blatt vor den Mund: daß Ihr mir den Achaz, den armen Jungen, fortholen wollt, darüber kann ich Euch nicht zürnen. Denn in Deutschland kann er es noch besser haben, als in diesem gottverdammten Franzosenlande, und die Aerzte sagen, das Transportiren läßt sich ohne Schaden bewerkstelligen. Aber was habt Ihr mit der Schwester Rosa vor, mit dem Halberstädter Nähmädchen Röschen Milde, — denn, allen Respekt! sie hat die Hauptsache gethan, den Jungen so weit herauszubringen und ist ein seelensgutes kleines Mädchen!““

„Aber, Onkelchen, was denkst Du von uns? — Die nehmen wir natürlich mit!“

„„Schon recht, liebes Anntrinchen, — aber meinst Du, daß sie ohne Weiteres mit Euch geht? — Allen

Respekt, sag' ich Dir nochmals! Die läßt nicht über sich beliebig kommandiren, — und Ehre hat sie im Leibe, mehr wie mancher Kavallerie-Offizier!" "

„Ei, Onkelchen," sagte Anntrin lächelnd, „brauchst nicht um Deinen Liebling zu sorgen, dem ich eigentlich böse bin, daß er mich bei Dir ausgestochen hat. Das laß meine Sorge sein, — ich werde mich schon mit Röschen Milde vertragen. Sie weiß doch nichts über unsere Ankunft?" —

Anntrin hatte mit ihrer Voraussage Recht. Das erste Zusammentreffen der beiden Mädchen glich dem zweier zärtlichen Freundinnen. Anntrin war durch den Tod ihres Großvaters in eine eigenthümlich weiche Stimmung hineingerathen. In der Trauer gewinnt man für gute Menschen das beste Verständniß, ein tiefer Schmerz macht den davon Betroffenen feinfühlig in der Unterscheidung zwischen bloßen Redensarten der Theilnahme und wirklichem echten Mitgefühl, und macht ihn dankbar für jede uneigennützige Gutthat Fremder. Seit dem Tode ihres Großvaters sah Anntrin die Retterin ihres einzigen Bruders mit einem förmlichen Heiligenschein umgeben. Und es war auch schier unmöglich, die kleine Schwester Rosa nicht zu lieben. Klein war sie nur, gewiß einen Kopf kleiner als Anntrin, aber zierlich dazu und das Gesichtchen paßte nur zu einem so kleinen und so zierlichen Körper. Auf dem Gesichtchen sah man ein so sonderbares Gemisch von Herzensgüte, Schüchternheit und Treue aufgeprägt, daß jeder brave Mensch dem lieben Mädchen von vornherein gut sein mußte.

Anntrin und Röschen weinten in den ersten fünf Minuten ihres ersten Beisammenseins so viele Thränen freudiger und wehmüthiger Rührung, daß sie dadurch fast überhoben wurden, sich durch Worte zu verständigen. Röschen hielt es anfänglich nicht für nothwendig, daß sie ihren Pflegling Achaz von Uchtenhagen, wenn er zurücktransportirt würde, heim begleiten müsse, hatte sie doch noch so viele andere Pfleglinge im Lazareth liegen; allein Anntrin erklärte ihr sofort, daß ihr Bruder Achaz, — das wisse sie, ohne ihn gefragt zu haben, — sich nimmermehr ohne seine Pflegerin nach Deutschland bringen ließe.

Und so war es auch. Das Wiedersehen der beiden Geschwister war natürlich ein recht wehmüthiges. Anntrin hatte doch nicht gedacht, den Bruder so verändert, so elend zu finden. Sie nahm sich zusammen, es ihn nicht merken zu lassen. Schwester Rosa führte sie zu ihm und Achaz war über das schwesterliche Einvernehmen der Mädchen hocherfreut.

— Nicht wahr, Anntrinchen, — sagte er ihr, — Du wirst meiner kleinen Braut eine liebe Schwester sein! —

Röschen wurde glühend roth. Denn bei aller Freundlichkeit, ja Zärtlichkeit, welche Anntrin gegen sie beobachtete, war doch zwischen ihnen noch kein direktes Wort über das zukünftige Verhältniß der Beiden gewechselt.

„Zweifelst Du daran, lieber Bruder?“ erwiderte Anntrin lächelnd und erhob sich, als sie rückwärtsgewendet das Erröthen des hinter ihr stehenden Mädchens be-

merkte, schnell von ihrem Stuhle neben des Bruders Bett, ergriff Röschen bei der Hand, küßte sie herzlich auf den Mund und zog sie zu dem Kranken. Hier legte sie Beider rechte Hände in einander und hielt die eigene Rechte darüber und sagte leise: „Hiermit verlobe ich Euch für Euer ganzes Leben! — nun wollen wir den lieben Achaz gemeinschaftlich gesund pflegen, und wollen immer treu zu einander stehn in Freude und Leid und stets dieser Stunde eingedenk sein!“ — Und die eigne Bewegung schnell zurückdrängend, fügte sie lachend hinzu: „Bist Du nun mit mir zufrieden, Brüderchen?“ —

Achaz aber lächelte sie freundlich an und nickte ihr mit dankbaren Blicken zu und sagte dann zu der kleinen Braut:

— Siehst Du, mein einziges Röschen, hab' ich's Dir nicht gesagt; vor unserer wilden Anntrin brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Sie wird an unserm Hochzeitstage Deine Brautjungfer sein; — denn das fühle ich jetzt bestimmt, daß ich noch einmal gesund werden muß, um Dir Deine aufopfernde Liebe und Treue nach Kräften zu vergelten! —

Röschen wußte nicht, wo sie vor Scham den Kopf hinstecken sollte. Von der künftigen Hochzeit hatte Achaz nur einmal, als sie allein waren, ihr in's Ohr geflüstert und sie hatte ihm streng verboten, davon ein Wort zu reden. —

Doktor Grimm hielt sich in Thiaucourt nur anderthalb Tage auf, berieth mit den Aerzten, untersuchte Achaz auf's Genaueste und kaufte einen Kutschwagen,

den er sofort durch die mitgebrachten Vorrichtungen zu einem Transportwagen für zwei Schwerverwundete herrichten ließ. Der Kommandant und der Bürgermeister waren ihm behilflich, Handwerker zu ermitteln und bereitwillig zu machen, welche für gute Bezahlung durch Tag- und Nachtarbeit den Wagen fertig stellten. Hierauf fuhr der Doktor mit diesem Wagen und schnellen Pferden fort nach Beaumont.

Es vergingen einige Tage, bevor Doktor Grimm zurückkam. Beaumont ist an zwölf bis dreizehn Meilen von Thiaucourt entfernt. Doktor Grimm fand seinen Neffen in nicht eben befriedigendem Zustande. Eine Kugel war ihm durch die Schulter gegangen, eine andere hatte ihm den Kopf gestreift und ein Stückchen vom linken Ohr fortgerissen. Aber das war nicht alles; am schlimmsten hatte ihm die Ruhr mitgespielt. Sie hatte ihn so arg geschüttelt, daß ihm dabei Lebensmuth und Lebenslust fast ganz abhanden gekommen waren. Dennoch hatte Doktor Grimm seine Freude an dem wiedergefundenen Neffen, dem einzigen Kinde seiner einzigen Schwester. Durch eine eingehende Erzählung seines Lebenslaufes gelang es ihm auch, die Kälte, mit der Franz Dowat der Herzlichkeit seines Onkels begegnete, allmälich durch eine etwas wärmere Temperatur zu ersetzen und mehr und mehr das Vertrauen des Kranken zu erlangen. Trotzdem war es nicht leicht, demselben die Genehmigung zum Heimtransport abzugewinnen. Anfänglich wollte Franz Dowat davon gar nichts wissen; es ginge ihm in Beaumont ganz gut,

besser als Andere wolle er es auch nicht haben, und was dergleichen Gründe mehr waren. Freilich wurde er im Lazareth mit besonderer Auszeichnung behandelt; er hatte sich in der Schlacht durch Tapferkeit hervorgethan und deshalb das eiserne Kreuz und die Ernennung zum Offizier erhalten. Aber daß er in Deutschland schneller gesund werde, versicherten ihm die sämmtlichen Aerzte. Erst als sie ihm mittheilten, das Lazareth werde in 14 Tagen aufgelöst, dann würden alle Kranke und Verwundete nach Deutschland geschafft, willigte er ein, sich schon jetzt fortbringen zu lassen. Fritz Schulz loszumachen, war weniger schwierig. Dieser freute sich sehr auf die Heimkehr, und nicht minder Troll, der Neufundländer, der vom Kompagniehund zum Lazarethhund degradirt war, weil er seinen alten Herrn der Kompagnie vorzog.

Auf der Reise von Beaumont nach Thiaucourt thaute Franz Dowat ein wenig auf. Daran war vornehmlich die gute Laune schuld, welche Fritz Schulz mit jeder Meile, um die man Deutschland näher rückte, in stärkerem Maße entwickelte. Jetzt erkundigte sich Franz Dowat auch nach dem Briefe, welchen Fritz Schulz am Tage der Schlacht bei Beaumont an Lieschen Hansen gesandt hatte, ob der Brief noch nicht angelangt sei?

Unsere Leser wissen, daß dieser Brief gleichzeitig mit einem vom folgenden Tage in Lieschens Hände gelangt war, und daß in demselben eine Art Testament Franz Dowat's, sowie ein Zettel über seine Familienverhältnisse sich befunden hatte, und daß aus dem letzterwähnten

Zettel Doktor Grimm seine Verwandtschaft mit Franz Dowat in Erfahrung gebracht. Doktor Grimm hatte nun aber Lieschen dringend gebeten, für's Erste den Empfang dieses Briefes zu verschweigen. Lieschen ging auf seine Bitte ein; sie meinte, der Doktor müsse wichtige mit der Genesung seines Neffen zusammenhängende Gründe dafür haben, und betheiligte sich, so sauer es ihr ankam, an der Nothlüge.

Das Testament hatte Doktor Grimm sich zugeeignet; es lag in einem versiegelten Umschlage und darauf stand geschrieben: „Nach meinem Tode ist dieser äußere Umschlag zu entfernen und mein darin liegender letzter Wille an die auf dem zweiten Umschlag verzeichnete Adresse abzugeben.“ Doktor Grimm war seinem Neffen gegenüber immer tiefer in's Lügen hineingerathen. Zunächst wollte er ihre Verwandtschaft aus ganz anderen Quellen erfahren haben, als durch den Zettel, der im Briefe gelegen hatte. Nun mußte er sich auch noch auf Betrachtungen einlassen, wie es möglich sei, daß Briefe auf der Post verloren gingen. Uebrigens schien der Verlust für Franz Dowat nicht allzu schmerzlich zu sein.

Auf der Fahrt nach Thiaucourt machte Doktor Grimm auch Mittheilungen über seinen Reichthum und brachte diesen durch vorsichtige Andeutungen mit der Zukunft seines Neffen in Beziehung. Aber für Franz mußte dies ein empfindlicher Punkt sein; er platzte mit einer fast groben Zurückweisung heraus: „In meinem Berufe fühle ich mich vollkommen wohl, und ich verdiene darin mehr als ich brauche!“

In Thiaucourt erregte es große Freude, als Doktor Grimm mit den beiden Verwundeten über die verhängnißvolle Brücke gefahren kam, angekündigt durch Troll, welcher dem Wagen stolz voranlief. Hans und Greiff ließen sich ihre Freude am meisten merken. Greiff bildete sich auf den Lieutenant Dowat nicht wenig ein: „„Sehn Sie, Herr Major,““ sagte er später einmal zum Major von Brausewitz, „„Sie wissen: die erste Erziehung ist für den Soldaten keine Kleinigkeit. Auf die erste Erziehung verstand ich mich immer gut; den Herrn Lieutenant Dowat zum Exempel habe ich als Einjährigen einexerzirt und wie oft habe ich nicht über ihn zu meinen Kameraden gesagt: Schade um diesen Einjährigen, daß er blos Referendarius ist und nicht beim Militär bleiben will, das müßte ein Offizier werden, wie ihn unser König gebrauchen kann!““

Das Wiedersehen Anntrin's von Uchtenhagen und Franz Dowat's ließ für den oberflächlichen Beschauer nicht erkennen, ob beide an einander ein besonderes Interesse nähmen. Anntrin erschrak, als sie das abgemagerte, bleiche Gesicht und die matten, tief in den Höhlen liegenden Augen erblickte. War dies der blühende starke Assessor Dowat? Sie sprach ihm ihre Freude aus, ihn auf dem Wege der Besserung zu sehn. „Wenn Sie erst in Deutschland sind," fügte sie hinzu, „werden Sie schneller genesen. Ihr wackerer Onkel konnte die Zeit gar nicht erwarten, Sie zu sehen. Er hat mir treu beigestanden in den schweren Tagen des vorigen Monats."

Franz erwiderte: An dem Trauerfall, der Sie betroffen, habe ich aufrichtig theilgenommen, ich habe Ihrem Großvater Hochachtung und Verehrung wie wenigen Männern gezollt; er hat mich mit einer Nachsicht und Güte behandelt, die ich niemals vergessen werde. —

Das war eigentlich alles, was sie damals zusammen sprachen. Desto eifriger unterhielt sich Anntrin mit Fritz Schulz. Derselbe hatte so viel zu fragen nach Lieschen, nach seiner Mutter und nach allem, was in Siedenmorsleben und Wischendorf existirte, — und er fragte mit Bescheidenheit und er war so dankbar für jede Auskunft, daß Anntrin ihn zu immer mehr Fragen ermunterte.

Achaz von Uchtenhagen kannte beide Ankömmlinge bereits persönlich, — Fritz Schulz aus seinen Knabenjahren und Franz Dowat vom 16. Juli her, als er ihn in der Kreisstadt besuchte, um ihm den Brief seiner Schwester zu überbringen. Sie waren jetzt freundlich und aufmerksam zu einander.

Nunmehr dauerte übrigens der Aufenthalt der Gesellschaft in Thiaucourt nicht mehr lange, und so war es denn zugegangen, daß am Nachmittage des 9. Oktober der Kommandant von Thiaucourt auf der Straße dem am Eingange dieses Kapitels beschriebenen Zuge wehmüthig nachblickte.

Schon in Thiaucourt, noch mehr unterwegs, erfuhren sie von dem großen Ausfall, welchen zwei Tage zuvor, am 7. Oktober, die belagerte Armee auf der

Nordseite von Metz versucht hatte. Mit blutigen Verlusten war sie zurückgeschlagen. Es war der Ehrentag der Landwehrdivision Kummer. Diese hatte die Franzosen schnell wieder aus den Dörfern hinausgefegt, welche sie im ersten Anstürmen durch ihre Uebermacht genommen hatten.

Zehntes Kapitel.

Troll reißt einem als Spion gefangenen Priester den Bart aus und rächt den Tod seiner beiden ersten Herren. Beichte eines hartgesottenen Bösewichts. Auf dem Virchow'schen Sanitätszug.

Als sich die beiden Wagen der Bahnstation Novéant im Moselthale näherten, ritt Armeegensdarm Greiff voraus, um bei dem Etappenkommandanten dieses Städtchens ein Schreiben seines Thiaucourter Kollegen abzugeben, welches die ankommende Gesellschaft seiner besonderen Fürsorge empfahl. Auf den Straßen von Novéant wimmelte es von Verwundeten aus der vorgestrigen Schlacht. Dieselben suchten und fanden in den dortigen großen Baracken-Lazarethen Unterkommen, um so schnell als möglich in die Heimath gesendet zu werden. Greiff kam mit Mühe durch die um die Bürgermeisterei gedrängten Menschen und Wagen. Der Kommandant war nicht dort, er wurde aber jeden Augenblick von einem Ausgange nach den Lazarethen zurück erwartet.

Greiff stand noch im Flur des Hauses, — sein Pferd

hielt draußen ein Soldat, — als eben ein paar Landwehrleute anlangten, welche zwei Gefangene transportirten. Nach ihrem Aussehen zu urtheilen, schienen die vier Leute schon einen weiten Marsch auf den lehmigen, von den vielen Regentagen aufgeweichten Wegen gemacht zu haben. Der Regen hatte den Nachmittag über pausirt; jetzt begann er leise von neuem und deshalb drängten Alle, die dagegen nicht besonders gut verwahrt waren, sich mehr und mehr unter den Schutz eines Daches. Die Straße wurde daher menschenleerer.

„Hundskommunes Wetter, Herr Kamerad!" redete Greiff den Unteroffizier an, welcher den Gefangentransport leitete.

— Schweinewetter, wie alle Tage! — erwiderte dieser.

„Wollen Sie mit Ihren Gefangenen noch weiter?"

— Leider! Soll sie nach Corny, dort drüben auf dem andern Moselufer ins Hauptquartier bringen. Es sind zwei Spione! —

„I was?" — sagte Greiff und sah neugierig nach den Gefangenen.

— Sie sind vorgestern bei der Wiedereroberung von St. Remy attrapirt. Der Bauer dort in dem blauen Kittel hatte sich versteckt. Der Priester behauptete, bei dem Rückzug der Ausfallstruppen freiwillig zurückgeblieben zu sein, um nach seiner Heimath im südlichen Frankreich zurückkehren zu können. Der Kerl kann deutsch, verleugnet es aber, — wir merkten es, sonst hätten wir ihn am Ende laufen lassen. —

Der Gensdarm musterte die beiden Kerle etwas genauer, den Bauer in dem blauen Kittel und den Priester in der langen schwarzen Tracht des Geistlichen. Der Letztere war ein großer schlanker Mann mit einem schönen dunklen Backenbart, der sich rings unter dem Kinn fortsetzte, mit kurzgeschorenem dünnen Haupthaar und dunkelblauen Augen. Auch der Priester sah sich den Gensdarm flüchtig an, bewegte dann aber, wie zuvor, die Lippen, als ob er seine Gebete hersage.

Inzwischen hatten die beiden Wagen bereits am Eingange des Städtchens ein Unterkommen gefunden. Doktor Grimm traf bei der Einfahrt einen ihm bekannten Militärarzt. Von diesem erfuhr er, daß ein Uebernachten der Verwundeten in einem Lazareth wegen des darin herrschenden Typhus abzurathen sei. Der Mann wußte durch einen günstigen Zufall für eine Nacht in einem ihm bekannten Privathause Quartier zu schaffen und geleitete die Wagen in das an der Straße liegende Gehöft. Doktor Grimm machte sich inzwischen auf, dem Gensdarm Greiff auf die Kommandantur zu folgen, um ihm diese Aenderung des Entschlusses mitzutheilen. Fritz Schulz und sein getreuer Troll begleiteten ihn, da es für einen Einzelnen schwierig sein konnte, Jemand in diesem Menschengewimmel aufzufinden.

Der Gensdarm Greiff hatte so eben die Musterung des gefangenen Priesters beendet; es kam ihm vor, als ob er denselben oder einen Menschen, der ihm ähnelte, schon einmal gesehen hätte, — und zwar vor noch nicht langer Zeit. Allein er konnte sich nicht darauf besinnen,

wo er das Gesicht hinbringen sollte. Nachdenklich blickte er aus der Hausthür, welcher der Priester den Rücken zukehrte, auf die Straße. Da bemerkte er, daß Doktor Grimm sich dem Hause näherte. Schon wollte er ihm etwas zurufen, als plötzlich mit hocherhobenem Schweife Troll an ihm vorbeistürzte. Er sprang an den Priester in die Höhe, packte ihn oben in die Brust und warf ihn, der auf solchen Ueberfall nicht vorbereitet war, wirklich zu Boden. Dies geschah so plötzlich, daß keiner der Umstehenden dem Priester zur Hilfe kommen konnte. Der Gensdarm Greiff war der erste, der mit dem Rufe: „Troll, dummes Vieh, was fällt dir ein!“ dem Unglücklichen beisprang. Gleichzeitig trat auch der Doktor Grimm in die Thür.

Der mit so furchtbarer Gewalt niedergeworfene Priester hatte im ersten Augenblick nur den linken Arm frei, indem er, halb seitwärts angegriffen, schräg auf den rechten Arm gefallen war. Unter dem unwillkürlich ausgestoßenen Ausruf: Verfluchte Bestie! packte er den Hund in den Hals. Troll, durch sein dickes Winterfell geschützt, würde indessen so leicht nicht losgelassen haben, wenn ihn nicht Greiff muthig hinten in den Nacken gefaßt hätte, um ihn zurückzureißen. Doktor Grimm half ebenfalls; er packte den Schwanz des Neufundländers. Da erscholl ein greller Pfiff. Fritz Schulz, der nur langsam gehen konnte, näherte sich; er hatte das ungesetzliche Betragen seines Hundes bemerkt und schritt ein.

Troll ließ jetzt sofort los. Aber — o Wunder! —

er hatte dem Priester den ganzen schönen Bart ausgerissen. Es war ein falscher, geschickt angeklebter Bart.

„„Baron Alvenstedt!““ rief verwundert Doktor Grimm.

„Herr Gott, Herr von Lindstedt! Da haben wir Schiele's Mörder!“ stieß der Gensdarm Greiff heraus.

Das wirre Durcheinander, welches hierauf entstand, läßt sich nicht schildern. Herr von Lindstedt oder richtiger Kunibert von Brederlow war erdfahl vor Schreck geworden. Aber er sagte kein Wort.

Unter Zuziehung des demnächst herbeigekommenen Etappenkommandanten wurde ein kurzes Protokoll aufgenommen und außerdem bestimmt, daß Hans Hansen, welcher die übrige Gesellschaft nur nach Novéant begleitet hatte, um sich von hier als vollständig geheilt zu seinem Regiment zurücksenden oder anderweit verwenden zu lassen, am nächsten Morgen sich zu seiner Vernehmung in Corny im Hauptquartier melden solle.

Die von der Erzählung des sterbenden Schiele aufgenommene stenographische Niederschrift, sowie der Bericht der Begleitmannschaften über den an Schiele verübten Mord, waren seiner Zeit dem Auditoriat zugesandt worden, so daß es sich nur um die Feststellung der Person des Mörders handeln konnte. Außerdem hatte sich Doktor Grimm bereit erklärt, auf Erfordern über die amerikanischen Abenteuer Kuniberts von Brederlow weitere Auskunft zu geben. —

Es kam anders, als man erwartet hatte. Am Montag ganz früh wurde Doktor Grimm aus dem Schlaf ge-

weckt. Man rief ihn nach Corny ins Hauptquartier: Brederlow liege im Sterben und wolle ihn sprechen.

Doktor Grimm folgte der Aufforderung ohne Säumen. Es war richtig: der Verbrecher hatte ein scharfes Gift verborgen bei sich geführt; er hatte eingesehen, daß es diesmal für ihn keine Rettung mehr gab, und zog den Selbstmord der Todesstrafe vor. Er hatte den dringenden Wunsch geäußert, den Doktor Grimm noch einmal zu sprechen.

Was ihn zu diesem Wunsche veranlaßte, theilte er sofort mit:

„Verzeihen Sie mir", sagte er, „wenn ich mich an Sie wende, um eine letzte Bitte zur Erfüllung zu bringen. Sie sind der einzige Gentleman, der mich auch dann, nachdem er mich als Verbrecher erkannt hatte, wie einen anständigen Menschen behandelte! Das thut wohl, — und kommt so selten vor. Der Verbrecher ist ausgestoßen und vogelfrei; ja der Verdächtige ist es bereits. Der Hochmuth der tugendhaften Schurken macht dem Verbrecher die Umkehr von seinem Pfade schlechterdings unmöglich. Sie bilden eine Ausnahme. Ich weiß, Sie sind edelmüthig auch gegen einen Mörder. Darf ich eine Bitte aussprechen, deren Erfüllung Ihnen, dem reichen Manne, leicht wird?"

— Wenn es meine Kräfte nicht übersteigt, werde ich prüfen, ob ich thun darf, wie Sie wünschen. —

„Ein Kind, ein unverdorbenes unschuldiges Kind, ein kleines Mädchen, lebt fern von hier in einer Stadt am Rhein in der Pflege ehrlicher ordentlicher Leute.

Die Mutter des Mädchens starb bald nach dessen Geburt. Sie starb vor Gram über ihre Schande, — ich hatte sie verführt. Meine Tochter ist bald zwei Jahr; ich zahlte für sie die Pension bis zu Ende dieses Jahres. Hier ist die genaue Adresse. Hätte ich auswandern können, ich hätte mein unschuldiges Kindchen mit mir genommen; die Liebe zu ihm hätte mich vielleicht in einen ehrlichen Mann umgewandelt. Soll das Kind zu Grunde gehn, weil sein Vater ein Verbrecher war? — Wollen Sie hindern, daß die Sünde der Eltern an dem Kinde heimgesucht werde? Wollen Sie sich seiner annehmen?" —

Doktor Grimm versprach es.

„Dank, tausendfältigen Dank, Sie edler Mann! Nun kann ich ruhig sterben. — Noch eine Bitte hätte ich freilich . . ."

— Sprechen Sie dieselbe aus! —

„Wollen Sie meine Beichte annehmen?"

— Wenn Sie es wünschen, gern! —

„Noch gestern Abend haben sie mir hier die Aussage vorgelesen, welche der arme Schiele kurz vor seinem Tode gemacht hat. Er hat die Wahrheit gesagt. Zum Dank für seine Treue mußte ich ihn erschießen, mein Leben zu retten. — Das Spiel, das verfluchte Würfel- und Kartenspiel hat mich zu Grunde gerichtet. Hätte ich als junger Husarenlieutenant einen einsichtigen Freund besessen, der es verstanden hätte, mich vom Spiel abzubringen, — ich wäre trotz allen Leichtsinns ein ehrlicher Kerl geblieben, — und wäre jetzt vielleicht ein angesehener Offizier. — —

Ich mußte den Abschied nehmen und in die weite

Welt ziehen, ich hatte nichts gelernt, ich verstand nicht zu arbeiten. Meist war mir auch mein adeliger Name hinderlich, und doch war ich zu stolz, ihn abzulegen. In Amerika wie in Europa habe ich mich vom Schwindel ernährt; aber Blut klebte nicht an meinen Händen. — 1866 kehrte ich von Amerika nach Deutschland zurück. — — Der arme Schiele! Als Jüngling hatte er mir seine Ehre und sein Lebensglück geopfert, leichtfertig gutmüthig, aus Dankbarkeit für Wohlthaten, welche meine Eltern seiner Mutter erwiesen hatten. Wäre er mir niemals wieder begegnet! — Auf dem Schlachtfeld von Sadowa traf ich ihn. Es war der schrecklichste Tag meines Lebens. Ich plünderte die Leichen. — Wahrhaftig, — bis dahin hatte ich, wenn Spiel und Abenteuer mich nicht nährten, nur geschwindelt und betrogen, und die Betrogenen waren Abenteurer wie ich oder reiche Tagediebe oder Wucherer. Keinen Mord hatte ich auf dem Gewissen. Das Plündern der Leichen gilt schlimmer als Diebstahl. Mich däucht, es ist nur darum so verrufen, weil starke Nerven dazu gehören.

Auf dem Schlachtfeld von Sadowa schlich ich in der Nacht umher und plünderte Freund und Feind, Preußen und Oesterreicher. Da fiel mich unversehens ein großer Neufundländer an. Ich mußte mich mit den Händen wehren, — ich mochte nicht schießen, dies hätte Leute herbeigelockt. Ich bekam das Thier glücklich an der Kehle zu packen, bevor es mich gebissen hatte. Während ich mit ihm rang, bemerkte ich ein kleines Hündchen, das bellend an mir in die Höhe sprang. Das große Thier war eine

Hündin, das kleine ihr Junges. — — Und ein schwerverwundeter österreichischer Offizier lag ein paar Schritte von mir, — über dem bleichen Gesicht, auf der Stirn klaffte eine breite blutige Wunde. Mühsam hatte er sich zum Sitzen aufgerichtet, auf den linken Arm gestützt. In der Rechten hielt er ein Pistol und versuchte mit mattem Arm es hoch zu heben, mich zu schießen. Wenig lauter als im Flüsterton rief er in der stillen Nacht: Faß Pallas, faß Troll, faßt den Schurken! — — Gräßlich, gräßlich! — — ich sehe das bleiche blutige Gesicht vor mir, — immer und immer, — niemals verließ es mich seit jener schönen linden Sommernacht. — —

Was blieb mir übrig, wenn ich mein Leben retten wollte? — Mit der rechten Hand hielt ich die große Hündin an der Kehle, mit der linken gelang es mir, den Revolver aus der Tasche zu ziehen. — — Zwei Schüsse — und das bleiche blutige Gesicht fiel lautlos vornüber und die treue Pallas lag verendend neben ihrem Herrn. —

Die Schüsse machten das Schlachtfeld lebendig. Ich lief als wäre die Hölle gegen mich losgelassen; der kleine Hund, — das Thier konnte kaum ein Vierteljahr alt sein, — winselnd und belfernd hinter mir her. Ich gelangte an eine Landstraße; ich hatte den Graben nicht gesehen und stürzte hinein. Von einem unweit davon befindlichen Wagen kam ein Mann herbeigelaufen. Schiele war es. Wir erkannten uns. Er half mir in seinen Wagen. Den kleinen Kläffer nahm er auch mit und knebelte ihm das

Maul. Der Wagen jagte davon. Die Verfolger blieben zurück. Ich war gerettet.

Schiele behielt den Hund. Derselbe hörte auf den Namen Troll. Schiele hatte den Namen von mir erfahren und fand keine Veranlassung, ihn zu ändern. — — Der erste Mord: — ich weiß nicht, ob es jedem Mörder so ergeht. Fortan hatte ich nirgends Ruhe. — In Mexiko wäre ich vielleicht gebessert, — aber Kaiser Maximilians Reich stürzte zusammen, als ich kaum dort angelangt war. —

Ich kehrte nach Deutschland zurück. Das wüste Schlemmer-, Spieler- und Schwindlerleben behagte mir auf die Dauer nicht. Unter dem Namen von Lindstedt lernte ich den Freiherrn von Uchtenhagen kennen. Ich folgte seiner Einladung in die Altmark. Hier traf ich wieder mit Schiele zusammen, — zu seinem und meinem Unglück. Ich versprach ihm, nach Amerika zurückzugehen, sobald ich eine erkleckliche Summe in die Hände bekäme. Ich hoffte, sie von dem reichen Baron herauszuschlagen; aber die Gelegenheit ergab sich nicht. Da hörte ich von dem Silberschatz des alten Hennig Hansen, von seiner Marotte, eintausend Zweithalerstücke im Kasten aufzubewahren. Das Fenster des Schlafzimmers stieß an den Garten des Gutes. Ich feilte die Eisenstangen durch und stieg eines Abends ein. Der Hofherr überraschte mich in der Kammer. Ich hatte zur Vorsicht eine schwarze Gesichtsmaske vor. Ich wollte nicht morden, nur stehlen. Aber was half es? Der Alte dachte nicht daran, mir sein Geld gutwillig zu lassen; er machte Lärm. Ich

schlug ihn mit einem Zuckerhammer nieder. Nun ging ich an das Geld, — aber von tausend Zweithalerstücken waren nur noch hundert vorhanden; — die andern waren ausgeflogen. Niemand hatte auf mich Verdacht; vielleicht mochte Schiele etwas ahnen, doch ließ er mich nichts merken. Aber Troll, der kluge Neufundländer, erkannte mich wieder als den Mörder seines ersten Herrn. Als ich meinte, nahe am Ziel zu sein, mir mit Hilfe der Generalvollmacht des Freiherrn von Uchtenhagen ein tüchtiges Stück Geld zu schaffen, da traten Sie dazwischen und vertrieben mich aus der Altmark. —

Ich eilte zum Kriegsschauplatz. Auf dem Schlachtfeld von Gravelotte traf ich Schiele als Marketender wieder. Er war gutmüthig genug, für mich gestohlene Franzosenpferde durchschleppen zu wollen. Ein unglücklicher Zufall führte uns zusammen, als er damit angehalten wurde. Als das Messer ihm an der Kehle saß, verrieth er mich. Der arme Schelm, — ich mußte ihn erschießen. Auf trefflichem Pferde entkam ich, aber — mir blieb nichts anderes übrig — in die feindlichen Vorposten. Dem Marschall Bazaine wußte ich glaubhafte Märchen aufzubinden. Nun sollte ich als Spion hinaus. Ich mußte thun, was man von mir verlangte. Nimmer hätte ich mein Vaterland verrathen, aber fort mußte ich, fort aus dem Bereiche beider Heere.

Wer weiß, ob es mir nicht gelungen wäre, mich nochmals durchzulügen. Da kam der Rächer, — Troll, der Neufundländer, den ich hundert Meilen weit in der Alt-

mark glaubte. Der Hund hatte die Ermordung seines ersten und seines zweiten Herrn an mir zu rächen. Es ist ihm gelungen. Ich will dem alten Geschlechte derer von Brederlow nicht länger Schande bereiten. Das Gift ist zuverlässig, — in zwei Stunden bin ich todt!“ —

Kunibert von Brederlow schwieg. Auch Doktor Grimm sagte kein Wort.

„Können Sie so viel Mitleid für mich erübrigen, sich meines Töchterchens anzunehmen?“ fragte Ersterer leise und ängstlich.

— Mitleid mit Ihnen ist dazu nicht erforderlich. Sie haben sich Ihr Geschick von Anfang bis zu Ende selbst gezimmert; insofern verdienen Sie kein Mitleid. Aber Ihr Kind soll darunter nicht leiden. Ich verspreche Ihnen dafür zu sorgen, als wären seine Eltern mir liebe Freunde gewesen! —

Der hartgesottene Bösewicht ächzte und stöhnte. Endlich faßte er sich und sagte: „Haben Sie Dank für dies Versprechen! — Ja, Sie haben Recht; ich verdiene kein Mitleid. — — Aber mein Kind, mein Kind! — — Ende Juli, auf dem Wege zum Kriegsschauplatz, besuchte ich es. Es hat zu mir: Lieber Vater! gesagt — Lieber Vater! — Es war mir, als würde ich durch dieses Wort reiner und besser; ich träumte von einem schönen Tage in ferner Zukunft, wo ich das bleiche blutige Gesicht des Verwundeten von Sadowa nicht mehr sah! — Es ist anders gekommen, — ich hätte Schiele nicht erschossen, wenn ich nicht hätte leben wollen für das Kind! — — Noch eine einzige Bitte, die letzte Bitte: Lassen Sie

mein Kind niemals etwas über seinen Vater erfahren, als nur das eine, daß es zu ihm einst: Lieber Vater! gesagt hat.

— Es soll geschehn! — und jetzt, Mann, habe ich Mitleid mit Euch, — sagte Doktor Grimm bewegt und reichte ihm die Hand. — Was an mir liegt, will ich thun, daß Euer Mädelchen gut und glücklich werde. Träumt von Eurem Kinde in Eurem letzten Stündlein! — Möge Euch das Sterben leicht werden! — — —

Nach Novéant zurückgekehrt, erregte Doktor Grimm mit der Nachricht, daß der vermeintliche Herr von Lindstedt der Einbrecher in Hennig Hansens Schlafzimmer gewesen sei, bei der ganzen Gesellschaft große Verwunderung. Fast Jeder hatte auf ihn einen leisen Verdacht gehabt, denselben aber bekämpft, weil die Umstände zu sehr dagegen sprachen.

Hans Hansen trennte sich in Novéant von den Uebrigen. Er ha e zuvor noch mit Fritz Schulz ein langes Gespräch unter vier Augen. Unter anderm drehte sich dasselbe um die Wischendorfer Mordgeschichte, namentlich um einzelne Umstände, die noch dunkel waren, zum Exempel, warum Hans am Mordabend so ungeduldig im Kruge auf Schiele gewartet, warum er die folgenden Nächte das Gehöft verlassen, und ob er wirklich in dem Heuhaufen geschlafen habe, wo der Schlüssel zur Lade gefunden war?

Zu rechter Zeit ging alles in den Sanitätszug. Die vier Primaner, welche als Krankenträger desselben fungirten, trugen Achaz von Uchtenhagen und Franz Dowat hinein. Röschen Milde und Anntrin von Uchtenhagen

wurden als Offiziersfrauen behandelt. Doktor Grimm half den Aerzten während der Fahrt. Fritz Schulz und sein getreuer Troll fehlten auch nicht; letzterer war als Rächer seiner ermordeten Herren Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Der Virchow'sche Sanitätszug des Berliner Hilfsvereins war auf der Rückfahrt 72 Stunden unterwegs. Der Materialienverwalter des Zuges hat die Fahrt seiner Zeit genau beschrieben. Am Donnerstag den 13. Oktober Vormittags fuhr der Zug unter strömendem Regen in die Berliner Barackenstadt.

Elftes Kapitel.

Von dem glücklichen Ehepaar, welches sich an einem Vormittage des April 1871 in dem Garten des Edelhofs von Wischendorf befindet. Wie schlecht es dem Assessor Dowat ergangen ist und wie er in Siedenmorsleben gesund gepflegt wurde.

Es war ein sonniger Frühlingsmorgen, etwa sechs Monate später, also im April 1871. In dem Garten des Edelhofes zu Wischendorf, dicht bei dem Thurm auf dem mit Akazien geschützten Platze befanden sich gegen Mittag drei Personen, ein junger Mann und zwei Damen. Der junge Mann saß in einem mit Rollen versehenen, bequemen und eleganten Krankenstuhl. Sein linkes Bein lag, dicht verbunden, wagerecht da. Er hatte einen warmen Hausrock an, und eine mit Pelz verbrämte, schirmlose Wintermütze auf. Sein Gesicht hatte zwar eine blasse Grundfarbe, sah aber doch weder krank noch traurig, vielmehr fröhlich und munter aus. Und er lachte so herzlich, daß Jeder, der ihn hörte, sagen mußte: Fürwahr, das kann kein unglücklicher Mensch sein!

Nein, Achaz von Uchtenhagen, verabschiedeter Kürassier-lieutenant, wegen der bei Vionville bewiesenen Tapferkeit mit dem eisernen Kreuz dekorirt, war kein unglücklicher Mensch. Seine Wunden waren geheilt, aber das linke Bein mußte er, um nicht hinkend zu bleiben, noch unbenutzt lassen. Das hatten ihm die Aerzte befohlen, und er war, was seine Gesundheit anlangte, stets gehorsam. Nicht seinethalben, sondern wegen eines andern Wesens.

Dieses andere Wesen stand zu seiner Rechten neben seinem Stuhl und war Niemand anders als seine angetraute Gattin Rosa Freifrau von Uchtenhagen, geborene Milde. Das kleine sanfte Frauchen war eben mit ihrer Schwägerin, dem Fräulein Anntrin von Uchtenhagen, aus dem Schloß gekommen und hatte den Bedienten Josef, der bis dahin seinem Herrn allein Gesellschaft geleistet hatte, fortgeschickt. Sie bekam von ihrem Gatten Schelte, daß sie ihn so sehr vernachlässige. Statt der Antwort nahm sie ihn munter bei dem Kopf und strich ihm das dichte braune Haar und küßte ihn begütigend auf Stirn und Augen. Wenn sie so neben dem Stuhl stand, auf welchem er saß, war sie just nicht größer als er. Er aber ließ sich diese Liebkosungen willig gefallen, und wenn er fortfuhr zu schelten, so that er es wahrscheinlich nur, um noch mehr geliebkost zu werden.

„Nein, Reichsfreifrau von Uchtenhagen,“ sagte er, „wenn ich das geahnt hätte, daß Du mich schon an unserm viermonatlichen Hochzeitstage so schlecht behandeltest! —“

— Spotte nur, Männchen, aber laß den vornehmen

Titel fort, dann sag' ich Dir auch, womit wir uns beschäftigt haben. —

„„Sag's ihm nicht, Röschen,““ rief Anntrin dazwischen, „„sag's ihm nicht, er muß überrascht werden, und die Neugier soll seine Strafe sein. So ein schlechter Mensch schilt noch, wenn wir uns für ihn quälen!““

„Quälen? — quälen? — Aha! — nun wissen wir genug. Also die beiden jungen Damen haben als eifrige Mitglieder des Berliner Vereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, — so ist ja wohl der Titel des spaßigen Vereins? — schon wieder gearbeitet, schon wieder ihre eigene Erwerbsfähigkeit gefördert, schon wieder gekocht! — Ja, Schwester Anntrin wäre groß und stark genug zu einem Küchendragoner, aber Du, kleine Maus?“

Anntrin lachte: „„Küchendragoner, — nicht übel; aber grob.““ Röschen schlug ihm mit ihrem kleinen Händchen auf den Mund. „„Fester, fester!““ rief Anntrin, „„gieb ihm von mir einen recht tüchtigen küchendragonermäßigen Klaps auf den gottlosen Mund.““

„Au, au!“ rief Achaz — „ich nehme Alles zurück, wenn ich Euch beleidigt habe. — Aber mein armer Magen, was wird der heute Mittag erleben müssen!“

„„Siehst Du, Röschen, er verdient es nicht. Du hast ihn schrecklich verzogen. Ich leide das nicht mehr; es muß anders werden.““

Aber Röschen hörte nicht. Das kleine zierliche Frau=

chen stand noch immer neben des Gemahls Stuhl. Dieser hatte jetzt seinen rechten Arm um sie geschlungen und sah ihr so herzlich glücklich in die guten Augen und spitzte dazu den schnurrbärtigen Mund so verlangend, daß sie nicht widerstand und ihm einen innigen Kuß auf die rothen Lippen drückte.

Ja, es war ein glückliches junges Ehepaar, welches vor wenigen Wochen in aller Stille, — Empfangsfeierlichkeiten waren verbeten — in den Edelhof von Wischendorf eingezogen war. Die Hochzeit hatte in Berlin stattgefunden, — eine absonderliche Hochzeit. Aber der eigensinnige kranke Kürassierlieutenant, der Schwerverwundete von Vionville, hatte es durchgesetzt. Er wollte keine andere Pflegerin haben, als Schwester Rosa, — gerade wie im Lazareth zu Thiaucourt. Allein was in Thiaucourt anging, paßte sich nicht in Berlin, und deshalb hatte es lebhafte Auftritte gegeben. Doktor Grimm und Anntrin von Uchtenhagen sahen es ein, und Röschen sah es ein, und Röschens Mutter, eine wackere Frau, sah es schließlich auch ein, — sie mußten ihm den Willen thun. Er nahm den Abschied vom Militär, und einmal für dreimal aufgeboten, wurden Achaz von Uchtenhagen und Rosa Milde in der vom Doktor Grimm eingerichteten Krankenstube getraut. Von Stund an ging es mit der Genesung schneller vorwärts; jetzt war ihm bereits zugesichert, im Juli werde er an einem Stock und binnen Jahr und Tag auch ohne Stock gehen können. Nun war er fröhlich und ausgelassen und pries den Tag von Vionville als den glückbringendsten Tag seines Lebens.

Röschen Milde war aber auch eine treffliche Ehefrau geworden. Schüchtern und bescheiden trat sie noch jetzt auf, aber mit angeborenem Takte hatte sie sich schnell eine gewisse Würde im Benehmen angeeignet, welche ihr auch in den höchsten Kreisen der Aristokratie den Schein völliger Sicherheit verlieh. Auf dem Lande, im Verkehr mit den Haus- und Dorfgenossen kehrte sie die Reichsfreifrau gar nicht heraus. Anntrin sagte es und Lieschen Hansen sagte es und die Wirthschafterin sagte es und Grete sagte es und das ganze Dorf und die ganze Welt sagte es: eine bessere Frau hätte Achaz von Uchtenhagen niemals bekommen können.

Anntrin insbesondere hatte, je näher sie ihre Schwägerin kennen lernte, einen immer größeren Respekt vor ihr gewonnen. Was hatte diese kleine Halberstädter Näherin für gediegene Kenntnisse! — erst ganz allmälich kam man dahinter, da sie dieselben niemals von selbst auskramte. Röschen hatte einen guten Unterricht in einer sogenannten höheren Töchterschule genossen, — ihre Mutter, eine Subalternbeamten-Witwe, hatte darauf gehalten, und Röschen hatte jede ihr gebotene Gelegenheit zum Lernen trefflich benutzt. Nur in einem war sie nicht sicher: ihre Kochkunst verstieg sich nicht über einige wenige einfache Gerichte hinaus, „die feinere Küche“ war ihr fremd. Aber auch Anntrin verstand davon blutwenig. Jetzt aber wetteiferten beide, sich mit Hülfe der Wirthschafterin in der edlen Kochkunst auszubilden. Und merkwürdig war es: Anntrin war besonders eifrig, Hausmannskost kochen zu lernen, während Röschen sich auf die

Delikatessen legte. Sie behauptete, ihr Achaz sei eigentlich ein schreckliches Leckermaul. — —

Anntrin sah mit inniger Freude auf die beiden zärtlichen jungen Ehegatten. Achaz fing indessen die alte Neckerei wieder an:

„Nun schießt doch endlich mal los, Frauenzimmerchen, — oder Frauenvolk, mit der bösen Grete altmärkisch zu reden; — schießt los, Frauenvolk, was habt Ihr denn heute zurechtgekocht?“

— Ich war's nicht, Anntrin war's! —

„Also Anntrin will heute ihre Kochkunst vor einem größeren Publikum produziren?“

„„Vor einem größeren Publikum?““ fragte Anntrin schnell.

„Ja wohl, — Onkel Grimm hat sich und den Lieutenant Dowat, der nach Magdeburg zum Ersatzbataillon abgeht, bei uns zu Mittag angemeldet.“

— Ach, das ist schön! — sagte Röschen.

„Daß Franz Dowat unsre Gegend verläßt?“

— Bewahre, das habe ich nicht gemeint! —

„Aber ich! Ja, ja, Röschen, der Assessor in doppeltem Tuch hat sich so in Dein kleines Herz gestohlen, — potz tausend, ich bin eifersüchtiger Natur! Ja ja Reichsfreifrau, — weiß nicht, was die Frauensleute an diesem blassen Civilisten für einen Narren gefressen haben!“ und dabei lachte er seine kleine Frau spottend an.

„„Frauensleute!““ warf Anntrin dazwischen, „„das ist richtig; vorhin gebrauchtest Du Frauenvolk falsch für den Plural; Singular Frauenvolk, Plural Frauensleute,

— so heißt es in der Altmark. Wenn Du die hochdeutsche Umgangssprache, welche weder im Singular noch im Plural ein gemeinsames Wort für verheirathete und unverheirathete Damen hat, mit diesen Ausdrücken bereichern willst, mußt Du sie auch richtig anwenden!""

„Schau, wie lehrhaft! — sobald von dem gelehrten Assessor die Rede ist, heuchelt Anntrin gleich Gelehrsamkeit!"

— Er ist auch zehnmal besser, als Du! — sagte Röschen schmollend.

„Zugestanden!" —

— Und gar nicht so ein Leckermaul wie Du! —

„Zugestanden! und darum habe ich Euch nicht früher von seinem bevorstehenden Besuch gesagt. Sonst produzirt Anntrin ihre berühmte Hausmannskost, — ihm zu gefallen. Denn eigentlich ist er doch eine alte Liebe von ihr. Habe ich ihm nicht selbst einmal einen Liebesbrief von ihr hingetragen?"

„„Pfui Achaz, das ist schlecht von Dir; solchen Spott läßt Du, sonst werde ich ernstlich böse!"" So sagte Anntrin und wurde dabei dunkelroth.

Röschen warf einen klugen forschenden Blick auf ihre Schwägerin.

Das Erscheinen des Doktor Wolgemut unterbrach die Neckereien. Der Doktor hatte sich seit dem vorigen Sommer wenig oder gar nicht verändert; er sah genau ebenso rundlich und behaglich aus, wie vor dem Kriege.

— Finde ich hier die ganze Gesellschaft wieder beisammen? — Guten Morgen, allerseits! — ich lege mich

Ihnen zu Füßen, gnädige Frau, — Ihr unterthänigster Diener, Fräulein Anntrin! — Herr Baron, Herr Baron! Sie werden niemals ein gehorsamer Patient. —

„Ich? kein gehorsamer Patient? — welche ungerechte Beschuldigung!“

— Nein, nein, Verehrtester, habe ich Ihnen nicht Langeweile verordnet, viele Langeweile, — und nun finde ich Sie wieder in der Gesellschaft der beiden unterhaltendsten Damen Deutschlands! —

„„Ach, Sie Schmeichler!““ sagte Anntrin lachend, „„sagen Sie uns statt dessen lieber, wie es bei Ihnen zu Hause geht, lieber Herr Doktor!““

— Recht gut, recht gut, Fräuleinchen; unser Koppel Kinder gedeiht, und das ist die Hauptsache. Aber im Sommer wirds furchtbar bei uns werden, furchtbar! —

— Im Sommer? wie so? — rief Röschen erschreckt.

— Die französischen Gefangenen fangen alle Frösche unserer Stadtgräben fort und braten sich die Keulen und kein Mensch von der hohen Polizei oder vom Militärkommando hindert es. Und wenn man es ihnen zehnmal sagt, daß die Frösche die nützlichsten Thiere auf Gottes Weltboden sind, weil sie lauter kleines Insektenungeziefer verzehren, so lachen sie einen aus. Wenn es ein heißer Sommer ist, werden wir von Mücken, Fliegen und Gnitten aufgefressen werden, denken Sie gnädiges Frauchen, denken Sie gnädiges Fräuleinchen, rein aufgefressen werden, rein aufgefressen, rein aufgefressen! —

Und das gnädige Frauchen und das gnädige Fräu-

leinchen lachten und Achaz lachte und musterte den rundlichen feisten Doktor, und sagte: „Aber Doktorchen, ganz so schlimm wirds doch nicht werden, etwas werden sie doch von Ihnen noch übrig lassen!“ — Und nun lachten alle drei und der Doktor als vierter mit.

— Sie bleiben doch zu Mittag bei uns? — sagte Frau Röschen.

„Wenn Sie erlauben!“

„Wissen Sie, Doktorchen, haben Sie auch gut gefrühstückt? mein Fräulein Schwester speist Sie heute mit einem Hausmannskost-Kunstwerk ab, — Sie wissen, darin ist sie stark.“

— Ei, ei, Fräulein Anntrinchen, was ist das für ein Kunstwerk? —

„Das darf ich nicht verrathen, Herr Doktor, ich hab's von meiner Schwägerin erlernt!“

— Apropos, Schwägerin, — was passiren denn schon wieder in Wischendorf für merkwürdige Geschichten? — Komme ich eben auf den Hansenhof, — ist mein Liebling Lieschen fort; statt dessen finde ich die Frau Daries, und kein Mensch erklärt es mir, und als ich nachher die Grete frage, grinst sie mir ins Gesicht und sagt: „Ja, Herr Doktor, die Marie-Lies Daries ist ein gädlich Frauenvolk, gehört in den Hansenhof, richtiger als ihre Schwägerin; Hansenhof vererbt immer in dem Mannesstamm, und sitzen die Hansen schon tausend Jahr darauf, hat der alte Großvater gesagt.“ Und als ich weiter frage, erfahre ich's endlich: hat sich Hans Hansen, dieser druckfige,

dickblütige Hans brieflich von Paris aus mit der hübschen und reichen Wittib verlobt! —

„„Und das wußten Sie noch nicht, Herr Doktor?““ fragte Anntrin.

— Bewahre, Anntrinchen, das Erste was ich höre; wie ist denn das zugegangen? —

„„Ach, das ist eine rührend romantische Geschichte; damit hing ja die Schwermuth des jetzt glücklichen Bräutigams zusammen. Die Geschichte müssen Sie sich heute Mittag vom Assessor Dowat erzählen lassen, der hat sie zum Theil miterlebt!““ —

Franz Dowat hatte schlimme Monate hinter sich; ihm war es verhältnißmäßig weit schlechter ergangen als Achaz von Uchtenhagen, seitdem sie im Oktober 1870 mit Virchow's Sanitätszug in die Barackenstadt von Berlin hineingefahren waren. Seine Wunde war freilich lange nicht so schlimm; aber seine Gesundheit schien durch die Ruhr völlig zerrüttet zu sein. Er war muthlos und trüb gestimmt und sah die Welt und Alles, was sich ereignete, mit den dunkelsten Farben an; er drängte fort aus Berlin, — ohne doch triftige Gründe dafür angeben zu können. Sein Onkel, der Doktor Grimm, brachte ihn endlich etwa vier Wochen vor Weihnachten nach Siebenmorsleben. Grimm hatte von der genesenen Witwe Daries, die zufolge Erbvertrags alleinige Erbin ihres Mannes geworden war, und eine unüberwindliche Abneigung gegen ihr Erbbesitzthum hatte, den Daries'schen Hof gekauft und ließ das altsächsische Haus desselben zu einem behaglichen Wohnhause einrichten.

Vorläufig war Franz nicht auf diesen Hof gezogen, sondern in die Pflege der guten Frau Schulz gegangen. Diese war darüber hoch erfreut; erblickte sie doch in Franz Dowat den Retter ihres Lieblingssohnes Fritz, der um diese Zeit als auskurirt und dienstfähig zu seinem Regiment nach Frankreich zurückkehrte. Leider erhielt sie mehr, als sie selbst wünschte, Gelegenheit, sich gegen Franz dankbar zu bezeigen. Demselben erging es, wie manchem andern verwundeten Krieger: er bekam, wenige Tage nachdem er in Siedenmorsleben als von der Ruhr genesen angelangt war, hinterher den Typhus. Sein Leben hing während der nächsten vier Wochen an einem seidenen Faden. Es gab einige Tage, so um Weihnachten herum, wo sein Onkel ihn schon für verloren hielt, und nur der Doktor Wolgemut noch ein leises Hoffnungsfünkchen aufbewahrte.

Gleich beim Beginn der Krankheit war ihm eine neue Pflegerin beschafft, in Person seiner alten Wirthin, der Frau Kanzlistin. Diese hätte beim besten Willen ihre Juristenstube während des Krieges nicht vermiethen können, da alles streitbare junge Juristenthum im Feld gegen die Franzosen stand. Sie war auf die Bitte des Doktor Grimm sofort bereit, ihre Wohnung auf einige Wochen im Stich zu lassen, — zum ersten Male seit des seligen Kanzlisten Tode. Ihren todtkranken Herrn Assessor zu pflegen, hätte sie vielleicht ein noch schwereres Wagstück übernommen, als für sie die Uebersiedelung in der „lieben Frau Schulz" Krug ausmachte. Und wie wunderbar knüpfte sich Alles an das einzige Abenteuer an, wel-

ches ihr einförmiges Leben nach ihres Seligen Tode unterbrochen hatte. Ihr Assessor Dowat war nun gar ein richtiger Neffe, ein leiblicher Schwestersohn des unglücklichen gefangenen Mannes, um den sie sich vor zwanzig Jahren beinah in eine fürchterliche geheime Verschwörung mit dem armen Fräulein Poldchen von Uchtenhagen und mit der lieben Frau Schulz eingelassen hätte, und der gefangene Mann von damals war jetzt hier, und er war sogar vor einigen Monaten, ohne sich zu erkennen zu geben, in ihrer Wohnung gewesen! — Nein, wenn das der selige Kanzlist gewußt hätte, daß sie in ihrem langen Witwenstande so Wunderbares erleben sollte! —

Die Frau Kanzlistin war als Krankenpflegerin ihres Herrn Assessors unübertrefflich. Als Franz Dowat aus der Bewußtlosigkeit erwachte und die Alte auf den Zehen herumschleichen sah, kam es ihm noch Tage lang vor, als ob er die Erlebnisse der letzten sechs Monate nur geträumt habe.

Sobald es irgend anging, wurde er nach dem Hof seines Onkels geschafft, wo Alles für ihn auf das Bequemste eingerichtet war. Die Frau Schulz besorgte aber nach wie vor die Verpflegung, und neuerdings half ihr dabei Lieschen Hansen, die ihren Platz auf dem Wischendorfer Hansenhofe der verwitweten Frau Daries abgetreten hatte. Es dauerte lange, bis Franz Dowats Körper wieder die alte Kraft und Gesundheit zurückgewann. Erst im März konnte er lange Spaziergänge unternehmen. Gar nicht wiederzukehren schien seine frühere Geistesfrische und Lebensfreudigkeit. Doktor

Grimm und Frau Schulz sahen es mit Betrübniß und pflogen mehr als einmal einen heimlichen Rath, wie dem abzuhelfen sei. Vielleicht hing damit die Uebersiedelung Lieschens zusammen, deren Liedern Franz mit augenscheinlicher Befriedigung lauschte.

Selbst die Zukunft des durch die Heldenthaten seiner Söhne geeinigten deutschen Vaterlandes erschien dem trübgestimmten Assessor nicht rosig. Der schlechte Ausfall der Wahlen zum Deutschen Reichstage und zum Preußischen Abgeordnetenhause, die völlige Unthätigkeit der liberalen Partei des Wahlkreises, in dem er wohnte, — alles das fraß tief an seiner Seele.

Doktor Wolgemut, welcher nichts gethan hatte, die Liberalen der Kreisstadt zu einer Wahlagitation zu ermuntern, hatte bittere Vorwürfe zu hören bekommen. Konnte er doch nicht leugnen, daß der alte König vom Königshof und der Tischler Gebhard Bremse von Wischendorf ihn mehrmals vergeblich aufgefordert hatten, die Gründung eines liberalen Wahlkomités in die Hand zu nehmen. Wenn Franz auf dieses Thema kam, gerieth der kleine Doktor in helle Verzweiflung.

„Einzigstes Assessorchen, fangen Sie doch davon nicht wieder an! hab ichs Ihnen nicht zehnmal zugestanden: Sie haben Recht, überall Recht, — und es ist eine Schande für mich; — aber Sie haben gut reden: Sie haben keine Frau und kein drittel Dutzend Kinder wie ich. Und Sie wissen nicht, wie es einem Arzt mit Landpraxis zu Muthe ist, wenn er nach vielstündigem Um-

herkarriolen müde und abgespannt zu Haus kommt und möchte gern Familienvater-Freuden genießen, — und dann soll er statt dessen agitiren, wo es doch nichts hilft! — Aber Recht haben Sie, es war wider Pflicht und Schuldigkeit!" —

Zwölftes Kapitel.

Doktor Grimm wird altmärkischer Rittergutsbesitzer. „Wenn sich zwei Herzen scheiden, die sich dereinst geliebt.“ Junge Leute müssen lustig sein.

Doktor Grimm hatte, seitdem die Krankheit seines Neffen sich zur Besserung wandte, sich nur den geringeren Theil der Zeit in Siedenmorsleben aufgehalten. Er entwickelte eine große Thätigkeit in der Pflege der Verwundeten. Liebe zur Wissenschaft und der Drang, die im Auslande erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen im Interesse des Vaterlandes zu verwerthen, gingen dabei Hand in Hand. Nun der Krieg beendet war, widmete er seine Zeit auch wieder andern Geschäften. Der Ankauf des Daries'schen Ackerhofes hatte in ihm Lust erweckt, einen größeren Theil seines bedeutenden Vermögens in Grundbesitz anzulegen. Er unterhandelte mit dem Herrn von Kalben über das zwei Meilen entfernte Rittergut Vielitz, und als er am Abend vor dem beabsichtigten Abschiedsbesuche in Siedenmorsleben eintraf, präsentirte er sich seinem Neffen als altmärkischen Rittergutsbesitzer.

Franz Dowat lächelte zu dieser Ankündigung.

„Willst Du wirklich altmärkischer Landwirth werden?“

— Vorläufig nicht, bewahre! Ich möchte, nachdem ich wieder Preuße geworden bin, nur dem gesetzlich bevorrechtigten Stande angehören, — meinethalben um die Vorrechte wieder abschaffen zu helfen! —

„Ah, Du willst ständische Rechte geltend machen, Kreistage besuchen?“

— Warum nicht? wenn es auch nur zu meiner Belehrung für die Zukunft dient, in welcher ich bei der Gestaltung der inneren Verhältnisse des Vaterlandes als Wähler mitzuwirken habe. —

„Glaubst Du ernstlich, daß wir nach diesem Kriege Fortschritte in der Freiheit machen?“

— Gewiß, meine Junge, und ich hoffe, Du wirst es auch bald glauben. —

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages fuhren sie beide allein in einem leichten Wägelchen nach Wischendorf. Doktor Grimm kutschirte selbst. Als sie an den Heidensteinen vorbeikamen, tauchte in Franz die Erinnerung an jenen Abend auf, wo er hier die Frau Daries gefunden hatte, — und an die heißen Küsse der Fieberkranken, derer er sich nicht hatte erwehren können. Damals hatte er nicht geahnt, daß diese Frau in naher Beziehung stand zu den angeblichen Verdachtsanzeichen gegen Hans Hansen. Jetzt wußte er es von Fritz Schulz. Derselbe hatte ihm Alles wiedererzählt, was er von Hans in Thiaucourt erfahren hatte, — von der alten Liebe zwischen Hans Hansen und Marie-Lies Lemme, von den

bösen Zungen, die sie während Hans' Soldatenzeit auseinandergebracht und dann von Marie-Lies unglücklicher Ehe. Durch Schiele hatte Hans, der Niemanden darnach fragen mochte, das erste über die Krankheit der armen Frau gehört, wie sie Nachts beim Mondenschein im Fieberwahnsinn umherirre und namentlich bei den Heidensteinen verweile, wo sie dazumal, als Hans zu den Soldaten mußte, von ihm Abschied genommen hatte. Hans hatte sich das Unglück der einstmals so heiß geliebten und noch nicht vergessenen zu Gemüth gezogen. An dem Mordabend erwartete er von Schiele nähere Auskunft über die nächtlichen Wanderungen der Kranken. Am folgenden Abend hatte er sich in dem kleinen Gehölz hinter den Steinen versteckt, — aber sie war ausgeblieben. Die Nacht darauf vom Sonntag zum Montag, wo er den Schlüssel zur Lade im Heu verloren hatte, war es ihm gelungen, sie von Weitem zu sehn; die Dazwischenkunft des alten König hatte ihn gehindert, sich ihr zu nahen. —

Doktor Grimm und Franz Dowat unterhielten sich von diesen merkwürdigen Erlebnissen der beiden Leute. Ersterer fragte sodann:

— Sahst Du die junge Witwe kürzlich? —

„Kürzlich? nein! es werden vier Wochen sein, als ich sie das letzte Mal bei Frau Schulz traf.“

— Das wäre also vor der Verlobung gewesen. Meinte der ehrliche Hans doch, er dürfe erst nach der Einnahme von Paris um sie anhalten. Du solltest sie jetzt einmal wieder sehn. Sie blüht auf wie eine Rose

am warmen Morgen nach kalter Nacht. Ein prächtiges Weib! Ein stürmischer leidenschaftlicher Sinn mag ihr vordem eigen gewesen sein. Das Unglück hat sie sanft und weich gemacht. Die alte Grete ist „unbändig" mit ihr zufrieden. Hans bekommt jetzt in ihr ein besseres Weib, als er vor drei Jahren bekommen hätte. —

Nach diesem Gespräch trat eine längere Pause ein. Franz Dowat war, wie gewöhnlich, schweigsam. Plötzlich sagte Doktor Grimm zu ihm mit liebevollem Tone:

— Mein lieber Franz! willst Du mir heute einmal gestatten, Dir eine Frage vorzulegen, die zudringlich erscheinen könnte? —

„Gewiß!" erwiderte Franz ohne Zaudern.

— Wie stehst Du mit Anntrin von Uchtenhagen? —

„Ich? — mit Anntrin? — Gar nicht."

Die Frage war Franz überraschend gekommen, und ließ ihn keineswegs gleichgültig. Mochte der Ton, mit dem er antwortete, noch so kühl klingen, — die Stimme schien leise zu zittern und das bleiche Gesicht bekam etwas mehr Farbe.

— Verzeih mir, Franz — wenn ich es ausspreche: Ich hoffte zuweilen, daß sich Eure Herzen gefunden hätten; seid Ihr mir doch die beiden liebsten Menschenkinder auf Erden. — Wünsche gestalten sich leicht zu Hoffnungen! —

„Deine Hoffnungen haben Dich getäuscht!" — entgegnete Franz ruhig und kalt; aber klang nicht ein tieftrauriger Ton durch? —

Doktor Grimm seufzte und schwieg. Sie saßen lange stumm neben einander. Später sprachen sie von gleichgültigen Dingen. —

Bei der Mittagstafel auf dem Edelhof zu Wischendorf ging es ziemlich lebhaft zu; allein nur der gutgelaunte Hausherr und der Doktor Wolgemut waren so lebendig; die Andern verhielten sich sämmtlich stiller.

Achaz hatte schon im Anfang der Tafel seine Gäste auf ein wunderbares Produkt der Kochkunst seiner Schwester vorbereitet, ein Produkt noch dazu, hergestellt nach dem Rezept seiner kochkünstlerischen Gattin; so meinte er neckend. Endlich kam es zum Vorschein. Es war nichts als ein Halberstädter Grudeklump, in einer wirklichen Grude gebacken, die sich Röschen auf ihres Mannes Betrieb am Heerd hatte einrichten lassen. Die für die alte Küche im Halberstädtischen, Magdeburgischen und Braunschweigischen so wichtige Grude ist in der Altmark unbekannt. Die alte Wendenheide, jetzt Letzlinger Heide genannt, und der Drömling bilden nicht blos für zwei niedersächsische Volksstämme, sondern auch für deren Küchen die noch heute ersichtliche Grenzscheide.

Anntrin mußte sich viel von ihrem neckluſtigen Bruder gefallen lassen, — und dieser schien nicht zu merken, daß sie kein Vergnügen daran fand.

„„Ach Gott, Herr Assessor," sagte Achaz plötzlich, „Sie stammen ja wol aus dem Magdeburgischen? Da ist Ihnen die mir so merkwürdige Grude nichts Neues?""

„Nein, durchaus nicht, auch der Grudeklump nicht. Er versetzt mich in meine früheste Kindheit, in mein elterliches Haus."

„„Da hat Anntrin ihn ohne Zweifel Ihnen zu Ehren gebacken, zum Abschiedsschmaus, als Henkersmahlzeit!""

— Du vergißt, lieber Achaz, — sagte nun Anntrin mit einem nicht mißzuverstehenden Ernst — daß Du uns erst vor einer Stunde Mittheilung gemacht hast, auf welchen Besuch wir hoffen könnten. —

Nein, es wollte nicht gelingen, einen fröhlichen leichten Ton in die gesammte Tischgesellschaft zu bringen.

Doktor Grimm stellte sich als Besitzer des Ritterguts Bielitz vor, — zu allgemeiner Ueberraschung, denn er hatte von seinem Vorhaben nichts zuvor laut werden lassen. Aber Jeder sprach seine Freude darüber aus, daß er nun doch in der Altmark seinen dauernden Wohnsitz nehmen werde.

— Das ist noch nicht ausgemacht! — entgegnete Doktor Grimm. — Vorläufig sehe ich den Kauf nur als eine vortheilhafte Geldanlage an. Die Uebergabe findet am 1. Juli statt. Bis dahin habe ich Zeit, einen passenden Pächter zu suchen, oder mich zu entschließen, vor der Hand selbst zu wirthschaften. —

Nach Tisch trieb der Hausherr, welchem ein langer Mittagsschlaf ärztlich verordnet war, seine Gäste, sofern sie nicht ein Gleiches thun wollten, in das Freie. Das Wetter war verlockend genug. Doktor Wolgemut besuchte erst einen Patienten. Die Uebrigen, Röschen und Anntrin, Doktor Grimm und sein Neffe, gingen durch den Park. Röschen hatte mit dem Doktor Grimm als Arzt über ihren Mann zu reden, — so kam es denn ohne jede Absicht, wirklich zufällig, daß Anntrin und Franz Dowat nebeneinander und bald auch allein gingen.

Sie wußten nicht viel Gescheidtes mitsammen zu

sprechen. Der Park war zu Ende, sie traten hinaus und sahen jene Linde vor sich, unter der sie eines Abends vor drei viertel Jahren nach dem schönen Spaziergang zum Ellernbroek Fritz Schulz, den fehlenden vierten Mann zum Quartett, abgefangen hatten.

Anntrin erinnerte an jenen Abend.

— Ach wie ganz anders sah damals die Welt aus! — sagte Anntrin seufzend vor sich hin. Es war, als hätte sie ihres Begleiters Anwesenheit ganz vergessen. Dieser schwieg.

— Was mußten wir seitdem erleben! — fuhr sie fort. — Wissen Sie, Herr Dowat, manchmal ist mir, als hätte ich, was zwischen heute und jenen Tagen vor dem Kriege liegt, blos geträumt, und ich brauchte nur die Augen fest aufzureißen, um Alles verschwinden zu machen. Es brach gar zu plötzlich herein. Bald wird es jährig, daß ich mit meinem guten Großvater aus der Schweiz zurückkehrte! Nun schlummert er schon an sieben Monat in der kühlen Erde. Wie hat sich so schnell die Welt verändert — und wir mit ihr! —

Wehmüthig, recht wehmüthig klangen Anntrins Worte. Franz fand keine Freude an solchen Betrachtungen. Er lenkte davon ab:

„Singen Sie noch viel, mein Fräulein?"

— Singen? — vorgestern war es zum ersten Mal seit Großvaters Tode, daß ich das Instrument wieder anrührte. Achaz und Röschen sind nicht sehr musikalisch, sonst würde ich vielleicht öfter musiziren. —

„Wie schade!" entgegnete Franz, ohne zu erläutern, worauf sich das Bedauern beziehen solle.

— Sie haben den Flügel, den Ihnen Ihr Onkel in Siedenmorsleben aufgestellt hat, auch wenig benutzt? so erzählte mir Lieschen. —

„In der letzten Zeit doch! — bis vor wenigen Wochen wurde ich von der Musik, die ich selbst betrieb, in einer Weise aufgeregt, daß ich es keine Viertelstunde aushalten konnte. Nun ist auch diese zurückgebliebene Nervenschwäche beseitigt.“

— Ach, was haben Sie durchmachen müssen! Aber jetzt fühlen Sie sich doch völlig gesund? —

„Gesund, allerdings. Aber es fehlt noch ein Theil der alten Kraft, — ich vermisse das Gefühl, wenn es sein müßte, Bäume ausreißen zu können, — verzeihen Sie den Ausdruck, ich kann es nicht anders beschreiben.“

— Aber warum bleiben Sie dann nicht hier? ich meine in Siedenmorsleben, bei Ihrem Onkel, in der Pflege der guten Frau Schulz? —

„Ich bin dienstfähig!“ erwiderte er, die Achsel zuckend.

— O, das klingt gerade wie ein Vorwand, — jetzt, wo der Krieg zu Ende ist; — mich gehts nichts an, allein an Ihres Onkels Stelle würde ich es nicht leiden. —

„Mein Onkel hat meinen Entschluß sofort gebilligt!“

— Wirklich? wissen Sie dies so genau? Darf ich über ihn ein Wort im Vertrauen mit Ihnen reden? —

„Gewiß, gnädiges Fräulein, ich bitte darum.“

— Wissen Sie, Herr Dowat, Ihr Onkel ist jetzt auch ein Anderer, als zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte. Ich liebe und verehre ihn, als wäre er mein Vater. Da-

rum schmerzt es mich, ihn traurig zu sehen. Und an seiner Traurigkeit sind Sie schuld. —

„Ich?" rief Franz, wirklich verwundert.

— Ja, Sie; die Liebe, die er Ihnen, dem einzigen Sohne seiner einzigen Schwester schenkt, ist Ihnen unbequem; Sie suchen sich ihr zu entziehen. Sie behandeln Ihren nächsten Blutsverwandten wie einen Fremden. — —

Anntrin stieß diese Worte hastig und in großer Erregung heraus. Sie waren inzwischen wieder in den Park zurückgetreten und wanderten langsam dem Schlosse zu. Franz schüttelte zu ihren Reden den Kopf; jetzt stand er plötzlich still:

„Nein, gnädiges Fräulein, es ist nicht so, wie Sie sagen. Ich liebe meinen braven Onkel, ich achte und verehre ihn, er ist ein Mann, vor dem ich Respekt habe. Wir Männer machen über dergleichen nicht viele Worte, und daher mag Sie Manches befremden, was doch natürlich ist. — — Freilich!" setzte er nach einer kleinen Pause wie im Selbstgespräch hinzu, „freilich liegt etwas in Ihren Vorwürfen, was ich nicht leugnen kann."

— Und das wäre? — fragte Anntrin, als er zögernd einhielt.

„Mein Onkel ist ein sehr reicher Mann. Diese Eigenschaft allerdings ist mir unbequem. Soll ich deshalb, weil plötzlich, wie vom Himmel geschneit, ein reicher Onkel, eine Art Erbonkel von mir auftaucht, meine Lebensgewohnheiten ändern? soll ich meinen Bestrebungen oder wol gar meinem Berufe entsagen? — Soll ich von

ihm Wohlthaten annehmen, deren ich nicht bedarf? — kurzum, soll ich mich durch das Vermögen, welches er besitzt, aus dem geraden Gleise meiner Lebensbahn schleudern lassen?“ — —

— O nein, das verlangt er sicher nicht von Ihnen! —

„Nein, er verlangt es nicht, dazu ist er zu einsichtig, — — aber doch drängt sich in tausend Beziehungen das leidige Geld zwischen uns, — der Reichthum, den er sich durch saure Arbeit erwarb, und von dem ich nichts geschenkt haben will.“

— Geschenkt haben will! — wie verächtlich das klingt, — sagte Anntrin bitter. — Als ob es ein Laster wäre, reich zu sein, — als ob nicht Geld und Gut am besten sich in den Händen derer befinden, welche davon zum Heil ihrer Mitmenschen einen weisen Gebrauch machen. —

„Einverstanden! allein ich gehöre einmal nicht zu diesen bevorrechtigten Sterblichen; ich weiß nichts anzufangen mit Geld und Gut, ich habe keine Anlage, ihm nachzujagen, und will es gern Anderen überlassen, davon einen weisen Gebrauch zu machen.“ — —

Sie waren nunmehr dicht vor dem Schlosse angelangt und trafen hier Frau Röschen und Doktor Grimm. Röschen warf wieder einmal einen forschenden Blick auf Anntrin. Was sie sah, mochte ihr wenig gefallen. —

Franz Dowat blieb bis zur Abfahrt einsilbig und ernst. Mit Anntrin sprach er kaum ein Wort. Aber als der Wagen vor der Thür stand, und es an das Ab-

schiednehmen ging, wußte er die Gelegenheit zu benutzen, um ihr einige Worte zu sagen, welche die Andern nicht vernahmen:

„Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, und zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie durch ungeschickte Aeußerungen verletzte.“

— Mich verletzen? — o nein, Herr Dowat, das thaten Sie nicht. — Sie reichte ihm die Hand: Leben Sie wohl und denken Sie zuweilen freundlich dieses Hauses und seiner Bewohner! —

Es kam gezwungen heraus; Franz fühlte es: „Haben Sie Dank für Ihre Nachsicht! — ich wußte es nicht, aber jetzt ist es mir klar geworden: ich bedarf der Nachsicht, — haben Sie Dank, herzlichen Dank!“

Er sprach es weich und sanft und traurigen Tons und küßte ihr die Hand.

Anntrin sah dem fortfahrenden Wagen starr nach, bis er aus dem Hofthor war. Dann ging sie auf ihr Zimmer und stand an dem Fenster, welches nach Siebenmorsleben gerichtet ist. Sie schaute aus, bis der Wagen jenseits des Dorfes fernhin auf dem Wege sichtbar geworden und wieder verschwunden war. Dann setzte sie sich an den Flügel, der mitten im Zimmer stand, und spielte leise, nur mit der rechten Hand die schwermüthige Weise eines schönen Liedes. Blos einmal spielte sie die Weise, und legte in ihren Gedanken jedem Ton das betreffende Wort der ersten Strophe des Liedes unter. Es war das Lied von Geibel:

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ'res nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

Plötzlich stand sie auf, nahm ein Tuch um und ging aus dem Hause. Im Flur traf sie den Bedienten Josef:

— Wenn nach mir gefragt werden sollte, Josef, — ich gehe zum Kirchhofe und von dort vielleicht auf den Hansen'schen Hof. —

Ein Viertelstündchen später kam sie auf den Hansenhof. Sie suchte die alte Grete auf, um sie etwas über Lieschen Hansen zu fragen. Sie traf dieselbe vor dem Wohnhause, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt.

Grete sagte ganz erschrocken: „Ach Gott, Fräulein Anntrinchen, wie sehn Sie aus!"

Anntrin wußte, daß sie verweint aussah und sagte: Ich bin auf dem Kirchhof gewesen, — an den Gräbern. —

Grete ließ diese Entschuldigung nicht gelten: „Nein, Fräulein Anntrinchen, nein, da müssen Sie nicht so oft hingehn. Großvater hatte das Alter zum Sterben. Zu lange leben ist auch nicht allemal gut. Nun liegt er schon sieben Monat in der Erde. Jetzt können Sie das Weinen sein lassen. Jedes Ding hat seine Zeit. Sie sind jung und junge Leute müssen lustig sein. Das hat der liebe Gott so eingerichtet bei Menschen und beim

Vieh.“ Und zu dieser sinnigen Troſtrede buffte die böſe Grete das gnädige Fräuleinchen zutraulich, aber derb in den Rücken.

Anntrin hatte wieder Thränen in den Augen, aber gleichzeitig mußte ſie lachen. Wer konnte der Tröſterin zürnen, welche, jeder Empfindſamkeit bar, ihre unläugbar wahren Ausſprüche in ſchlichter, roher Form vorbrachte, — und doch in einer Form, welche nur ein Menſch mit treuem guten Herzen finden konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Verschwörung dreier Frauensleute in Frau Schulz' Hinterstube. Warum der selige Kanzlist nichts von Heiratsgeschichten profitirt hat. Frau Schulz treibt quatsche Gedanken aus, erzählt vom Siebensprung, kann alte Junggesellen nicht leiden, und droht, sich dazwischen zu legen.

An demselben Nachmittage, vielleicht um dieselbe Stunde, wo der Wagen von Wischendorf fortfuhr, befanden sich in der Frau Schulz' Hinterstübchen im Krug zu Siedenmorsleben drei „Frauensleute" im eifrigen Gespräch.

Lieschen Hansen sagte zur Frau Schulz: „Nein, Tante, so einfach, wie bei Fritz und mir geht es nicht immer. Wir Beide haben keine Anlage, uns mit Grübeleien und Bedenken abzugeben; und darum fanden wir uns bald zurecht. Aber Fritz hat mir es doch auch eingestanden: vierzehn Tage vor dem Krieg hat er noch mit keinem Gedanken daran gedacht, daß er mich lieb hätte. Ich hoffe wirklich, aus Fräulein Anntrin und dem Herrn Assessor wird doch noch ein Paar. Denn darauf kannst

Du Dich verlassen: sie liebt ihn; aber ob sie sich selber darüber klar ist, kann ich nicht behaupten."

„„Ach, das wäre herrlich,"" sagte nun die Dritte im Bunde, die Frau Kanzlistin, „„denn mein Herr Assessor liebt ja das gnädige Fräulein von Uchtenhagen, und ich weiß es ganz gewiß, und ich weiß es schon vom ersten Tage, wie ich hierher kam, weil er so schlimm im Fieber lag. Aber erzählt hab ichs keinem Menschen. Denn der Kanzlist, was mein Seliger war, sagte immer: Die meisten unglücklichen Ehen haben die alten Weiber auf dem Gewissen, weil sie sich immer dazwischenlegen, wenn wo zwei sind, die sich am Ende heiraten könnten und der eine Part hat Lust dazu. ‚Alte Weiber' sagte der Kanzlist. Denn manchesmal war er gegen die Frauenspersonen grob, — aber mich meinte er damit nicht. Denn ich war dazumal, als er lebte, noch jung, aber wenn er jetzt noch lebte, würde er mich wol unter die alten Weiber rechnen. Aber was wollte ich denn erzählen, meine liebe Frau Schulz?""

— Ja, hören Sie, diesmal weiß ichs auch nicht recht; Sie hatten den Faden noch gar nicht ordentlich angeschürzt. —

Lieschen half aus der Verlegenheit: „Sie wollten wissen, daß der Herr Assessor Fräulein Anntrin lieb hat."

„„Ganz richtig, mein liebes Jungfer Lieschen, und ich weiß es auch. Als ich nemlich die erste Nacht bei meinem kranken Herrn Assessor wachte, — ach, da war ich traurig und dachte so in meinem Sinn: Wer weiß,

ob er wieder herauskommt, — und wenn er sterben sollte, — der liebe Gott möge es verhüten, — dann ist es noch ein wahres Glück, daß er keinen Vater und keine Mutter mehr am Leben hat und keine Schwester und keinen Bruder gehabt hat, und daß er sich keine Frau und keine Braut angeschafft hat. Aber er fieberte schrecklich und sprach immer vor sich hin. Und was er sagte, war nicht zu verstehen, es kam nicht richtig aus den Zähnen heraus. Da dachte ich weiter: wovon mag er wol träumen, ob von Verstorbenen oder von welchen, die am Leben sind? Und ich fing an zu horchen. Anfänglich verstand ich dennoch nichts. Aber mit einem Male riß er die Augen sperrangelweit auf und die Zähne kamen richtig von einander und er rief laut: In Donner und Blitz sprang die wilde Dirn aus dem Fenster, das einzige süße herztausendschönste Schätzchen, — und nun kommt sie nicht wieder, und es wird bald Nacht werden, dunkle Nacht, dunkle Nacht! — — Da wurde mir ganz bange und ich sagte leise zu ihm: Schlafen Sie ein, mein Herr Assessor! — — Und da war es, als ob er mich kannte und ruhig sagte er: Wo ist sie nur geblieben, die wilde Anntrin, die holde Anntrin, die liebe Anntrin? — Und ich sagte: Mein Herr Assessor, meinen Sie denn das gnädige Fräulein von Uchtenhagen? — —Uchtenhagen? Uchtenhagen? — sagte er — ja, Anntrin von Uchtenhagen heißt sie, und bald wird sie Anntrin Dowat, und das klingt weit schöner, weit schöner! — — Und dazu lachte er ein- und zwei- und dreimal recht vergnügt und dann schlief er wieder ein. Und in derselbigen Nacht wachte er wieder

auf und sagte: Anntrin, mein einziges Mädchen, ich hab dich ja so lieb, so lieb und mein rothes Herzblut floß für dich! — Und das Andere, was er sagte, habe ich nicht mehr behalten und Etliches hatte ich nicht ordentlich verstanden; aber es war, als wenn sie es nicht glauben wollte, und darum müßte das Testament beschafft werden, was Fritz Schulz hätte und darin stünde Alles geschrieben. — Sehn Sie, meine liebe Frau Schulz, dieses habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört und darum weiß ich, daß mein Herr Assessor das gnädige Fräulein lieb hat.""

Wahrlich, es war die längste Erzählung, die von der Frau Kanzlistin jemals angefangen und in einer Schnur zu Ende geführt war. Und sie machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck.

— Frau Kanzlistin, Frau Kanzlistin, — sagte Frau Schulz vorwurfsvoll, — was sind das für Sachen? warum haben Sie denn das nicht schon früher mal erzählt? —

„„Durfte ich denn, meine liebe Frau Schulz? Mußte ich doch an dieses denken, was der Kanzlist, was mein Seliger war, von den alten Weibern ausgesagt hatte, — sollte ich mich zwischen diese Liebesgeschichte legen?""

— Na, hören Sie mal, liebe Frau, der Kanzlist, was Ihr Seliger war, ist gewiß ein ganz scharmanter Mann gewesen und ein kluger Mann, — und ich habe ihn ja auch noch von Aussehen gekannt; jedennoch, wissen Sie — von Heirathsgeschichten hat er nicht viel profitirt. Und dieses ist keine Schande für ihn. Denn davon ver-

steht kein Mannsvolk was. Wenn zwei sich von Herzen lieb haben, und es hindert sie nichts, sich zu freien, so kommt es vor, daß jeder Part es blos von sich weiß, und denkt, der andre Part kann ihn gar nicht leiden. Denn die Liebe macht oftmals blind und dumm. Und wenn es dann zu keiner richtigen Aussprache kommt, so kann ein wirkliches Unglück daraus entstehn. Ist es da nicht Pflicht und Schuldigkeit jeder christlichen Frau oder richtiger jeder ordentlichen Frau, — ob christlich oder nicht, denn mit dem Christenthum hat dieses nichts zu schaffen, — ist es nicht Pflicht und Schuldigkeit jeder ordentlichen Frau, den blinden Liebesleuten die Augen aufzuknöpfen? —

Bevor die Frau Kanzlistin auf diesen Angriff gegen den Kanzlisten, was ihr Seliger war, etwas zu erwidern im Stande war, hatte Lieschen Hansen eine bescheidene Frage an sie zu richten: „Frau Kanzlistin, hat denn der Herr Assessor blos in dieser einzigen Nacht von Anntrin geredet?“

„„Ja, öfter hab ichs nicht gehört! — Aber halt still, das ist nicht richtig, — nein! noch einmal hat er geredet, — die Nacht darauf. Ich dachte, er schliefe und schlich ganz leise in der Stube umher, wie ich das immer bei meinen Herrn Juristen mache, seitdem ich weiß, daß sich dieses gehört, wenn die jungen Herren studiren.““ — —

— Ja, ja Frau Kanzlistin, die Geschichte kennen wir; wie war es weiter mit dem kranken Herrn Assessor? —

„„Ich schlich ganz leise in der Stube umher, und ich dachte, er schliefe, und mit einem Male saß er kerzenge-

rade im Bett und murmelte etwas. Und ich dachte, er hätte mir was gesagt und ich trat schnell näher und fragte ihn ganz sanft: Sagten Sie mir was, mein Herr Assessor? — Da sah er mich groß an und sagte: Nein, Frau Kanzlistin, aber meine Braut soll Sie zur Hochzeit einladen. Jedoch den Brauthahn darf sie nicht sitzen, denn das Geld mag ich nicht, und den Siebensprung habe ich nicht gelernt und die wilde Anntrin kann ihn auch nicht! — —""

Frau Schulz und Lieschen Hansen lachten herzlich und Frau Schulz sagte: — Ist das ein schnakisches Gerede! — Den Siebensprung haben sie vor alten Zeiten bei den großen Hochzeiten ausgeführt, aber gesehn hat ihn Keiner. Blos der Großvater Thies behauptet es, aber aus seiner Beschreibung kann nicht mal ein Tanzmeister klug werden! —

Inzwischen war der Wagen mit dem Doktor Grimm und dem Assessor Dowat bereits in Siedenmorsleben angelangt. Aber Doktor Grimm fuhr gleich weiter nach seinem Rittergut Vielitz. Franz Dowat war bei dem vormals Daries'schen Hof abgestiegen und sandte, als er die Frau Kanzlistin nicht fand, einen Jungen zum Krug, sie herbeizurufen. Lieschen ging mit. Aber wenn sie etwa die leise Hoffnung gehegt hätten, zwischen Anntrin und Franz wäre am Nachmittage etwas passirt, so würden sie sich bitter getäuscht haben. Franz sah trübsinnig und ernst, wie alle die Tage aus und er packte seine sieben Sachen zusammen und bestellte, er werde den Abend im Krug bei Mutter Schulz essen und dort sich

verabschieden, indem er am frühen Morgen abreisen wolle.

Am Abend saßen sie lange beisammen und Mutter Schulz hatte zu den Ihrigen und zu Lieschen gesagt, sie möchten nur früher gehen, sie müsse dem Assessor mal den Kopf zurechtsetzen von wegen seiner Trübsinnigkeit. Franz Dowat ahnte nichts davon, als er traulich bei Frau Schulz saß. Die brave Frau hatte sich nach und nach einen merkwürdigen Einfluß auf ihn erobert.

Heute Abend brachte sie das Gespräch auf ihren Fritz und auf Lieschen und sie sprachen hin und her, wie es mit deren Heirath werden würde. Sie setzten des Doktor Grimm Gutskäufe damit in Verbindung. Gewiß hatte Doktor Grimm, der dem Brautpaar überaus wohlwollte, bei seinen Plänen auch an Fritz gedacht. Fritz könnte sich ja erst noch in größeren Wirthschaften umsehn, und Lieschen wartete ganz gern noch Jahr und Tag.

Von Lieschen kam Frau Schulz unvermerkt auf deren Freundin Fräulein Anntrin zu sprechen:

— Wissen Sie, Herr Assessor, das Fräulein Anntrin habe ich just beinah ebenso lieb, wie Lieschen. Die arme Dirn hat sich recht verändert seit dem Sommer; erst hat sie sich um Alles gegrämt, was sie durchmachen mußte. Eine Weile war sie ganz herunter. Dann aber hat sie gethan, was Jeder thun muß, von dem es heißen soll:

Glückselig ist, wer das vergißt,
Was einmal nicht zu ändern ist, —

sie hat rechtschaffen gearbeitet. Wie sah sie denn heute aus? —

„O, gut!“ —

— Gut blos? Wissen Sie, Herr Assessor, wenn ich so ein junger Kerl wäre, wie Sie, in die wilde Anntrin wäre ich bis über die Ohren verschossen, und Alles würde ich dran setzen, die Dirn müßte mein werden! —

Franz lächelte und schwieg. Sodann sah er nach der Uhr.

— Bleiben Sie ruhig sitzen, es ist noch nicht spät. Ich geh' noch nicht zu Bett, und Sie gehn ja weit später schlafen. Aber von so einer alten Frau will das junge Mannsvolk nichts wissen! — sagte Mutter Schulz schmollend. Wahrhaftig, sie zierte sich dabei wie ein junges Mädchen.

Franz entgegnete: „Das glauben Sie doch selber nicht, liebe Frau Schulz, — von mir wenigstens nicht. Ganz abgesehen davon, daß Sie so mütterlich an mir gehandelt haben, daß ich's nimmermehr vergessen werde!“ Und dabei reichte er ihr herzlich die Hand.

— Davon seien Sie still! Wenn Sie nach dem Kerbholz rechnen wollen, muß ich davon reden, wie Sie meinem Fritz das Leben gerettet und Ihr eigenes Leben um ihn aufs Spiel gesetzt und beinah verloren haben. So was vergißt keine Mutter, und wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen, so muß Ihnen so viel Glück und Segen werden, —

„Nein, nein“ — unterbrach sie Franz — „wir wollen nicht nach dem Kerbholz rechnen. Aber jetzt, wo ich von Ihnen scheide, da möchte ich Ihnen doch eins aussprechen, und es geschieht wahrlich nicht, um Ihnen was Angenehmes

zu sagen. Als meine gute Mutter starb, war ich erst vier Jahr alt, und meinen Vater verlor ich im elften Jahre, und Geschwister besaß ich niemals; seitdem habe ich mich unter fremden Leuten bewegen müssen, und ich kann mich nicht über die Menschen beklagen; vielen guten Menschen bin ich zu Dank verpflichtet. Allein so wie bei Ihnen habe ich mich noch niemals zu Hause gefühlt, und noch keine Frau hat mich so wie Sie an die Zeit erinnert, wo meine gute Mutter für mich sorgte."

Franz war gerührt; aber Frau Schulz war keine Freundin von Gemüthsbewegungen. Sie schluckte die eigene Rührung nieder und entgegnete lachend: Na, Sie sind gut! Sie wollen mich arme Frau, die nicht mal hochdeutsch reden kann, wol ganz eitel machen! Und dabei darf ichs Ihnen nicht einmal glauben. Denn Sie verschließen Alles so in sich, als wenn es Keinen was anginge, und wenn Einer eine Mutter hat, — ich habe ja zwei Jungens und weiß es, — gegen die ist er nicht wie ein versiegeltes Buch, wo Keiner drin lesen darf. Aber Sie sagen einem nie was. —

„Aber, was soll ich denn sagen, Frau Schulz?" fragte Franz, den diese dunkle Rede wirklich überraschte.

— Ach, Sie wissen's recht gut. Zum Exempel vorhin, als ich von Fräulein Anntrinchen anfing, — sehen Sie, das ist auch ein Waisenkind, hat keinen Vater und keine Mutter gekannt, und ist erst aufgewachsen wie ein Unkraut. Denn der alte Großvater hat sich die ersten Jahre wenig um sie gekümmert, und bei alledem ist sie eine Prachtdirn geworden, die ich gerade so lieb habe wie

Sie, und darum rede ich so gern von ihr, aber wenn ich von meinem Liebling, der wilden Anntrin rede, — bumms, sind Sie mucksstill! Hat sie Ihnen denn was zu Leid gethan? —

„Ei bewahre, Frau Schulz," entgegnete Franz nicht ohne Verlegenheit.

— Warum sind Sie ihr denn die letzten Wochen so aus dem Wege gegangen? —

„Ich? — aus dem Wege?" —

— Ja gewiß, sind Sie das, — ja, ja — und nun sind Sie wieder wie ein versiegeltes Buch. Und ich bin gar nicht neugierig! — — Aber das Fräulein Anntrinchen hätte eine Mutter nöthig. Denn wenn die Trauerzeit um ist, wird's auf dem Wischendorfer Edelhof wie ein Bienenstock werden. Da werden die Freier angezogen kommen, die Offiziere und die Landjunker, — — kann doch Jeder nachrechnen, daß sie ein großes Stück Geld mitbekommen wird. So ein Goldfischchen giebt's in der Altmark nicht zum zweiten Mal. Ach, ich bin recht bange um das Mädchen! —

Franz brachte, als sie schwieg, mühsam heraus: „O, so ängstlich wird es wol nicht sein!"

— Ja, das sagen *Sie*! Wie sind denn die Mannsleut? Wenn sie alle so wären, wie Sie? Von Ihnen weiß ich es, Sie werden gewiß nicht nach Geld freien! — Sagen Sie selbst! —

„Nein, gewiß nicht!"

— Meine Jungens auch nicht, und der Herr Achaz hat's schon bewiesen, — aber im Ganzen sind solche

Mannsleut doch rar, — und da ist so eine arme Dirn, die viel Geld hat und ein hübsch Gesicht dazu, wirklich schlimm daran. Wenn sie einer verliebt ansieht, muß sie immer denken, er guckt blos nach den Dukaten! — Ich hab's besser gehabt, ich hatte nichts, und darum wußte ich, daß mein Mann mich lieb hatte, als er um mich freite. Nein, ich habe solche Sorgen nicht gehabt! — — Haben Sie denn auch das schöne reiche Fräulein gekannt, in den Berliner Baracken, wovon mein Fritz immer erzählte? —

„Ich weiß nicht, — in den Baracken? —

—Ach nein, Sie waren ja nicht mit in den Baracken, Sie sind ja gleich ins Thomaslazareth gekommen, wo der Doktor ein Freund von Ihrem Onkel war. — Ja, in den Baracken, da ist eine von den feinen Damen gewesen, welche die Aufsicht führten, ein großes und schlankes Fräulein, bildschön von Angesicht, mit dicken schwarzen Flechten und großen ernsten Augen und so gut gegen die armen Verwundeten, und gegen den ärmsten Trainknecht ebenso gut wie gegen den Stabsoffizier. Und von der haben sie meinem Fritz erzählt, sie wäre so reich, daß es gar nicht zu beschreiben wäre, und hätte keine Eltern mehr, und sie war auch schon an die 25 Jahr. Und sie hätte alle Freier zurückgewiesen, sie wollte gar nicht heirathen, weil sie niemals wissen könnte, ob einer wegen ihrer oder wegen ihres Geldes käme. Und ich habe gesagt: So was verreden von wegen dem bischen Geld ist unklug. Der richtige Freiersmann wird wol noch nicht gekommen sein. — Aber Fritz hat über sie mal mit dem Herrn

Lieutenant von Uchtenhagen gesprochen, der sie ja ebenfalls gekannt hat. Und der hat gesagt: Es wäre richtig so, das Mädchen hätte einmal einen Mann lieb gehabt und er hätte sie wieder geliebt, aber es wäre zu keiner Aussprache gekommen, weil sie ihm zu reich gewesen wäre, und darum wäre er in die weite Welt gegangen und hätte keiner was von ihm wieder gehört. Aber wenn ich den Mannsleuten auch manche Tollheit zutraue, — sagen Sie selber, dieses ist doch gewiß nicht wahr? —

„Warum nicht, Frau Schulz? Daß ein Mann zu stolz ist, als daß er um ein reiches Mädchen werben möchte, — ist das so unmöglich?" —

— Ja, aber wenn er sie lieb hat? —

„Auch, wenn er sie lieb hat. Er sagt sich: Eine Ehe, wo die Frau in Ueberfluß und Reichthum aufgewachsen ist, und der Reichthum bleibt ihr und sie weiß, sie braucht sich darum keinen Wunsch zu versagen, — kann der Mann, wenn er seine Freude und sein Glück im Arbeiten und Schaffen findet, — kann der Mann da verlangen, daß sie sein einfaches Leben mit ihm theilt? — Und wenn er es nicht verlangen kann, soll er sich dann ihrer Lebensweise, die ihm nicht zusagt, anbequemen, — und nicht auf seine Kosten, sondern auf ihre Kosten? Ist das nicht fast ebenso, als wenn er von vornherein weiß, daß er sich von der Frau ernähren lassen muß? Und trägt eine solche Ehe nicht von Anfang an den Keim zum Unfrieden und zum Unglück in sich?" —

— Nein, nein! — das klingt wonach, aber bei Licht besehen, ist doch nichts dahinter. Wenn Einer ein rechter

Mann ist, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, dann kann er nicht so denken. Oder er hat keine wahre Liebe zu dem Mädchen! — Wenn zwei sich von Herzen gut sind, — kein Berg ist zu hoch und kein Wasser zu tief, — die Liebe überwindet Alles; — und das bischen Geld, was Einem Diebe stehlen können, sollte zwei treu Verliebte auseinander halten? — Und wenn's wirklich so gefährlich wäre, dann brauchte er ihrs ja blos sagen, dann kann sie das Geld, was zu viel ist, in den Brunnen schmeißen oder wegschenken. Warum sollte sie's nicht thun, wenn sie ihn lieb hat? — denn die Mädchen rechnen in Liebessachen weit weniger um's Geld, als die Männer thun. —

„Ja, das sagt aber so Einer nicht," erwiderte Franz, der an dieser Auseinandersetzung nun doch Wohlgefallen zu finden schien.

— Und wenn's so Einer nicht sagt, so schämt er sich blos, mit seinen quatschen Gedanken herauszukommen. Und sollte es denn wirklich so schwer sein, daß zwei Eheleute, die sich lieb haben und die Frau hat das Vermögen, sich richtig hinein finden? Das ist nicht an dem. Wenn zwei verheirathet sind, muß der Mann das Geld und Gut unter sich haben als der Herr, und ganz gleich, ob es von der Frau herrührt oder von ihm oder ob sie es Beide zusammen geschafft haben, — sie jedoch hat dafür zu sorgen, daß es zusammenbleibt und nicht verschwendet wird, und er wird ihren Rath nicht in den Wind schlagen, aber die Macht darüber hat er allein. Und so wird

jede vernünftige Frau denken. Und so ist's, meine ich, hier zu Lande auch nach den Gesetzen? —

Franz antwortete nicht; er dachte über diese Auseinandersetzung der Frau Schulz nach. War sie nicht eine schöne Deutung jenes in den alten Eheverschreibungen des Archivthurms regelmäßig wiederkehrenden Satzes: „Und alles dessen er ein Herr ist, dessen soll sie eine Frau sein!"

Frau Schulz wiederholte ihre Frage: — Nicht wahr, so ists hier zu Lande auch nach den Gesetzen? —

„Nun, nicht ganz, — vollends nicht, wenn einer stirbt, da ist das Gut gleich getrennt nach hiesigen Gesetzen."

— Ja, von Todeswegen, — das kommt nicht in Betracht. Da müssens die Eheleute bei der Hochzeit gleich fest schreiben, insonderheit wenn sie keine Kinder kriegen: „der Letzte macht die Thüre zu!" — Nein, ich bleibe dabei, ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird nicht danach fragen, ob das Mädchen, das er liebt, arm oder reich ist; Armuth und Reichthum dürfen der Liebe nicht hinderlich sein, und wenn sich Einer dadurch hindern lassen wollte, und ich wäre seine Mutter, ich würde ihm sagen: Schäme Dich was! Hast ein Mädchen lieb und sie Dich auch, und Du willst sie um schlechtes Geld unglücklich machen, — denn so ein Mädchen verwindet's nicht so leicht, das grämt sich und grämt sich und geht darüber zu Grunde, wenn's die Mannsleut längst vergessen haben! —

Franz schwieg nachdenklich still. Mutter Schulz aber

fuhr nach einer kleinen Pause fort: — Aber mein Gott, Herr Assessor, wo sind wir denn auf dieses Gespräch gekommen! Ists doch gerade, als wenn ich Sie an eine Reiche oder mein Fräulein Anntrinchen an einen Armen verfreien wollte! Und wer weiß, ob Sie nicht alle Beide längst Ihr Theil haben? —

„Ich nicht, Frau Schulz, ich bin noch frei!“ — sagte Franz lächelnd und stand nun auf.

— Wer's glauben thut! — ich hab's geglaubt, aber seit heut Abend glaube ich nicht so recht mehr daran. —

„Seit heute Abend?“ fragte Franz erstaunt.

— Ja, seit heute Abend — aber Sie rathen es nicht. Wissen Sie, die Frau Kanzlistin ist eine gute Frau, aber daß sie eine so verschwiegene Frau wäre, hätte ich ihr wirklich nicht zugetraut! Wenn sie zu erzählen anfängt von dem Kanzlisten, was ihr Seliger war, und sie kommt dann vom Hundertsten ins Tausendste und hat dann jedesmal vergessen, was sie erzählen wollte, wenn das ein Mensch zu hören bekommt, der muß denken, ein so schwatzhaftes Weib ist nicht weiter zu finden. Mir freilich ist schon von alten Zeiten her bekannt, daß sie schweigen kann, wenn ihr Einer was anvertraut hat. Aber sie ist doch noch viel verschwiegener, als ich wußte. Sie hat bis heute kein Wort davon gesagt, was Sie für Geheimnisse ausgesprochen haben, als Sie die erste Nacht hier im Fieber lagen und die Frau Kanzlistin bei Ihnen wachte, und es ist nun doch schon über ein Vierteljahr her.“

„Ich? — Geheimnisse?“

— Ja, ja, Herzensgeheimnisse, und wenn Einer was von sich im Fieber sagt, das muß wahr sein. —

„Nein, nein, das ist durchaus nicht der Fall," sagte Franz und schüttelte beharrlich den Kopf und erröthete.

— Sehn Sie, Herr Assessor, roth werden Sie auch schon; aber ängstigen brauchen Sie sich nicht, es sind spaßige Reden, die Sie geführt haben, und die Frau Kanzlistin ist bis jetzt stumm wie ein Fisch gewesen, aber heute hat sie mir davon was anvertraut: Sie haben von einer Hochzeit geträumt und von Ihrer eigenen Hochzeit, und Sie haben geklagt, den Siebensprung könnten Sie nicht und Ihre Braut könnte ihn auch nicht! Ist das nicht spaßig? —

„Wirklich? ja vom Siebensprung habe ich schon früher einmal geträumt, und doch habe ich ihn noch nicht gesehen. — Aber nun will ich Ihnen Gute Nacht sagen."

— Einen Augenblick müssen Sie noch still halten, — sagte Frau Schulz mit lustigem Lachen, — wir kommen so jung nicht wieder zusammen. Die Frau Kanzlistin sagt, ihr Herr Assessor hätte seine Braut, die den Siebensprung nicht konnte, auch bei Namen gerufen. Aber den Namen will sie nicht sagen! —

„Gute Nacht, liebe Frau Schulz, Träume sind Schäume!" —

— Allemal nicht. Und wenn Sie das nächste Mal nach Siedenmorsleben kommen, und Sie haben sich dann noch keine hübsche junge Braut angeschafft, dann muß die Frau Kanzlistin mit dem Namen herausrücken, und

dann muß ich mich auf meine alten Tage dazwischen legen. Denn, wissen Sie, alte Junggesellen kann ich nicht leiden! Und nun schlafen Sie wohl! —

„Gute Nacht, gute Nacht! — und wollen es abwarten!“ sagte Franz Dowat, und aus seinem Gesicht hatten sich die ernsten Linien ziemlich verzogen und seine Augen sahen frischer und fröhlicher drein, als alle die Wochen zuvor. — Ja, Frau Schulz war eine kluge Frau.

Vierzehntes Kapitel.

Berliner Einzugsfeierlichkeiten. Die Wischendorfer in Berlin. Vor der Germania und Siemerings Relief.

Der Frühling ging zu Ende und der Sommer nahte heran. Der Friede war endgültig abgeschlossen, das entsetzliche Nachspiel des Krieges, der Pariser Aufstand, war vorbei. In Paris herrschte Ruhe des Grabes und die Ordnung der Bajonette. Die Gräuelthaten der Kommunisten und die Mordwuth der siegenden Ordnungspartei erfüllten die deutschen Herzen mit um so heißerem Dankgefühl gegen das deutsche Heer.

Zu dem feierlichen Einzug dieses Heeres in die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches, in Berlin, war auch Achaz von Uchtenhagen von seinem Regimente dringend eingeladen.

Er hatte große Lust, an dem Feste theilzunehmen, allein die Aerzte erhoben Widerspruch. Dies genügte, um ihm alle Reiselust zu benehmen. Er hatte seiner kleinen Frau heilig und theuer gelobt, bis zur völligen Wiederherstellung den ärztlichen Anordnungen blindlings

zu gehorchen, und er hielt Wort. Allein seitdem der 16. Juni als der Einzugstag festgestellt war, hatte er mit dem Doktor Grimm wiederholt geheimnißvolle Besprechungen hinter dem Rücken seiner neugierigen „Frauensleute“. Dieses Ausdrucks bediente er sich meistentheils zur gemeinschaftlichen Bezeichnung für Röschen und Anntrin.

Doktor Grimm hielt sich um diese Zeit in der Regel in Siedenmorsleben in der Pflege der Frau Schulz auf, da die Uebergabe des von ihm erstandenen Ritterguts Vielitz erst zum 1. Juli stattfinden sollte. Am Sonntag vor dem Einzugstage war er zu Mittag auf dem Wischendorfer Edelhofe. Vor Tische hatte er wieder eine geheime Konferenz mit Achaz. An der Mittagstafel, gleich nach der Suppe, kündigte nun Achaz feierlich zum Braten eine Ueberraschung für die Frauensleute an und verbat sich im Voraus alle Widerrede.

Und was war es? Seine Frau und seine Schwester müßten übermorgen, am Dienstag, unter dem väterlichen Schutze des Doktor Grimm zur Einzugsfeier nach Berlin. „Ich will zum ersten Male in meinem betrübten Ehestande den Hochgenuß haben, auf mehrere Tage Strohwitwer und alleiniger Herr im Hause zu sein. Es ist zu langweilig, immer und ewig, Tag aus Tag ein sich kommandiren zu lassen. Und nun will ich gleich ausprobiren, ob Ihr in zwei Tagen mobil zu machen seid; aber wehe Euch, wenn Ihr Widerspruch wagt!“

Frau Röschen wagte Widerspruch; sie bekam anfänglich einen nicht geringen Schreck über die Zumuthung.

Allein Anntrin stand ihr nicht bei; fand den Vorschlag reizend. Die Bedenken in Ansehung der Garderobe waren nicht schwerwiegend, da die Frauensleute noch Trauerkleider trugen. Die übrigen Einwendungen der kleinen Frau wurden unter Lachen und Scherzen ebenfalls beseitigt. Hatte doch Achaz alle mögliche Vorsorge getroffen; sogar Logis in Berlin und gute Tribünenplätze waren bereits besorgt. Nur einen Aufschub bis Mittwoch früh setzte die gezähmte Widerspenstige durch.

Die Berliner Einzugsfeierlichkeiten zu schildern, liegt nicht in unserer Absicht; es soll auch nicht dargestellt werden, was unsere Reisegesellschaft davon zu sehn bekam. Wir haben andere Erlebnisse derselben zu schildern.

Die Reisegenossen saßen am Morgen des Donnerstags im Hotel beim Kaffee und freuten sich, die Strapazen des Reisetages glücklich ausgeschlafen zu haben. Der Doktor und Anntrin machten den Vergnügungs-Feldzugsplan für diesen Tag, und Frau Röschen hatte eben einen Brief an ihren vergnügten Strohwitwer geschrieben.

„Willst Du nicht etwas drunter schreiben, Anntrin?“ — sagte Röschen, — „aber etwas Lustiges, mein Brief liest sich gar nicht heiter, und wird dem armen Manne das Herz schwer machen; — ich habe noch eine Seite Platz gelassen, aber Du darfst nicht lesen, was davor steht!“

— Du befiehlst, Frau Schwägerin! — sagte Anntrin und schrieb flugs darauf los.

Die Seite war bald voll geschrieben.

— So! — sagte Anntrin — das wäre abgemacht,

aber so boshaft, wie ich wollte und wie der junge Mann verdient, ist es leider nicht geworden. —

„„Lies vor!““ — sagte der Doktor.

Und Anntrin las:

„Herr Bruder!

Deine kleine Frau läßt mich die drei Seiten ihres ersten Ehestandsbriefes nicht lesen, vermuthlich weil sie Traurigkeit, Sehnsucht und Heimweh geheuchelt hat. Glaub's ihr nicht! Wir „Frauensleute“ sind kreuzfidel und wissen nicht, was wir vor Uebermuth aufstellen sollen, dieweil wir Deiner Tyrannei auf etliche Tage glücklich entronnen sind, und wenn es sich mit unserm Vergnügtsein noch steigert, so werden wir vermuthlich gar nicht wiederkommen, sondern uns von irgend welchen ganzbeinigen und tanzfähigen Offizieren entführen lassen! — Uebrigens haben wir noch einen besonderen Grund, Dir zu zürnen, daß Du so leichtsinnig warst, Dein linkes Bein hinzuhalten, wo die Granaten von Vionville flogen. Denn dieser Dein Leichtsinn verschuldet es, daß wir soeben den Beschluß fassen mußten, sofort auf irgend einen kleinen Lieutenant zu fahnden, der Frau Röschen herumführt. Denn, wenn der Onkel als Henkeltopf mich lange Hopfenstange auf der einen und das kleine Kind Röschen auf der anderen Seite am Arme hängen hat, so muß er schief gehen und wird darüber von jedem boshaften Berliner Jungen verhöhnt, und wir Frauensleute bekommen bei dem dichten Gedränge die Rippenstöße aller Vorübergehenden. Einen *aktiven* Lieutenant aber muß unsere kleine Kavallerielieutenantsfrau außer Diensten

haben, denn wir vom Civil werden an diesem Fest der rauhen Krieger nicht respektirt. Uebrigens ist wundervolles Wetter, und ich wünsche, daß Du als Alleinherrscher von Wischendorf Dich so sterblich langweilst, wie Du täglich durch Deine Tausende von Schlechtigkeiten verdienst um Deine Schwester Anntrin."

„Mehr boshaft als witzig," bemerkte Frau Röschen, während Anntrin den Brief in ein Kouvert steckte.

Da klopfte es an die Thür. „„Herein,"" rief der Doktor. Ein Kellner brachte eine Karte.

„„Der Herr soll hereinkommen!""

— Ohne daß wir gefragt werden? — muckte Anntrin lachend auf, — doch nicht der kleine Lieutenant für Röschen? —

In das Zimmer trat ein großer schlanker Lieutenant vom 26. Infanterieregiment; Franz Dowat war es.

Franz Dowat prallte beinahe zurück vor Ueberraschung, als er außer seinem Onkel, den er hier aufzusuchen versprochen hatte, noch die beiden Damen vorfand. Diese Zugabe schien ihm indessen nicht unangenehm zu sein, wenigstens klangen die Worte, in denen er seine Freude aussprach, natürlich und aufrichtig. Daß Doktor Grimm und Röschen lächelnd auf Anntrin blickten, und Anntrin über und über roth wurde, bemerkte er glücklicherweise nicht. Sonst hätte er diesen Thatsachen leicht eine für sich schmeichelhafte und doch irrige Bedeutung unterlegen können. Denn das Lachen und Rothwerden bezog sich selbstverständlich nur auf den nach Anntrins Briefe einzufangenden kleinen Lieutenant, an dessen Statt sich,

wie aus der Pistole geschossen, ein großer Lieutenant einstellte. Dieser Lieutenant hatte sich in den letzten zwei Monaten auffallend verändert. Die bleiche Gesichtsfarbe war verschwunden, der ganze Mann sah wieder mindestens ebenso frisch und fest und kernig aus, wie vor einem Jahre, und es schien sich an ihm zu bestätigen, daß ein kräftiger Körper sich nach einem glücklich überstandenen Typhus noch gesunder ummausern soll, als er vorher war.

Da Franz den Damen überließ, für diesen Tag über ihn frei zu verfügen, so wurde die Tagesordnung in verbesserter Auflage festgestellt; dann aber entfernte er sich noch einmal, um in seinem nahe dabei befindlichen Quartier die nöthige Anweisung zu geben, wo und wann er erforderlichen Falls zu treffen sei.

Als er das Zimmer verlassen hatte, fielen die Frauensleute über den Dr. Grimm her, daß er ihnen nichts von der brieflichen Abrede mit Franz verrathen habe. Der aber entschuldigte sich lachend, er habe es Achaz versprechen müssen. „Nein, Kinder," fuhr er fort, „was Ihr Euch denkt! in diesen Tagen, wo in der neuen Kaiserstadt nur der Soldat mit dem eisernen Kreuz auf der Brust etwas gilt, soll ich alter Hinterwäldler mich als Civilist mit zwei jungen Damen in das Menschengewühl wagen? Nein, da hat Anntrinchen in dem Briefe richtig spekulirt; wir hatten uns jedoch vorher einen Lieutenant eingefangen, zufällig aber einen großen und stattlichen Jungen. Ohne seine Zusage, mit mir hier zusammenzutreffen, hätten Achaz und ich die abenteuerliche Reise nicht ver-

anlaßt. Aber von Eurer Anwesenheit hat er gar nichts gewußt!"“

Franz Dowat blieb auch die folgenden Tage der ständige Begleiter der Wischendorfer Damen. Uebrigens waren Wischendorf und Siedenmorsleben bei den Berliner Feierlichkeiten noch mehrfach vertreten. Gebhard Bremse z. B. führte eine Gesellschaft an und zeigte ihnen die Sehenswürdigkeiten von Berlin.

Unter den einziehenden Kriegern befand sich Hans Hansen. Auf Achaz' besonderes Zeugniß hatte er wegen Vionville das eiserne Kreuz bekommen, und da er auch später noch die Gelegenheit gehabt und benutzt hatte, sich in Gefechten auszuzeichnen, so war ihm die Ehre zu Theil geworden, sein Ulanenregiment beim Einzug zu vertreten. Die Damen vom Edelhof hatten beim Festzug einen Gruß von ihm bekommen. Am Tage nach dem Einzuge aber begegneten sie dem munteren Ulan, — seine Braut, die stattliche Wittib am Arm, und daneben den alten König vom Königshof, welcher sich bei diesem Paar als stellvertretender Brautvater aufspielte. Der alte Bursche mit den pfiffigen, kleinen Augen in dem braunen, sonnenverbrannten Gesichte und mit der kurzen Pfeife im Munde nahm sich neben dem schmucken Brautpaare auf dem Straßenpflaster von Berlin sonderbar aus. Mancher blieb stehen und sah ihnen nach.

In dem frohen Genuß der Gegenwart flogen die Feiertage schnell dahin. Am Montag Mittag sollte die Heimfahrt angetreten werden. Anntrin sprach am Morgen den Wunsch aus, noch einmal das im Lustgarten vor

dem alten gewaltigen Königsschlosse errichtete herrliche Riesenbild der Germania zu besichtigen. Franz erbot sich zur Begleitung, Röschen wollte nicht mit, und der Doktor Grimm hatte noch Geschäftswege zu machen.

Franz und Anntrin gingen demnach allein hin. Sie bewunderten vor Allem die schönen Kranzreliefs von Siemering, welche den Sockel der Statue schmückten.

— Wie geht es zu, — sagte Anntrin, — daß man sich von diesen schlichten Bildern so schwer trennen kann? Man, sage ich, und meine damit mich und das ganze, nicht kunstverständige Volk. Sehen Sie um sich, alle Klassen dieses Volkes finden Sie rundum versammelt. Jedermann erkennt ohne Zweifel diesen Bildern den Preis zu unter dem vielen Schönen, was in diesen Tagen zu schauen war. Wie geht es zu? —

„Ich weiß nicht, was Andere empfinden," erwiderte Franz nach einigem Besinnen, „aber meine eigene Bewunderung für dies Kunstwerk ist mir verständlich. Die schlichte einfache Wahrheit spricht aus diesen Gestalten und Gruppen; jede einzelne Person steht lebendig vor uns, sie kommt uns bekannt vor und heimelt uns an. Die große Begebenheit aber, welche hier geschildert ist, kann sie in ihrer Ganzheit richtiger und wahrhaftiger und zugleich ehrenvoller für das deutsche Volk aufgefaßt werden? — Des deutschen Volkes Rüstung und Auszug zum Kampf! — — Wie der Herold die Kriegsdrommete ertönen läßt, kommen sie herbei aus allen deutschen Gauen, Mann für Mann, Linie, Reserve und Landwehr, — nicht im Jubel beute- und abenteuerlustiger Söldnerschaaren,

— nein, in zuversichtlicher Freudigkeit, daß der Sieg nicht ausbleiben kann. Es ist auch nicht, wie damals, Anno 1813: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! — Es zieht kein Sturm durch das Volk, es gilt nicht den Aufstand gegen die verhaßte Fremdherrschaft, gegen das Joch des Tyrannen. — — Diese Jünglinge und Männer verlassen den sichern Besitz, das ruhige Glück in der Arbeit, den friedlichen Heerd, sie verlassen Haus und Heimat, sie scheiden von der Braut und den Eltern, von Weib und Kindern, vom Pflug und vom Amboß, von den Büchern und dem flotten Studententhum, sie scheiden, weil die Pflicht ruft, die Pflicht, das Vaterland zu schützen gegen den feindlichen Angreifer. Sie wollen nichts erobern, sie lieben den Krieg nicht, sie wünschen von Herzen, bald wieder zu ihrer friedlichen Arbeit heimzukehren!" —

— Sie deuten trefflich, was mir unklar im Bewußtsein lag. Sie haben Recht: kein Einziger, der dem Kriegsrufe folgt, ist voll Jubels. Selbst der Schmiedegesell hier, welcher den Abenteuern, die er in dem bunten Dragonerhelme erleben wird, mit Heiterkeit entgegen sieht, jucht nicht auf vor Lust. Das thut nur der Berliner Schusterjunge dort. —

„Und von den Daheimbleibenden ist Niemand in Verzweiflung, auch das Weib des Landwehrmannes und die weinende Liebste werden die Thränen des Abschieds trocknen."

Sie gingen langsam mehrmals um das Kunstwerk

herum; sie konnten sich nicht satt sehn. Anntrin las die Umschrift:

Nährhaft und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eisen,
Sangreich, gedankenreich,
Dich will ich preisen
Vaterland mein!

Franz blieb stehn, wo der Geistliche seinem freiwillig zur Fahne eilenden Sohne die Rechte zum Abschiede reicht und die Linke wie segnend über sein Haupt hält.

„Wissen Sie, Eins gefällt mir noch besonders: Der Künstler stellt rein Menschliches dar. Der evangelische Geistliche, — das Einzige, was an Ueberirdisches erinnert, kommt lediglich als Vater eines mitziehenden Sohnes in Betracht."

Anntrin machte ihren Begleiter nochmals auf die beiden alten Bauersleute aufmerksam:

— Wie schön sind Großvater und Großmutter getroffen, plattdeutsche Bauersleute, deren stattlicher Sohn die Landwehrordre bekommt, als er den Zugochsen eingespannt hat. Wie ruhig Großmutter zuhört. Großvater sagt zu ihr, — ich höre ihn sprechen: „Dat helpt nich, Mudder!" und Großmutter wird nachher antworten: „Ja Vadder, wenn't nich helpt, denn helpt dat nich!" —

Franz lachte; wie kam das Plattdeutsche aus dem reizenden Mündchen so schelmisch heraus! Dann sagte er ernst: „Ei, mein gnädiges Fräulein, Sie haben in feiner Beobachtung des Volkslebens dasselbe Wort ge-

funden, welches mir stets die guten Eigenschaften der Norddeutschen, der plattdeutschen Volksstämme, am treffendsten kennzeichnet: Wenn't nich helpt, denn helpt dat nich! — ins Hochdeutsche übersetzt: Ich muß, denn es ist Pflicht und Schuldigkeit!" —

Franz sprach das Wort bewegt; es war, als drängte er die Rührung zurück. Und Anntrin sah ihn lächelnd mit feuchtglänzenden strahlenden Augen an. Nach einer Weile sagte sie:

— Nun wollen wir uns noch einmal aus passender Entfernung die Mutter Germania ansehen, welcher dies tapfere Volk in Waffen die geraubten, lange verloren gegebenen, fremd gewordenen Töchter zurückgewann. —

Sie gingen eine Strecke weiter nach dem Lustgarten zu, und nahmen hier Stellung.

— Auch der Künstler, der diese Gruppe ersann und ausführte, verdient Lob und Preis. Wer ist es? —

„Albert Wolff! — Ja, er schuf etwas Tüchtiges."

Anntrin las den folgenden Theil der Umschrift:

Nun ist die Kette wieder voll,
Weh' dem, der daran rühren soll,
Wir lassen Pflug und Hammer,
Wir lassen Buch und Kammer,
In Arbeit einig und in Wehr,
Mit Gott und unserm Kaiser!
Ein Volk, Ein Haus, Ein Heer!

— Das anmuthige Elsaß sieht nicht aus, als ob es noch lange die Liebe der anderen deutschen Stämme spröde

zurückweisen werde, — aber Lothringen wird so bald nicht aufhören, ein Schmerzenskind der Mutter Germania zu sein. —

„Auch Elsaß wird uns saure Arbeit und unsägliche Mühe kosten, mehr als wir ahnen. Wir selbst sitzen noch zu tief in der eigenen Unfreiheit, — unsere Regierung verschmäht, die Ueberlieferungen voriger Jahrhunderte wegzuwerfen. Mildes Regiment einer politisch und religiös rückhaltslos freisinnigen Regierung, — und Elsaß-Lothringen wird schnell wieder deutsch werden!“

— Meinen Sie? — erwiderte Anntrin. – Ja, Geduld, Geduld, und wieder Geduld mag es kosten, und dazu gehört vielleicht eine wärmere Vaterlandsliebe, als zum Kriegführen. Wenn ich ein Mann wäre und hätte den Beruf dazu, ich würde versuchen, im Elsaß dem Vaterlande zu nützen!“ —

„Wahrhaftig? — Ei, wie freut mich dieser Ausspruch! Wissen Sie, ich stellte mich bereits für die Richterstellen im Elsaß der Reichsregierung zur Verfügung. Dem Onkel habe ich noch nichts gesagt, überhaupt noch Niemand, — ich wollte erst abwarten, ob man mich nimmt.“

Wie Anntrin diese Nachricht aufnahm, können wir nicht verrathen. Als Beide zum Gasthaus zurückkehrten, fanden sie Frau Röschen in fröhlicher Stimmung. Sie hatte einen Brief von ihrem Gatten bekommen und freute sich über dessen guten Humor. Der Brief enthielt auch eine Bestellung für Franz Dowat:

Wischendorf und Siedenmorsleben hatten beschlossen,

ihren aus dem Felde heimkehrenden Söhnen am nächsten Sonntag über acht Tage ein eigenes Empfangsfest zu bereiten. Franz wurde dazu von Achaz herzlich eingeladen; er müsse sich aber einrichten, dann ein paar Tage auf Schloß Wischendorf zu verweilen. Achaz habe wegen der Erbauseinandersetzung mit seiner Schwester und ähnlicher schwieriger Angelegenheiten den Beirath eines juristischen Freundes nöthig u. s. w. u. s. w.

Als Röschen die betreffende Stelle des Briefes vorlas und an die Erwähnung der Erbauseinandersetzung kam, blickte Franz unwillkürlich nach Anntrin. Diese wurde dunkelroth, machte eine abwehrende Handbewegung und sagte kopfschüttelnd, wie zum Scherz: — Der böse Achaz! —

Eine Erläuterung dieses Ausspruchs fand indessen nicht statt.

Franz äußerte Bedenken, ob er der Einladung folgen könne, und im Bejahungsfalle, ob er länger zu verweilen im Stande sei. Zu einer festen Zusage wollte er sich nicht verstehen.

Die Trennungsstunde kam; man trennte sich heiter.

Funfzehntes Kapitel.

Sieges- und Friedensfest zu Siedenmorsleben. Warum diejenigen, die nichts zugegeben haben, das stürmischeste Hoch bekommen. Mensch wie ist dein Herz bestellt?

Am Sonntag den 25. Juni 1871 wurde das Sieges- und Friedensfest für die beiden Dörfer Wischendorf und Siedenmorsleben in letzterem Dorfe gefeiert. Der Turnverein hatte die gemeinschaftliche Feier durchgesetzt. Wahrlich, hier hatte man Ursache zur Freude. Alle acht Krieger aus beiden Dörfern waren lebend und mit ganzen Gliedmaßen heimgekehrt. Abgesehen von Achaz von Uchtenhagen schienen auch bei den von ihren Wunden Genesenen nachtheilige Folgen nicht zurückzubleiben.

Das Hauptverdienst um das Zustandekommen des Festes hatte diesmal Vater Schulz, der Schulze und Krüger von Siedenmorsleben. Ja, er war endlich fest angestellter Schulze geworden. Aber wunderlicher Weise hatte er das Schulzenamt vornehmlich den demokratischen

Anschlägen des alten König vom Königshof zu verdanken. Ihm hatte einmal in einer gemüthlichen Stunde Mutter Schulz ihr Leid geklagt, daß der Alte sich schier noch etwas in den Kopf setze, weil ihn der gnädigste Herr Landrath von wegen des Krugbesitzes nicht zum Schulzen machen wollte, und den Krug darum aufzugeben, ihm doch ehrenrührig sei. Das wollen wir schon kriegen, hatte König gesagt. Und richtig, er hatte es fertig gekriegt. Er hatte eine Eingabe an den gnädigsten Herrn Landrath ausgeheckt und von allen Hofwirthen unterschreiben lassen. Darin versicherten die Hofwirthe von Siedenmorsleben, daß sie allesammt zum Schulzen nicht tauglich seien und es auch niemals werden wollten; und der gnädigste Herr Landrath möchte dem Krüger Schulz diesen Ehrenposten auf Lebenszeit geben, weil er gute Ordnung im Dorfe hielte und guten Vertrag und ein Ehrenmann sei, und noch dazu der einzige konservative Mann im ganzen Dorf. Und Doktor Grimm hatte lachend diese schöne Eingabe mitunterschrieben, und vermuthlich war es dieserhalb, daß der gnädigste Herr Landrath ein Einsehen hatte und die Ernennung aussprach.

Der Alte war über den Schulzenposten so glücklich, daß er seinem Glück gern einen besonderen Ausdruck geben wollte. Und Fritz Schulz, der gesund und munter, nur zu seines Vaters Bedauern ohne eisernes Kreuz zurückgekehrt war, bestärkte ihn darin. Nun steckten sie die Köpfe zusammen und bestellten einen Festausschuß. Demselben gehörten die beiden Schulzen an, und aus Siedenmorsleben der alte König, und aus Wischendorf

Gebhard Bremse, und als Fünften zogen sie den Doktor Grimm zu, welcher doch auch Hofbesitzer war.

Die Feier fand in Siedenmorsleben statt, weil hier der Turnplatz und ein vorzüglicher Krug war, ein Krug, in welchem sich ein ordentliches Festessen beschaffen ließ. Aber das hatte sich der Schulze und Krüger Schulz ausgebeten, daß er bei der Sache keinen Pfennig zu verdienen bekomme; nur seine Auslagen und weiter nichts wollte er ersetzt haben. Denn kein Mensch sollte ihm nachreden, daß Krüger und Schulze zugleich sein für einen ordentlichen Mann nicht anginge.

Um 11 Uhr zogen die Wischendorfer zu Wagen und mit Musik nach Siedenmorsleben. Die Krieger waren von den Mädchen bekränzt und saßen in Kaleschwagen. In Siedenmorsleben, am Eingange des Dorfes, waren ebenfalls Musikanten aufgepflanzt, und das ganze Dorf lauerte auf den Zug. Schulze Schulz sprach ein paar Begrüßungsworte, und dann ging es zu Fuß in feierlichem Zuge zu seinem Kruge.

Im Garten hinter dem Kruge fand das Festmahl statt, aber blos mit Herren. Den Damen war nur gestattet, im Garten spazieren zu gehen und von Weitem zu sehen und zu hören. Es ging hoch her. Man hatte sich in der äußeren Einrichtung die Feste zum Muster genommen, welche die Berliner Bezirksvereine den Vaterlandsvertheidigern am Tage nach dem Einzuge gaben. Gebhard Bremse hatte eines dieser Feste in der Luisenstadt für sein Geld mitgemacht, und da Hans Hansen an demselben Feste als Ehrengast theilgenommen hatte, so

waren es ihrer zwei, die für eine würdige Nachahmung zu sorgen im Stande waren. Jeder Gast bekam eine Flasche Rothwein und frei Bier. Die Musikanten saßen an einer andern Tafel und spielten dazwischen.

Die Gäste waren Alle in Uniform und hatten die Ehrenplätze. Es waren, Achaz von Uchtenhagen miteingerechnet, ihrer acht, und Franz Dowat war der Neunte. Vier eiserne Kreuze konnte man sehen. Die beiden Offiziere, Hans Hansen und außerdem ein Landwehrunteroffizier von Siedenmorsleben, Joachim Mewes mit Namen, waren die stolzen Besitzer der Orden.

Eine große Schwierigkeit bei der Einrichtung des Festes hatte die Frage verursacht, wer die Bewillkommnungsrede halten solle. Doktor Grimm erklärte, für ihn passe es sich nicht, da er noch zu fremd sei; von den beiden Schulzen war keiner dazu zu bringen und die übrigen Festausschußmitglieder König und Gebhard Bremse machten gegen sich selbst wichtige Bedenken geltend. Der geborene Festredner bei ländlichen Festen wäre eigentlich der Herr Pastor. Allein, um dem wenig beliebten Pastor von Wischendorf zu entgehen, hatte man das Fest auf den Sonntag und zu einer Stunde angesetzt, wo er noch auf der sonntäglichen Filialreise war. So verfiel man denn auf seinen Stellvertreter, den Herrn Kantor von Wischendorf, und dieser ließ sich dazu bereit finden.

Die Festrede wurde unmittelbar nach der Suppe gehalten, nachdem die Musikanten: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ gespielt hatten. Der Herr Kantor, ein schon bejahrter Herr, machte seine Sache recht brav;

einige hochtrabenden Redewendungen und die zu häufige Erwähnung des lieben Gottes und seiner Gnade konnte man schon mit in den Kauf nehmen. Er schloß vorgeschriebener Maßen mit einem Hoch auf den Kaiser und das tapfere deutsche Heer und die anwesenden Vaterlandsvertheidiger. Dem dreimaligen einstimmigen donnernden Hoch folgte noch ein vierstimmiges von dem Turnvereins-Quartett, welches sich darauf eingeübt hatte:

Hoch soll'n sie leben! Hoch soll'n sie leben! Hoch! Hoch! Hoch!

Der Festausschuß hatte angeordnet, daß die Bewillkommnungsrede von einem der gefeierten Helden durch ein Hoch auf die Gastgeber, die heimischen Dörfer Wischendorf und Siedenmorsleben, zu beantworten sei. Er hatte sich dieserhalb an Achaz von Uchtenhagen gewendet, aber Achaz erklärte, es sei passender, wenn nicht er, der frühere Berufssoldat, sondern ein Landwehrmann den offiziellen Toast übernehme.

Da fiel denn die Wahl von selbst auf den ältesten aller hier Einberufenen, auf den tapferen Landwehr-Unteroffizier Joachim Mewes, einen Grundsitzer, der geholfen hatte, Straßburg zu nehmen und schließlich bei Pontarlier, als Bourbaki durchbrechen wollte, das eiserne Kreuz erstritten hatte. Joachim Mewes sprach frisch von der Leber weg; er kannte die Entstehungsgeschichte des Festes genau. Diese Wissenschaft verleitete ihn zu einem unbesonnenen Ausdruck, der beinahe die Festfreude gestört hätte.

Seine Rede lautete etwa folgendermaßen:

Meine Herren und lieben Freunde!

Nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich für die Kameraden das Wort führe. Aber Einer muß es, und weil der Herr Lieutenant von Uchtenhagen sagte, ein Landwehr-Unteroffizier müßte es sein, und weil ich der älteste Landwehr-Unteroffizier an diesem Tische bin, so rede ich. Wir sind allzuhauf in den Krieg gezogen, weil es mußte, und ich hatte als alter Landwehrmann meine Frau und meine vier Kinder zu Hause gelassen, aber für die ist gesorgt. Und wir haben uns tapfer geschlagen, und welche haben Wunden gekriegt in den großen Schlachten bei Metz und welche bei Beaumont und Sedan und welche bei Straßburg und welche bei Belfort und Pontarlier, wo wir von der Preußischen Landwehr das letzte und schwerste Ende für das deutsche Vaterland fertig machen mußten. Aber wir haben es Alle gern gethan, denn es war fürs Vaterland und für Frau und Kinder und wir haben keine Franzosen ins Land gelassen, als blos als Gefangene, wo sie keinen Schaden thun konnten. — Und nun richten uns heute unsere Freunde und Nachbarn ein so schönes Fest an, welches eigentlich nicht von Nöthen war, weil Jeder blos seine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat. Nun bekommen wir schönes Essen und Trinken und das Hauptvergnügen soll nachher erst losgehn beim Tanzen mit Feuerwerk. Und diese Ehre, die Sie uns anthun, meine Herren, ist eine große Ehre für uns und kostet Ihnen viel Geld und manch' einer hat zwei Thaler zugegeben, wie die mehrsten Ackersleute und der Doktor Grimm aus Amerika, welcher auch bei uns

ein Ackersmann ist, hat noch viel mehr gegeben, und Mancher hat weniger gegeben, was die Kossäthen sind und die kleinen Leute, — jeder nach seinen Kräften und wenns man ein Groschen ist, so kommt er von gutem Herzen, und gar nichts gegeben haben blos ein paar. Aber das schadet nichts, und im Namen aller meiner Kameraden sage ich: Wir danken Ihnen, meine Herren, und Alle, die viel gegeben haben und die wenig gegeben haben, welches ganz egal ist, sie sollen leben Vivat hoch! — und abermals hoch! und zum dritten Mal hoch!

Das Lebehoch, welches der Ritter Joachim Mewes ausbrachte, fand an dem größeren Theile der Tafelrunde reichen Beifall. Achaz von Uchtenhagen, der einen regen Sinn für das Scherzhafte besaß, wollte sich ausschütten vor Lachen. Aber an einem andern Ende der Tafel war der Eindruck ein entgegengesetzter. Dort schlug ein Landwehrmann aus Wischendorf mit der Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser klirrten und er rief zornig aus:

„Das laß ich mir nicht gefallen, und wenn er auch Unteroffizier ist. Wie kann er auf meinen Schwiegervater spitzen? Auf ihn geht's; der hat nichts zugegeben, weil er meine Frau und Kinder ernährt hat, wie ich vor Belfort stand. Nein! das laß ich mir nicht gefallen."

Aber Hans Hansen, der in der Nähe saß, suchte ihn zu beruhigen: — Nein, Wilhelm, sei ruhig, Joachim Mewes hat's nicht so gemeint, das kannst Du glauben! —

„Das hat er doch!" rief Wilhelm.

— Nein, das hat er nicht, und ich will's Dir gleich beweisen! —

Schnell entschlossen klopfte Hans an sein Glas. Pst! Pst! ging es rund umher; Hans Hansen will reden! Hans sagte mit Würde:

Meine Herren! Mein Kamerad Joachim Mewes hat Etwelche leben zu lassen vergessen, — aber er hat's gewiß nicht mit Willen gethan, und darum will ich's nachholen. Wir haben alle angestoßen auf unsre Freunde und Nachbarn in Wischendorf und Siedenmorsleben, die uns das schöne Fest bereiten, wir haben angestoßen auf die, die viel zugegeben haben und die, die wenig zugegeben haben. Und er hat die vergessen, die nichts zugegeben haben und die haben es auch aus gutem Herzen gethan. Und weil er's vergessen hat, rufe ich aus: Alle, die nichts zugegeben haben, sollen auch leben! Sie sollen leben — Vivat hoch! — und abermals hoch! und zum dritten Mal hoch! —

Wahrhaftig, das Eine stand fest: die nichts zugegeben hatten, bekamen das stürmischeste Hoch! Joachim Mewes stimmte froh mit ein. Und alle waren sie wieder zufrieden. Nachher folgten noch manche Lebehochs, — und der Doktor Grimm und Achaz und der Assessor mußten auch heran. Aber darüber war man schließlich doch einstimmig: Hans Hansen hatte den Preis verdient! denn eine schöne Rede halten, die man sich lange vorher überlegt, wol gar auswendig gelernt hat, ist keine Kunst, — aber ein gutes Wort zu rechter Zeit wie aus der Pistole geschossen öffentlich reden, wenn etwas Ungewohntes passirt ist, — das macht den Redner.

Gegen Ende der Mittagstafel erhielt Jeder ein sauber gedrucktes Blatt; darauf stand wie folgt:

Deutsches Kriegs- und Siegeslied.

(Altes Lied mit neuen Versen.)

Mel.: Wir Preußen ziehen in das Feld,
Fürs Vaterland und nicht fürs Geld.

1. Der französische Kaiser Napoleon
Hurrah, hurrah, hurrah,
Der wollte Rheinland lange schon,
Hurrah, hurrah, hurrah,
Er rüstete heimlich Waffen und Wehr,
Und fiel dann über die Preußen her,
Ueber die Preußen, über die Preußen,
Ueber die Preußen mit Hurrah!
Hurrah, hurrah, hurrassassassassa;
Ueber die Preußen mit Hurrah!

2. Doch einig waren wir allesammt,
Hurrah, hurrah, hurrah,
Ja Alles, was von deutschem Blute stammt,
Hurrah, hurrah, hurrah,
Der König von Preußen, ein tapferer Held,
Er rückte mit Linie und Landwehr ins Feld,
Und er soll leben, und er soll leben,
Und er soll leben mit Hurrah!
Hurrah, hurrah, hurrassassassassa;
Und er soll leben mit Hurrah!

3. Die deutschen Fürsten waren diesmal gut,
Hurrah, hurrah, hurrah,
Sie kamen glücklich unter einen Hut,
Hurrah, hurrah, hurrah,

Süddeutschland stand zum norddeutschen Bund,
All' Deutschland rief aus Einem Mund:
Auf die Franzosen, auf die Franzosen,
Auf die Franzosen mit Hurrah!
Hurrah, hurrah, hurrassassassassa;
Auf die Franzosen mit Hurrah!

4. König Wilhelm frug bei Moltke an:
Lieber Moltke, haben Sie auch einen Plan? —
„Majestät, ihrer liegen drei Dutzend bereit!“ —
Wer weiß denn wol in Frankreich am besten Bescheid? —
Unser Generalstab, unser Generalstab,
Unser Generalstab mit Hurrah!

5. Bei Weißenburg schlugen wir die erste Schlacht,
Die haben die Baiern mitgemacht.
Von Mitrailleusen und Chassepots,
Von Weitem war der Teufel los, —
Und der Turko, und der Turko,
Und der Turko mit Hurrah!

6. Da rief unser Fritz, der tapfere Mann:
Immer drauf, Ihr Preußen, nur schnell hinan!
Den Geisberg erklimmen ist Kleinigkeit,
Wozu habt Ihr die affenart'ge Geschwindigkeit,
Schmeißt sie runter, schmeißt sie runter,
Schmeißt sie runter mit Hurrah!

7. Die Stadt nahm der Baier in Dauerlauf,
Und der Preuße stürmte den Geisberg hinauf,
Flugs rief ein bairischer Alpenjägersmann:
Nun schaut, was so'n Preuße klettern kann, —
Wie ein Gemsbock, wie ein Gemsbock,
Wie ein Gemsbock mit Hurrah!

8. Treu hielt ganz Deutschland die Wacht am Rhein,
Wir aber zogen ins Frankreich hinein!
Bei Wörth und auf den Spicherern Höh'n,
Haben wir die Franzosen laufen gesehn,
Wie die Hasen, wie die Hasen,
Wie die Hasen vor'm Hurrah!

9. Um Metz da kriegten wir die Feinde zum Stehn,
Bald warn drei blut'ge Schlachtfelder zu sehn,
Bald flossen alle die Berge roth,
Von lauter jungem Franzosenblut.
Sie mußten sterben, sie mußten sterben,
Sie mußten sterben mit Hurrah!

10. Und eh' es den Franzosen selber war kund,
Hatten wir in Metz sie eingespunnt,
Prinz Friedrich Karl mit eiserner Hand
Hielt zweimalhunderttausend in die Veste gebannt;
Und wir wachten, und wir wachten,
Und wir wachten mit Hurrah!

11. Als Kaiser Napoleon das vernahm,
Da sprach er gleich: Ich armer Mann,
Meine besten Generale sind verlor'n
Und meinen Soldaten ist bange geword'n
Vor so viel Leuten, vor so viel Leuten,
Vor so viel Leuten mit Hurrah!

12. Um Metz zu entsetzen, das feste Haus,
Zog Kaiser Napoleon selber aus, —
Bei Sedan, nach lustiger Kaiserjagd,
Haben wir sie alle zu Gefangnen gemacht,
Zu Hunderttausend, zu Hunderttausend,
Zu Hunderttausend — mit Hurrah!

13. Sobald er den Kaiser glücklich war los,
Rief: Vivat Republik! der Herr Franzos,
Der Volkskrieg entbrannte durchs ganze Land, —
Doch Straßburg und Metz die hielten nicht Stand,
Und wir nahmen sie, und wir nahmen sie,
Und wir nahmen sie — mit Hurrah!

14. Was weiter folgte, weiß jedes Kind,
Die deutschen Soldaten waren fix wie der Wind,
Um Paris, bei Quentin, bei Orleans,
Bei Beaune la Rolande und bei Le Mans,
Gab es Siege, gab es Siege,
Gab es Siege — mit Hurrah!

15. Der letzte blutige Ehrentag,
Mit Schuß und Hieb und Kolbenschlag,
Bei Pontarlier und Mömpelgard,
War der tapferen Landwehr aufbewahrt, —
Unsrer Landwehr, unsrer Landwehr,
Unsrer Landwehr — mit Hurrah!

16. Und endlich Paris sich ergeben muß, —
Nun feiern wir fröhlich den Friedensschluß:
Beim Reich bleibt Elsaß und Lothringerland,
Der Deutschen Grenzmark, stammverwandt,
Bei Deutschland, bei Deutschland,
Bei Deutschland — mit Hurrah!

17. Dem Vaterland, geeint durch Heldenblut,
Hurrah, hurrah, hurrah,
Erkämpft im Frieden der Freiheit Gut!
Hurrah, hurrah, hurrah,
Ihr Bürger und Bauern haltet die Wacht
Für Recht und Freiheit bei Tag und bei Nacht;

Für die Freiheit, für die Freiheit,
Für die Freiheit — mit Hurrah!

18. Und wer hat denn dies Lied gemacht?
Hurrah, hurrah, hurrah,
Ein freier Bürger hat es erdacht,
Hurrah, hurrah, hurrah,
Ein freier Bürger dem deutschen Heer
Und unsern lieben Gästen zu Ruhm und Ehr!
Sie sollen leben, sie sollen leben,
Sie sollen leben — mit Hurrah!
Hurrah, hurrah, hurrassassassassa!
Sie sollen leben — mit Hurrah!

Das Lied wurde mit allen achtzehn Versen nach der schönen Weise des Soldatenliedes von der Schlacht bei Leipzig gesungen, und die Kehrzeilen am Schluß jedes Verses mit dem kräftigen Hurrah erregten Jubel über Jubel. Man fragte herum, wo denn das Lied herstamme.

Hans Hansen und Gebhard Bremse konnten mit Genugthuung berichten, das Lied sei zu einem Festessen gedichtet, welches ein paar Stadtbezirke in der Luisenstadt Berlin am 18. Juni den heimkehrenden Siegern gegeben und dem sie beide beigewohnt hatten. Den bei dem Fest vertheilten Abdruck des Tafelliedes hatten sie sorgfältig aufgehoben und dem Doktor Grimm gezeigt und diesem gefiel das Lied so gut, daß er davon einen neuen Abdruck machen ließ, damit es auch bei dem Fest in Siebenmorsleben gesungen werde.

Nach dem Mittagsessen ging es auf den Turnplatz. Hier wurde geturnt, vierstimmig gesungen und zuletzt ge-

tanzt. Ein großes Tanzzelt war errichtet und getanzt wurde bis in den späten Abend hinein. Auf dem Turnplatz waren auch die Damen vom Wischendorfer Edelhofe erschienen, doch nicht um zu tanzen, — sie waren noch in Trauer.

Franz Dowat hatte nicht die geringste Neigung dazu, — aber heute half es nichts, heute mußte er tanzen, und das tüchtig. Und er tanzte den ersten Walzer mit Lieschen Hansen. Er führte sie nach Beendigung des Tanzes zu dem Platz, wo Fräulein Anntrin von Uchtenhagen neben Frau Schulz in eifrigem Gespräch saß.

Frau Schulz sagte ihm: „Sehn Sie, Herr Assessor, — daß Sie so schön tanzen können, dachte ich nicht. Auf der Hochzeit aber, — ich meine, wenn mein Fritz und Lieschen Hochzeit haben, es ist damit freilich noch nicht eilig, — auf der Hochzeit müssen Sie noch tüchtiger tanzen und dann auch mit Fräulein Anntrin, die tanzt noch schöner wie Sie. Aber den Siebensprung kann sie nicht, — ist auch nicht nöthig."

— Den Siebensprung? — fragte Anntrin verwundert.

„Ja, den Siebensprung, den möchte der Herr Assessor gern kennen lernen, — aber so leicht findet er sich nicht. Nicht wahr, Herr Assessor?"

Franz machte ein verlegenes Gesicht. Anntrin bemerkte es nicht und fragte ruhig weiter: „Was hat es denn damit für Bewandtniß, Herr Assessor? Frau Schulz spricht ja äußerst geheimnißvoll."

Franz wollte antworten, aber Frau Schulz kam ihm

zuvor: — Heute sagen Sie nichts davon, Herr Assessor, heute gehts nicht, aber später. Fräulein Anntrin ist nicht neugierig! — —

Ein paar Stunden nachher fuhr Franz mit der Wischendorfer Herrschaft in deren Kutschwagen nach dem Wischendorfer Gute. Achaz hatte seine Einladung dringend wiederholt. Als sie in Wischendorf hineinfuhren, tutete der Wächter die elfte Stunde und sang sein Lied dazu.

— Sonderbar, — sagte Franz, — dieses Wächterlied ist mir sonst blos in alten Städten aufgestoßen; — in der Regel wird es abgeschafft, sobald das Wächterhorn durch die Wächterpfeife verdrängt wird! —

„„Ich höre den Wächter so gern,““ sagte Röschen, „„im Herbst und Winter, wenn Nachts der Sturm draußen tobt und die schweren Regentropfen gegen die Fensterscheiben schlagen. Dann kann ich oft nicht schlafen, — und ich muß denken, wenn der Sturm nur kein Unglück anrichtet und wenn schlechte Menschen nur nicht die Finsterniß zu Schlechtigkeiten benutzen. Mit einem Male ertönt das Wächterhorn und der gemessene Sang des alten Wächters und dann werde ich ruhig und schlafe wieder ein!“

— Wie viele Stunden singt der Wächter ab? — fragte Franz.

„Das ist verschieden,“ antwortete Anntrin, „im Sommer dauert es bis zur Morgendämmerung, im Winter aber bis vier Uhr.“

— Ich meinte, das Lied reicht nur bis zwölf Uhr? —

„„O nein, bis vier Uhr. Ich habe es mir kürzlich aufgeschrieben, auch die Melodie und will es Ihnen morgen mittheilen. Eine Eigenthümlichkeit, welche vielleicht auf Erfindung unseres Wischendorfer Wächters beruht, besteht in einer Veränderung, die im Kehrreim nach Mitternacht eintritt. Vor Mitternacht singt er:

Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch Deine Huld und Macht
Gieb uns heut eine gute Nacht.

Nach Mitternacht aber ändert er die letzte Zeile:

Gieb uns heut einen guten Tag.

Auf dem Edelhofe angelangt, trennte man sich schnell. Franz erhielt dasselbe Zimmer angewiesen, in welchem er bereits einmal übernachtet hatte. Er sah noch ein Weilchen aus dem Fenster. Wie in jener Nacht, bald war es jährig, dufteten die Rosen unter dem Fenster. Aber kein Gesang wie damals erscholl aus dem Thurm.

Doch horch! leise wurden die Tasten des Flügels angeschlagen und mit süßer weicher Stimme sang Anntrin die letzten Verse des Wächterliedes:

Hört Ihr Herrn und laßt Euch sagen,
Unsere Glock hat Eins geschlagen.
Ein Gott ist nur in der Welt:
Ihm sei Alles heimgestellt.
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch Deine Huld und Macht
Gieb uns heut einen guten Tag.

Hört Ihr Herrn und laßt Euch sagen,
Unsere Glock hat Zwei geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich:
Herr, den rechten führe mich.
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch Deine Huld und Macht
Gieb uns heut einen guten Tag.

Hört Ihr Herrn und laßt Euch sagen,
Unsere Glock hat Drei geschlagen.
Dreifach ist das Hahngeschrei:
Mensch mach Dich von Sünden frei.
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen,
Herr, durch Deine Huld und Macht
Gieb uns heut einen guten Tag.

Hört Ihr Herrn und laßt Euch sagen,
Unsere Glock hat Vier geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist Dein Herz bestellt?

Hier brach sie ab; die Kehrzeilen des letzten Verses verschwieg sie. Franz lauschte athemlos bis der letzte Ton verhallt war. Dann blieb er noch lange im Fenster liegen und horchte. Vergebens! — kein Ton der süßen Stimme drang mehr zu ihm. Aber die letzten Worte, die Anntrin gesungen, klangen in seinem Innern nach, und er wiederholte sie in Gedanken ein über das andere mal:

Vierfach ist das Ackerfeld, —
Mensch, wie ist Dein Herz bestellt?

Freilich für den christlichen, religiösen Inhalt des Liedes hatte er kein Verständniß; er übersetzte sich jene Frage

in das höchst weltliche: Franz Dowat, wie steht es mit deiner Liebe zu der schönen Sängerin?

Sonderbar! — als er in den Krieg zog, war er mit seiner heißen Liebe zu Anntrin zum Abschluß gekommen; er hatte überwunden und entsagt. Später hatte ihn jedes freundliche Anzeichen, daß die eigentliche Ursache seiner Entsagung, die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, möglicherweise nicht feststünde, mit einem gewissen Mißmuth erfüllt. Wozu von neuem die schwer errungene Ruhe des Gemüths erschüttern? — Etwas anders war es seit dem letzten Vierteljahr geworden, seit jenem Tage vor fast drei Monaten, als er mit dem Mädchen den Spaziergang durch den Garten gemacht hatte. Mutter Schulz hatte an dem Abend mit ihrem klaren gesunden Menschenverstande die Beschönigungen und Vorspiegelungen durchbrochen, durch welche er zu hindern suchte, daß der unter der Asche fortglimmende Funke der Liebe wieder zu heller Flamme emporlodere. War es die wachsende Lebensfreudigkeit, die mit der größeren Kräftigung seines Körpers seine Adern durchströmte? Oder woran lag es sonst, daß er täglich, fast stündlich an die Aussprüche der wackern Frau denken mußte, an ihre Beweisführung, daß es unmännlich sei, bei der Liebe Vermögensunterschiede zu berücksichtigen: „Wenn zwei sich von Herzen gut sind, — kein Berg ist zu hoch, kein Wasser zu tief, — die Liebe überwindet Alles — und das bischen Geld, was der Dieb stehlen kann, sollte zwei treu Verliebte auseinander halten?“

Das war lichte Klarheit eines verständigen Gemüths,

und sie brach von Tag zu Tag lebhafter bei ihm durch. Allmälich wuchs die Hoffnung, die sich sanft, fast unmerklich in seine Gedanken eingeschlichen hatte; — sie wuchs während der ganzen Monate, wo er in Magdeburg war, und trotzdem er sie immer noch zurückzudrängen suchte, — bald unterfing sich wieder, wie vor fast einem Jahre, überall, wo er hinblicken mochte, ein gewisses Lockenköpfchen, ein reizendes dunkles Lockenköpfchen mit schelmischem Lächeln und übermüthigen und doch so treuen Augen vor ihm herzutanzen. —

So war das Berliner Einzugsfest gekommen und hatte ihm Gelegenheit geboten, mit dem jungen Mädchen ungestört über alle möglichen Gegenstände die Meinungen auszutauschen und ihre gegenwärtigen Lebensanschauungen näher kennen zu lernen. Verschwand vor dem gesunden kernigen Wesen des Mädchens nicht der romantische Schimmer des Lockenköpfchens? Nein! das ließ sich nicht behaupten. Freilich, die Erinnerung an jenes trotzige süße Gesicht des Aristokratenkindes, dem er einst auf der Axenstraße das scheugewordene Pferd gebändigt hatte, verblich, wenn er in die klugen ausdrucksvollen Augen des selbstbewußten Mädchens sah. Das schmucke verzogene Kind hatte sich zu einer anmuthigen Jungfrau entwickelt, zu einer Jungfrau, um deren Liebe der tüchtigste Mann werben durfte. Ihre Erlebnisse in diesem Kriegsjahre hatten es bewirkt, daß bei ihr der gesunde innere Kern zugleich mit der schönen Umhüllung zeitiger zur Erscheinung trat. Waren ihr z. B. nicht vor einem Jahre der Begriff der Vaterlandsliebe, so wie das Handeln nach bestimmten

Grundsätzen etwas Fremdartiges, Unverständliches gewesen? — und heute? — —

> Vierfach ist das Ackerfeld, —
> Mensch, wie ist Dein Herz bestellt?

Warum brach Anntrin nach diesen Versen plötzlich ab, ohne den Refrain zu wiederholen? War ihr jene Frage in gleicher heidnischen Weise wie ihm vor die Seele getreten? — Konnte er die kleinen Anzeichen ihres Wohlwollens sich zu Gunsten einer erwachenden Liebe deuten? —

So waren die Gedanken, mit denen sich Franz noch beschäftigte, als er längst das Fenster zugemacht hatte und bereits im Bett lag. Zuletzt fielen ihm die drei Träume jener ersten Nacht ein, welche er hier zubrachte, vor allem der letzte Traum von dem Hochzeitsfest vor dem dreißigjährigen Kriege, und die liebreizende Braut und der Siebensprung, — und über den Siebensprung schlief er endlich ein.

Sechszehntes Kapitel.

Ein frischer Sommermorgen mit rothen Röslein und kühlem Thau und eine reizende Fürsprecherin.

Die Sonne war längst aufgegangen, als Franz vom Schlaf erwachte. Und es war doch noch früh, kaum $^3/_4$5 Uhr. Ei, wie frisch und fröhlich war ihm zu Muth! Er besann sich vergeblich, was er diese Nacht geträumt hatte. Wozu auch träumen, wenn die Sonne am wolkenleeren Himmel scheint, wenn die Rosen blühen und das Herz sich jung und stark fühlt! —

Franz sprang aus dem Bett und riß das Fenster auf. Es war ein prächtiger Morgen! Schnell zog er sich an, aber nicht die Uniform, die er gestern zur Festfeier tragen mußte, sondern leichte Sommerkleidung nichtmilitärischer Art. Er eilte in den Garten. Es hatte stark gethaut, die Blumen und Gräser zeigten hin und wieder im Schatten noch ein Thautröpfchen, und die Bienen und Schmetterlinge schlürften davon mit Behagen ein. Franz schlenderte durch die blühenden Rosen, und er dachte an jenen schönen Morgen vor bald einem Jahre, an die

rothen Rosenknospen, die ein gewisses junges Mädchen dazumal am Busen trug, und wie er diesem Mädchen die Elster vom Baume herunterschoß, und wie sie ihm erzählte von dem Kinde, das reiten, schießen, jagen lernte und die wilde Anntrin wurde. Und sieh da! — wie er aufblickte, saß vor ihm dicht beim Rosengarten auf einer Bank unter einer laubenähnlich hergerichteten Hängebirke sie, die seine Gedanken erfüllte. Und sie hatte das häßliche schwarze Trauerkleid an diesem Morgen abgelegt und ein hellgestreiftes Morgenkleid angezogen, und wieder hatte sie ein paar Rosenknospen am Busen, aber ein Jagdgewehr hatte sie nicht bei sich, sondern ein Buch, welches sie schnell hinlegte, als sie Franz erblickte.

Dieser rief ihr fröhlich: „Guten Morgen, Fräulein Anntrin!" zu. Diese Anrede hatte er bisher noch nicht gebraucht, — er war über das „gnädige Fräulein" oder „Fräulein von Uchtenhagen" noch niemals hinausgekommen.

— Ei, schon aufgestanden, Herr Dowat? — entgegnete sie, und ein leichter Schimmer der Röthe flog über das anmuthige Gesicht.

„Bei einem so schönen Morgen litt es mich nicht im Bett!"

— Nicht wahr? —

„Und Sie lieben ebenfalls noch wie vor einem Jahre das Frühaufstehen?"

— Gewiß, das heißt bei schönem Wetter; bei schlechtem Wetter bleibe ich manchmal bis ½7 Uhr im Bett liegen, wie Achaz es stets thut. Aber ich will nur schnell

Kaffee für Sie bestellen, oder hat der Bediente oder sonst Jemand Sie bemerkt? —

„Nein, Niemand, — aber wozu soll ich die Hausordnung stören?“ —

— Ja, jetzt wird aber nicht um $^1/_2 6$ Uhr Kaffee getrunken, wie bei meinem guten Großvater, sondern erst um $^3/_4 7$ Uhr. —

„Desto besser!“ Die Worte waren dem jungen Mann unwillkürlich entflogen, als er das reizende Mädchen vor sich sah. „Ich komme bis dahin mit meinem Glase Wasser reichlich aus.“ Um eine gewisse Verlegenheit zu verdecken, griff er nach dem Buche: „Was lesen Sie Fräulein? — Uhland's alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder?“ —

— Nicht wahr, eine absonderliche Morgenlektüre? —

„Absonderlich? — Warum? — Diese alten einfachen Lieder verstehen die Schönheit des Sommermorgens wahrlich nicht schlechter zu schildern, wie unsere hochromantischen Dichter.“ Und er las an der aufgeschlagenen Stelle:

„Die Röslein sind zu brechen Zeit,
Derhalben brecht sie heut!
Und wer sie nicht im Sommer bricht,
Der brichts im Winter nicht.

Und brichst Du sie im Sommer nicht.
Das reuet Dich, ja Dich;
Es geht ein frischer Sommer herein,
Dasselbig freuet mich.

Der Sommer bringt uns kühlen Thau
Ins grüne Gras, ja Gras;
Wär' ich bei meinem feinen Lieb,
So wär mir desto baß.

Das glaube ich wol, soll noch schöner sein als der frischeste Sommermorgen mit rothen Röslein und dem kühlen Thau im grünen Grase." Er legte das Buch hin.

Anntrin war aufgestanden.

— Ja, Herr Dowat, da Sie sich nun einmal mit meiner unbedeutenden Gesellschaft begnügen müssen, — — oder wollen Sie so früh auf den Archivthurm in die alten Schriften? —

„Bewahre, gnädiges Fräulein, bewahre!"

— Also nicht? — Nun, dann möchte ich Ihnen vorschlagen, daß wir einen Morgenspaziergang machen. —

„Prächtig! prächtig!"

— Ich muß Sie noch als gelehrten Juristen konsultiren, und halt! daß ich's nicht vergesse, einen Auftrag Ihres Onkels habe ich auch noch auszurichten. Warten Sie einen Augenblick! ich hole das dazu Nöthige gleich heraus. — Soll ich das Gewehr mitbringen oder wollen wir nicht schießen? —

„Nein, heute wollen wir nicht morden, heute soll alles Gethier am Leben bleiben."

Anntrin eilte davon. Franz sah ihr nach, so lange sie zu sehen war.

Dann blätterte er im Uhland. Aber zum Lesen

hatte er keine Ruhe. Denn er sah alle Augenblicke auf, ob das schlanke Mädchen nicht wiederkäme.

Bald war sie wieder da. Sie hatte ein großes Briefkouvert in der Hand: — Nun kommen Sie, wir wandern in den Wald. —

Franz nahm den Uhland mit. Sie gingen einige Schritte schweigend neben einander. „Wie ist es mit dem Auftrage meines Onkels?“

— Eigentlich sollte ich ihn jetzt nicht ausrichten. Denn er erinnert an eine sehr traurige Zeit. Aber gleichviel! — Also, Onkel Grimm hat ein böses Gewissen und hat mich ersucht, bei Ihnen ein gutes Wort für ihn einzulegen. Ich habe ihm darauf erwidert, — — doch es ist nicht nöthig, Ihnen das Alles vorzuerzählen, was ich mit dem guten Onkel abmachte. Kurzum, ich habe mich überreden lassen, und muß nun wirklich die Fürbitte thun. —

Sie hielt ein und sah ihn an, als erwarte sie eine Erklärung von ihm. Aber Franz blickte lächelnd auf sie und schwieg.

— Nun? — also Sie versprechen mir, dem Onkel Grimm Verzeihung angedeihen zu lassen? —

„Ei, Sie setzen mir die Pistole auf die Brust, — ohne daß ich weiß weshalb?“

— Ja oder nein? —

Und sie hielt ihm die Hand hin, und die braunen Augen sprühten Lust und Freude. Was sollte er machen? Er konnte ihr die Bitte nicht versagen. Er schlug ein.

— Gut! — nun hören Sie. — Ich will es kurz

machen. Sie haben am Tage vor der Schlacht bei Beaumont ein Testament an Fritz Schulz gegeben und dieser hat es unmittelbar nach der Schlacht hierher gesendet. Ihr Onkel hat Ihnen erzählt, der Brief mit dem Testament sei nicht angelangt. Dem ist nicht so. Der Brief, welchem Fritz Schulz in der Ueberzeugung, Sie würden die Nacht nicht überleben, das Testament beifügte, kam gleichzeitig mit einem am folgenden Tage geschriebenen zweiten Briefe an, in welchem er die Hoffnung auf Genesung aussprach. Ihr Onkel nahm das Testament an sich. Hier ist es. —

Franz hatte mit sichtbarer Aufregung dieser Mittheilung zugehört. Er griff hastig nach dem offenen Kouvert, in welchem ein versiegelter Brief lag und sagte: „Sie kennen den Inhalt?"

— Ich? — Nein! — Wie sollte ich dazu kommen? —

„Es ist, sehe ich, geöffnet und mit einem andern Petschaft versiegelt."

— Richtig! Ich vergaß etwas. Ihr Onkel hat den äußern Umschlag abgenommen und zwar zu einer Zeit, wo er an Ihrer Genesung verzweifelte; den inneren Umschlag hat er jedoch nicht geöffnet. —

„Und wissen Sie, was auf dem inneren Umschlage steht?" fragte Franz hastig.

— Ich? — Nein! Ich weiß nichts, als was ich Ihnen sagte. Aber nun ist mein Auftrag vollführt. Sie haben mir bereits versprochen, Ihrem Onkel die Lüge nicht nachzutragen, zu welcher der sonst so streng wahrheitsgetreue Mann gewiß gute Gründe zu haben ver-

meinte. Und nun denken Sie nicht mehr an jene schrecklichen Tage und freuen Sie sich mit mir über den wunderschönen Morgen! —

Das war leichter gesagt als gethan. Franz war in einer Erregung, aus der er nicht so schnell zur Ruhe kommen konnte. Anntrin bemerkte es und ohne die Ursache zu kennen, versuchte sie, seine Gedanken abzulenken. Sie plauderte von diesem und jenem, — von den Blumen und Büschen und Bäumen, bei denen sie vorbeikamen; allein er schien es kaum zu hören.

— Sehen Sie! hier haben Sie mir die Elster heruntergeschossen. Ich wollte Sie blos necken, ich will's nur eingestehen, — wie konnte ich ahnen, daß Sie ein vorzüglicher Schütze seien? —

Sie blickte ihn freundlich dazu an, — und wer konnte in ihrer Nähe an diesem schönen Morgen lange trüben Gedanken nachhängen?

— Hören Sie? — Hüt-dick-dick-dick! Da fliegt wieder der Rothschwanzhütiker um uns herum und warnt. Aber wen warnt er? Ich glaube, mich will er warnen, daß ich meine Zunge besser im Zaum halten soll in des gestrengen Herrn Gerichtsassessors Gegenwart. —

„Ach, mir thut eine Warnung noch nöthiger!" sagte Franz lächelnd, und that einen tiefen Seufzer, aber wovor er gewarnt werden müsse und weshalb er seufzte, sagte er nicht, und Anntrin fragte nicht darnach. Franz wurde allmälig wieder heiterer und ging auf das harmlose Geplauder seiner fröhlichen Begleiterin bereitwilliger ein.

Sie wanderten durch den Park und lenkten in den Fußpfad zum Ellernbrook.

„Sie wollten einen juristischen Rath haben, Fräulein Anntrin?"

— Ja, später, — beim Ellernbrook werde ich Sie darum bitten! Jetzt müssen Sie mir erst beichten, was es mit dem Siebensprung auf sich hat, von dem gestern die brave Frau Schulz in Siedenmorsleben so geheimnißvoll redete! —

Franz lachte hell auf: „Nein, das sag' ich nicht!"

— O pfui, wie undankbar! Ist das der Dank für den schönen Spaziergang? —

„Nein, Fräulein Anntrin, bitte, bitte, es geht wirklich nicht!" sagte Franz und faltete die Hände.

Anntrin aber sagte schmollend: Sie thun mir auch niemals etwas zu Gefallen! —

„Ach, wie gern!" —

— Nun, so erzählen Sie mir das Geheimniß vom Siebensprung! —

„Nein, ich darf es nicht!" —

— Warum nicht? Frau Schulz hat es Ihnen blos für gestern verboten! —

„Nein, deshalb nicht! Sie würden mir ernstlich böse werden, wollte ich Ihnen die Anspielung der Frau Schulz deuten."

— Das käme erst auf die Probe an! Wagen Sie es, ich will nicht böse werden. —

Franz schwankte einen Augenblick. Er sah das

Mädchen an, ihre Blicke begegneten sich, sie schlug die Augen erröthend nieder.

„Nein, ich wage es nicht, — jetzt nicht, vielleicht habe ich auf dem Rückweg mehr Muth!“ —

Das Gespräch schien beiden Theilen Verlegenheit zu verursachen, sie fanden sich nur schwer in den unbefangenen Plauderton zurück.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine juristische Konsultation im Ellernbrook. Der Jungbrunnen und die Geschichte vom Siebensprung.

Endlich langten sie im Ellernbrook an. Der Platz sah sauber und wohlgepflegt aus, fast mehr noch wie vor einem Jahr. Sie setzten sich auf die Bank unter die alte Eiche.

„Kommt nun die juristische Konsultation?“ fragte Franz.

— Ja, mein Herr Rechtsverständiger! —

„Aber was erhalte ich für Honorar?“

— Eine Rose, eine schöne rothe Rose aus meinem Rosengarten, ich werde sie mit eigener Hand pflücken, wenn wir heimkehren! —

„Gut, aber was als Vorschuß?“ Und er sah begehrlich nach den Rosenknospen vor ihrem Busen.

Sie bemerkte es, machte die Knospen los und reichte ihm eine derselben: Wenn Sie eins dieser Rosenknöspchen als Vorschuß wünschen, mein Herr, — herzlich gern!

— Doch nun zur Sache! — so sagen ja wol die Juristen. Sie wissen doch, daß ich majorenn bin? —

„Sie, majorenn?“ fragte Franz, ungläubig den Kopf schüttelnd.

— Freilich! — zwar noch nicht 21 Jahr alt, aber für großjährig erklärt durch das hochwohlweise Kreisgericht! — Ach Gott, ich sollte nicht darüber scherzen; mein Großvater betrieb es die Tage vor seinem Tode, und es ist auch eine ernste Sache, um welche ich Sie fragen will. —

Ein düsterer Schatten flog über das sonnenhelle Gesicht des Mädchens. Franz sah ihn ungern erscheinen. Er fragte in dem scherzhaften Ton von vorhin: „Also, Sie sind wirklich großjährig!“

— Ja, wirklich und wahrhaftig. Achaz wünscht nun, daß wir uns über die Güter auseinandersetzen, über das kleine Rittergut Pachwitz, was wir von unsern Eltern ererbten, und über Wischendorf. Nun habe ich einen von Großvaters Hand geschriebenen Entwurf einer Fideikommißstiftung gefunden. Darnach sollte Achaz alles Grundeigenthum behalten und mir zwanzig Jahr lang eine bestimmte Rente zahlen. Ich habe meinem Bruder vorgeschlagen, daß wir uns nach den Bestimmungen dieses Entwurfs auseinandersetzen; aber er will davon nichts wissen. Er lacht mich einfach aus. —

„Ja, verzeihen Sie, Fräulein Anntrin, das ist auch zum Lachen. Eine junge Dame, in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts geboren, verfällt auf mittelalterliche Gedanken!“ —

— Aber, das ist gleichgültig; ich bin großjährig und kann thun, was ich will! —

„Ich bedaure sehr, Fräulein Anntrin, allmächtig sind selbst die großjährigen Damen nicht. Zum Exempel, verschenken können Sie nichts, ohne daß sich der, welchen Sie beschenken wollen, zur Annahme bereit erklärt.“

— So sagt Achaz auch, — jedoch das sind alberne Gesetze. Sie sollen mir rathen, wie ich meinen Willen zur Geltung bringe! —

Franz schüttelte den Kopf: „Da ist nichts zu machen, gnädiges Fräulein. Sie sind neben Ihrem Bruder Mitbesitzerin zur Hälfte und können sich mit ihm nicht gegen seinen Willen auseinandersetzen. Sie können ihn doch nicht darauf verklagen, daß er Alles selbst behalten soll?“

— Einen anderen Rath wissen Sie nicht? —

„Nein, beim besten Willen nicht. Aber Sie werden sich mit Ihrem Bruder so auseinandersetzen können, daß er die Güter zu einem mäßigen Preise als Eigenthum übernimmt. Wird dadurch Ihr Vermögen festgestellt, und ist es Ihnen zu hoch, so können Sie es ja, als großjährige Herrin, beliebig verposamentiren. Und sagten Sie nicht neulich selbst, reich sein sei kein Laster?“

— Ja wohl, mein Herr, — Sie aber erwiderten mir, daß Sie selbst nicht zu den bevorrechtigten Sterblichen gehörten, die mit Geld und Gut etwas anzufangen wüßten. Ich habe seitdem darüber nachgedacht und finde, daß ich genau in derselben Lage bin.

„Ei, das ist nett von Ihnen!“ — rief Franz fröh-

lich, — „aber Sie können ja nichts dafür, eine reiche Erbin zu sein und müssen es ertragen lernen.“

— Nein, das will ich nicht. Ich will, daß man mich nicht um meine Herkunft und mein Vermögen, sondern um meiner selbst willen schätzt und —, und —

„Und liebt!“ — ergänzte Franz die ziemlich ernst klingenden Worte, als sie plötzlich stockte. Dann lachte er übermüthig: „Sehr respektabel, Fräulein Anntrin, wie reizend, daß Sie sich zu diesen Grundsätzen bekennen. Was müßte ich Ihnen nun Alles über Ihre Liebenswürdigkeit sagen, wenn ich verstünde, meine Gedanken in Worte zu kleiden!“

— Nein, Sie sollen mir gar nichts sagen! — entgegnete Anntrin kurz und sprang auf und lief den Waldhügel in die Höhe.

Franz wußte nicht, ob er ihr folgen sollte; was sollte ihr Fortlaufen überhaupt bedeuten? Doch da kam sie schon langsamer wieder herunter; sie hatte einen gläsernen Krug in der Hand, welchen sie aus einem Versteckfleck an einer der höher stehenden Eichen geholt hatte und rief dem jungen Manne, der ebenfalls aufgestanden war, von Weitem zu: — Bleiben Sie sitzen, Herr Dowat, ich bringe Ihnen sogleich einen frischen kühlen Morgentrunk! —

Franz setzte sich in einiger Aufregung über das sonderbare Benehmen des Mädchens wieder auf die Bank. Wollte sie ihm andeuten, er bedürfe der Abkühlung? Oder was war es sonst? — Er blätterte im Uhland, den

er noch immer in der Hand hatte. Da hörte er Anntrin leise singen:

Ich ging wohl an ein Brünnelein,
Trank aber nicht,
Suchte meinen herztausendschönsten Schatz,
Fand ihn aber nicht.

Nun hielt sie ein. Franz stand auf und trat langsam zur Quelle. Sie hatte inzwischen den Krug gefüllt und überreichte ihm denselben mit einem feierlich steifen Knix: — In Ermangelung des Morgenkaffees, Herr Assessor! —

Franz sah ihr in das schelmisch übermüthige Gesicht. Eine reizende Hexe! — dachte er. Er trank den Krug mit einem Zuge aus und gab ihn dem Mädchen zurück und sagte: „Ich habe eben in Uhlands Volksliedern ein Motto zu diesem kühlen Trunk gesucht, und ich fand zwei statt eins:

Und wär mein Lieb ein Brünnlein kalt
Und sprüng aus einem Stein,
Und wär' ich dann der grüne Wald,
Mein Trauren das wär klein;
Grün ist der Wald,
Das Brünnlein, das ist kalt,
Mein Lieb ist wohlgestalt!

Das ist für einen unglücklich Liebenden nicht übel, — hart wie Stein und kalt wie das Brünnlein ist das Herz seiner Geliebten. Aber viel schöner ist es, was die beiden Häuerknaben in der Stadt Freiberg bei Meth und

kühlem Wein neben der Wirthin Töchterlein vom Jungbrunnen singen:

Bei meines Buhlen Füßen,
Da fleußt ein Brünnlein kalt,
Und wer des Brünnleins trinket,
Der jungt und wird nicht alt;
Ich hab des Brünnleins trunken
So manchen stolzen Trunk,
Viel lieber wollt ich küssen
Meines Buhlen rothen Mund.

Geben Sie mir noch einen Trunk, Fräulein Anntrin, ich glaube, der Born in Ellernbrook ist auch ein Jungbrunnen, von dem man frisch und jung wird, — wenigstens wenn Sie den Krug kredenzen."

— Kredenzen will ich ihn, — indessen wäre es mir lieber, Sie ließen die Narretheien und gäben mir einen guten, soliden, juristischen Rath! — sagte Anntrin mit bezauberndem Lächeln. Und sie kredenzte ihm den Krug, indem sie vom Wasser nippte, und er drehte den Krug in der Hand herum, um die durstigen Lippen an dieselbe Stelle zu legen, wo ihr rothes Mündchen den Rand des Glases berührt hatte.

„Den guten, soliden, juristischen Rath rücke ich auch noch heraus, wenn Sie mir den Fleck zeigen, wo wir den Krug verstecken, damit ich auch später mit diesem geweihten Krug aus dem Jungbrunnen schöpfen kann!" —

Sie versteckten den Krug. Anntrin trieb zum Heimweg. Sie schlugen den andern Fußpfad durch den Wald ein.

— Nun heraus mit Ihrem juristischen Rath! —

„Wissen Sie, Fräulein Anntrin, die gelehrten Juristen taugen schlecht zum Rathgeben; kluge Laien verstehen es besser. Ich habe über einen ähnlichen Gegenstand jüngst mit der klugen Frau Schulz in Siedenmorsleben ein Gespräch geführt — und ich hatte ungefähr eben solche Weisheit zu Tage gefördert, wie Sie heute thaten. Und die kluge Frau Schulz sagte mir, das seien quatsche Gedanken; sie meinte, so hoch wie ich thäte, dürfe man Geld und Gut gar nicht schätzen. Wenn zwei sich von Herzen gut sind, sagte sie, kein Berg ist zu hoch, kein Wasser zu tief, die Liebe überwindet alles, und das bischen Geld was die Diebe stehlen können, sollte zwei, die sich lieben, aus einander halten? Dann können sie es ja in den Brunnen werfen und versenken. So der Urtelsspruch der guten Frau Schulz, und ich meine, sie hat Recht. Soll ich Ihnen den Brunnen suchen helfen?“ —

— Nein, mit Ihnen ist heut nicht auszukommen. Erzählen Sie mir lieber die Geschichte von dem Siebensprung! —

„Befehlen Sie es? — so gehorche ich!“

— Ja, ich befehle es! —

„Gut, auf Ihre Verantwortung! — — — Man sagt: das erste, was man unter einem Dache träumt, geht in Erfüllung. Als ich vor längerer Zeit in einem fremden Hause zum ersten Male als Gast schlief, träumte ich, ich säße an einer Hochzeitstafel in einem Bauerhause, und der Bräutigam war ich, und neben mir saß meine junge Frau. Und der Hausvater, mein Schwager, ver-

kündete mir, daß meine Braut den Brauthahn sitzen und zuletzt mit mir den Siebensprung tanzen müsse. Und so hold die Braut war, — vor dem Siebensprung hatte ich eine heillose Angst. Hörten Sie schon einmal vom Siebensprung?"

— Daß ich nicht wüßte! —

„Nun gut! Es ist ein schwieriger alter Tanz, der vor Zeiten der Haupt-Hochzeitstanz war; aber die Kunst ist verloren gegangen. Als junge Frau saß mir im Traume an der Seite ein holdes Mädchen, welches ich damals noch wenig kannte. Und ich lachte über den Traum, aber kurze Zeit darauf entdeckte ich, daß ich dasselbe Mädchen von ganzer Seele und von ganzem Herzen liebte. Ich liebte hoffnungslos und war darüber bis zum Tod betrübt. Als ich nun viele Monate später in Siedenmorsleben im Fieber lag, muß mir jener Traum wieder durch das kranke Gehirn gefahren sein. Denn ich habe von meiner Hochzeit geredet, und geklagt, daß ich den Siebensprung nicht verstünde, und meine Braut auch nicht. Und ich habe die vermeintliche Braut zärtlich beim Namen gerufen, und so im Fieber verrathen, was Niemand auf Erden wußte. Und Frau Schulz neckt mich seither mit dem Siebensprung!" —

Die beiden Spaziergänger gingen schnell, und es mußte trotz des frühen Morgens schon recht warm im Walde sein, denn sie sahen Beide erhitzt aus. Franz faßte in die Tasche und holte den Testamentsbrief hervor:

„Ich hatte mir vorgenommen, das Mädchen sollte von meiner Liebe erst nach meinem Tode erfahren. Als

ich am Tage vor der Schlacht von Beaumont in Todesahnung mein Testament machte, vertraute ich es einem Briefe an sie an. — Und sehen Sie, — hier steht der Name.“ Hastig riß er das äußere Kouvert ab, und darunter war ein zweites versiegeltes Schreiben, und es trug die Aufschrift: „Fräulein Anntrin von Uchtenhagen zu Wischendorf.“

Und Franz zeigte ihr das Kouvert hin, und gleichzeitig ergriff er ihre Hand: „Ich habe wieder leise Hoffnung gefaßt, das Mädchen mein nennen zu dürfen. Anntrin, wilde Anntrin, ich liebe Dich mehr als Alles in der Welt, werde mein Weib!“ —

Aller Spott und Uebermuth verschwand aus dem Gesicht der wilden Anntrin und der Ausdruck unaussprechlichen Glücks, der höchsten Seligkeit strahlte aus ihren braunen Augen.

— Ich liebe Dich lange, Du lieber böser lieber Franz! — —

Was nun folgte, verrathe ich nicht. Und ich kann es auch nicht verrathen, denn die Beiden haben es nicht verrathen und gesehen hat es Keiner, als vielleicht, um mit dem alten Minnesänger zu reden:

Nur ein klein Waldvögelein,
Das wird wol verschwiegen sein.

Achtzehntes Kapitel.

Was sich alles im Pachwitzer Holz in der Lieschenlaube und an den Heidensteinen zwischen zwei Liebesleuten ereignet und für wen es keine Kunst ist, sein Lebtag seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun.

Die seligsten Minuten verfliegen am schnellsten. Franz und Anntrin konnten nicht im Walde bleiben, sie mußten hurtig weiter. Und sie gingen Hand in Hand durch den Park nach dem Schloß. Der Rothschwanzhütiker kreuzte wieder ihren Weg.

— Zu spät! — rief Anntrin — zu spät, mein treuer Warner! Der böse Mann hier raubt mich Euch, meinen Lieblingen. —

Anntrin verlangte, Achaz solle zur Strafe für alle ihr durch Neckereien angethanen Schlechtigkeiten heute noch nichts erfahren.

„Aber Frau Röschen?" — wandte Franz ein.

— Erfährt auch nichts, leidet unschuldig mit, — ist ihr schon recht, warum nimmt sie sich einen so schlechten Mann! —

Bereits im Verlauf des Vormittags wurde den beiden Glücklichen das Schweigen doch schwer. Röschen merkte,

wie die Sachen standen, Frauen haben in Herzensangelegenheiten ein scharfes Auge. Gegen das Versprechen, heute nichts zu verrathen, wurde sie in das Geheimniß eingeweiht.

Das Mittagsessen wurde nach altem Brauch in Anntrins rundem Thurmzimmer eingenommen. Vorher wurde musizirt. Anntrin sang Schön Rotraut, — es klang bezaubernd. Auf Röschens Bitte sang sie mit Franz zusammen das Lied von dem Brünnelein.

Der Zwang, den sich die Liebenden auferlegten, war kaum zu ertragen. Sie hatten sich noch so unendlich viel zu erzählen und konnten es nicht in Anderer Gegenwart. Endlich wußte Anntrin Rath. Doktor Grimm hatte sich den ganzen Tag nicht sehen lassen, obschon er am Abend zuvor einen Besuch von Siedenmorsleben aus versprochen hatte. Anntrin schlug nach Tisch einen Spazierritt vor, ihn zu überraschen. Franz erklärte sofort, daß er gern einmal ausritte. Achaz hatte keine Lust, weil ihm das Reiten noch sauer wurde, aber er war gegen seinen Gast so höflich, ihm zuzureden, sich dadurch nicht hindern zu lassen. Röschen, welche seit Kurzem unter Anntrins Leitung reiten lernte, wollte ihrem Gatten Gesellschaft leisten, aber sie meinte, die Beiden möchten frühzeitig ausreiten und den Doktor Grimm herbringen.

— Ja, wenn Ihr nicht mitreiten wollt, — sagte Anntrin, — so schlage ich vor, wir reiten frühzeitig, — Ihr Einverständniß vorausgesetzt, Herr Dowat. —

„Sie haben zu befehlen, gnädiges Fräulein!“ sagte er.

— Wir reiten dann über Pachwitz. Denn wenn Herr Dowat Dir, Achaz, morgen Rath geben soll, wie wir uns über die Güter auseinandersetzen, dann muß er doch Pachwitz gesehen haben! — Achaz lachte über diesen „Frauenzimmer-Einfall“, wie er es nannte.

Sie ritten bald fort. War dies ein herrlicher Spazierritt! Sie jagten, bis sie in das schöne Pachwitzer Laubholz kamen. Aber im Walde wurde abgestiegen, die Pferde wurden am Zügel geführt. Als der dunkle Fußpfad kam, erwischten die Reiter glücklich einen Dorfjungen, der die Pferde auf dem Fahrwege nach dem Gutshof zu führen übernahm, während sie den Fußpfad wanderten.

Ach, wie wunderschön war es im Walde, und sie hatten sich so viel zu erzählen. Jeden Tag, wo sie einander gesehen, mußten sie im Gedächtniß wieder durchnehmen und alles Unrecht, was er ihr und was sie ihm angethan hatte, mußte durch Küsse gesühnt werden. Franz kam sich wie verwandelt vor: „Ei, nun weiß ich, was der Jungbrunnen ist, die Liebe ist es, die Liebe, — sie verjüngt und läßt nicht alt werden. Kam ich mir nicht mit meinen 28 Jahren wie ein alter, griesgrämlicher Greis vor? und nun, — mit jedem Kuß auf Deinen rothen Mund werde ich jünger und frischer und fröhlicher; — die Liebe zu Dir, mein wildes strahlenäugiges Mädchen, ist mein Jungbrunnen, — ich wollte, wir blieben ewig in diesem Walde!“

Von Pachwitz ritten sie ohne Aufenthalt nach Siedenmorsleben, aber in den Krug. Frau Schulz sollte die erste sein, der sie sich vorstellten. „Sie hat mir gedroht,

für mich freiwerben zu wollen," sagte Franz, „wenn ich ihr nicht bald eine hübsche junge Braut vorstellte, — und hätte sie nicht so viel vom Siebensprung gesagt, wer weiß, ob ich den Muth gehabt hätte!"

Frau Schulz machte große Augen, als Anntrin und Franz zu Pferde vor dem Krug hielten. Franz sprang vom Pferde und half Anntrin gewandt beim Herabsteigen. Beide begrüßten Mutter Schulz fröhlich. Diese dankte:

„„Seien Sie schön willkommen, alle Beide! — ach du meine Güte, gnädiges Fräulein, nun ist Lieschen nicht mal zu Hause!""

— Schadet nicht, liebe Frau Schulz, ich komme Ihretwegen! —

„Und ich auch!" sagte Franz.

„„Das ist schön! — wenn Sie zu mir kommen, dann wollen wir nur die Pferde in den Stall bringen lassen, — so schnell dürfen Sie alle Beide dann nicht weg von mir.""

Gesagt, gethan. Bald waren sie im Hinterstübchen. Die kluge Frau Schulz sagte nichts, — aber sie machte kuriose Augen. Der große Troll war ebenfalls da, auch er sagte nichts; aber er war so stürmisch in seiner Zärtlichkeit gegen beide Gäste, daß es schien, als brächte er seinen Glückwunsch an.

„„Marsch, Troll, du bist ja heut so ungestüm, das paßt sich nicht für dich. Setzen Sie sich, gnädiges Fräulein, und was soll ich denn nun zu trinken bringen?""

„Das ist nicht so eilig," nahm Franz das Wort,

„wir müssen die Gelegenheit benutzen, liebe Frau Schulz, da Niemand sonst hier ist, es handelt sich um ein Geheimniß, und wir wollen Ihren Rath erbitten.“

„„Geheimnißkram ist meine Sache nicht, Herr Assessor, aber was Gefährliches wirds wol nicht sein, dazu sieht mir das gnädige Fräulein viel zu lustig und gluh aus!““

— Nicht wahr? — sagte Anntrin lachend — lustig bin ich auch, aber Ihren Rath dürfen Sie mir doch nicht vorenthalten. Der Herr Dowat behauptet, Sie wüßten für Alles, wobei das Menschenherz mitzureden hat, die sicherste Hilfe weit und breit. Und darum will ich Sie fragen, ob ich es wol wagen darf, — ich kann den Siebensprung nicht, — und er will mich doch zur Frau nehmen! —

Frau Schulz schlug die Hände über dem Kopf zusammen über die lustige Enthüllung. Aber bevor sie noch ein Wort erwidern konnte, umfaßte Franz die wilde Anntrin und sagte:

„Bitte, bitte, liebe Frau Schulz, wir sind beide Waisenkinder, nun sollen Sie Mutterstelle an uns vertreten. Die Mutter ist die erste, welche es erfahren muß, wenn sich zwei Herzen in Liebe gefunden haben. Und nicht wahr, Sie sind mit uns Beiden zufrieden!“

Der braven Frau flossen Freudenthränen über ihr gutes Gesicht, als sie den Beiden Glück wünschend die Hand drückte:

„„Wußte wol, daß es so kommen würde. Wenn zwei sich von Herzen lieb haben, finden sie sich schon zusammen. Aber wenn man das Glück auch lange hat herankommen

sehen, wenn's dann da ist, so giebt's doch eine große Freude.""

Kurz darauf klopfte es leise an die Thür.

„„Ach, das ist die Frau Kanzlistin,"" sagte Frau Schulz, „„die ist noch von gestern in Siedenmorsleben geblieben, das alte Wurm wird sich auch recht freuen.""

Das alte Wurm freute sich nicht wenig, das sah man ihr an, wenngleich sie in aller ihrer Förmlichkeit und Zimperlichkeit nicht dazu kam, ihrer Freude durch Worte den entsprechenden Ausdruck zu geben. Sie mußte der wilden Anntrin erzählen, nicht einmal, nicht zweimal, sondern wol zehnmal, was Franz im Fieber geredet hatte. Anntrin konnte sich nicht satt daran hören.

— Und das einzige süße herztausendschönste Schätzchen hat er mich genannt? —

„Ja, mein gnädigstes Fräulein von Uchtenhagen, und noch viel mehr Liebesnamen hat mein Herr Assessor Ihnen gegeben." —

— Aber hat er mich auch wirklich gemeint, Frau Kanzlistin? —

„Gewiß, ganz gewiß und wahrhaftig, mein gnädigstes Fräulein von Uchtenhagen, hat er es mir doch selbst gesagt, als ich ihn darum befragte, ob er das gnädigste Fräulein von Uchtenhagen meine, dazumal, als er von mir wissen wollte, wo sie geblieben sei, die holde Anntrin und die liebe Anntrin, und wenn's zu sagen erlaubt ist, auch die wilde Anntrin, sagte er. Und der Kanzlist, was mein Seliger war" —

Allein der selige Kanzlist kam heute mit keiner seiner

weisen Lehren zu Raum. Denn die wilde Anntrin unterbrach stets mit neuen Fragen die nachgelassene Kanzlistenwittib, sobald selbige auf ihren seligen Kanzlisten zu sprechen kam.

Uebrigens wurde das Hinterstübchen für eine so erregte Gesellschaft zu eng. Sie gingen in den Garten zu der abgelegensten und verstecktesten und zugleich hübschesten Laube, wo Fritz und Lieschen am liebsten saßen. Und Fritz und Lieschen kamen auch, und der Doktor Grimm, und es gab eine große Freude für Alle.

Als Franz und Anntrin ein Stündchen später wieder zu Pferde steigen wollten und sich von der Frau Schulz verabschiedeten, sagte die Frau:

„„Leben Sie wohl, alle Beide; und haben Sie Dank, tausend Dank, daß Sie einer alten Frau einen so schönen Nachmittag bereitet haben, und Sie, Fräulein Anntrin, Sie bekommen einen guten Mann, und Sie, Herr Dowat, bekommen eine gute Frau, und Sie werden ein glückliches Ehepaar werden, und ich sage Ihnen, da ist's keine Kunst, sein Lebtag seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun.““

Anntrin und Franz ritten zurück nach Wischendorf. Als sie sich den Heidensteinen näherten, sagte Anntrin:

— Und hier war es also, wo Dich die schmucke Frau Daries im Mondenschein umhalste und küßte? —

Franz war am Nachmittag so leichtsinnig gewesen, ihr die Geschichte zu erzählen. „Ja hier,“ erwiderte er, „und die Küsse schmeckten nicht schlecht, wilde Anntrin, aber ich war wahrhaftig nicht Schuld daran.“

— Das glaub' ich Dir nicht, Du Bösewicht! — Brr! — halt an! — Und sie sprang schnell vom Pferde.

„Mein Herzchen, was willst Du?" sagte er und sprang ebenfalls herunter.

— Ich bin eifersüchtig, — schmollte sie, — von wegen der Küsse. Du mußt mir die Stelle zeigen; ich muß Alles genau wissen, bevor ich Dir Absolution ertheilen kann. —

Sie banden die Pferde an einen Baum und stiegen hinauf zu den Heldensteinen; und Franz mußte seiner übermüthigen Liebsten die Stelle zeigen, wo ihn die Marie-Lies Daries geküßt, und dann empfing er Vergebung und sie wurde besiegelt durch viele, viele Küsse.

— Nun ist's genug, Franz, — sagte endlich Anntrin, — Du bist unbescheiden! — Wir wollen wieder zu Pferde steigen! —

„Noch nicht, mein herztausendschönstes Kind! Wir wollen uns noch ein paar Augenblicke niedersetzen, ich habe Dir noch etwas zu erzählen!"

Und sie setzten sich auf einen der Heidensteine und Anntrin lehnte das Köpfchen an Franz' Schulter. Dieser begann:

„Ich muß Dir noch sagen, Anntrinchen, wie sehr ich mich über Dich gefreut habe, wie nett Du heute Abend warst, nicht blos zur Frau Schulz, deren treffliche Eigenschaften Du stets anerkanntest, sondern auch zu meiner guten Frau Kanzlistin!"

— Und warum sollte ich nicht! Sie hat Dich treu gepflegt!

„Nein, das war es nicht allein! Die Alte ist sonderbar pimpelich und zimperlich, oder altjüngferlich oder wie man es bezeichnen will; sie hat durch ihre Weise vielleicht etwas Erheiterndes, Komisches an sich, sonst aber wenig Anziehendes. Dennoch hast Du sie heute durch schonende Rücksichtnahme und liebevolles Eingehen auf ihren Gedankengang wahrhaft entzückt!“

— Aber Franz, wie konnte ich anders? Denn aus den Absonderlichkeiten der an sich unbedeutenden Frau Kanzlistin leuchtet doch deutlich eine seltene Herzensgüte hervor, dieselbe Herzensgüte, welche sie, ohne daß sie es weiß, dazu veranlaßt, ihre ganze Thätigkeit dem Glück Anderer, namentlich „ihrer Herren Juristen“, zu widmen. —

„Richtig, mein reizendes Kindchen, das ist es eben, daß Du die Herzensgüte jener Frau würdigst und darnach zart und rücksichtsvoll verfährst, — das ist es eben, was mich so sehr erfreute, weil auch unter den vortrefflichsten Menschen nur wenige diese Kunst verstehen.“

Anntrin schüttelte den Kopf: Franz, Franz, Du siehst mit den Augen eines Verliebten! —

„Nein, durchaus nicht! Ich sehe, daß Du mir eine treue Genossin in allen meinen Bestrebungen sein wirst!“

— Ich begreife nicht — —

„Ich werde es Dir klar legen. Du wirst, liebe Anntrin, die Frau eines Mannes, der zu der kleinen unsichtbaren Gemeinde gehört, welche allzeit bestrebt ist, alle

Kräfte zu verwenden in einem Kampf, der in voller Oeffentlichkeit nur mit den Waffen des Geistes geführt wird, in dem Kampf für ein freies Menschenthum. Die einzige Vorschrift unserer Religion lautet: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Nicht der Haß, nur die Liebe, die Liebe zur ganzen Menschheit treibt uns in den Kampf, aber wir führen den Kampf rücksichtslos und schonungslos gegen die finsteren Mächte, welche sich uns entgegenstellen. Kein Wunder, daß wir Haß und Verfolgung ernten, nicht blos von denen, die unser Ziel — die Befreiung des Menschengeschlechtes — für verderblich und verwerflich halten, sondern ebenso von denen, deren Vorurtheile zu schonen wir nicht verstehen. Rechts und links von uns verletzen wir gute, brave, wohlmeinende Menschen, weil sie in ihren einseitigen oder beschränkten Anschauungen unsere Thätigkeit nicht begreifen, oder weil es uns an Gelegenheit mangelt, sie von der Redlichkeit und Selbstlosigkeit unserer Absichten zu überzeugen. Hier nun ist für die kluge Frau eines jeden Mannes, welcher sich dem öffentlichen Leben widmet, ein schönes Feld des Wirkens vorhanden."

— Ich verstehe jetzt, — sagte Anntrin — der Frau Liebenswürdigkeit soll das Pflaster abgeben für die Wunden, welche des grausamen Mannes öffentliche Wirksamkeit unabsichtlich schlug? — Nein, mein Trautester, — es mag etwas für sich haben, was du mir bestimmst; — eine taktvolle Frau wird nach dieser Richtung hin in der nächsten Umgebung des Hauses hin und wieder sich nütz-

lich machen können. Allein ich habe doch eine höhere Meinung von dem, was die Gattin eines in der Oeffentlichkeit wirkenden Mannes diesem sein kann. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß es manche öffentliche Fragen giebt, bei denen ein kluger, einsichtiger Mann gewiß niemals versäumt, das Gutachten seiner Frau einzufordern, — meinst Du nicht auch? —

„Gewiß, gewiß, mein kluges Anntrinchen, aber“ —

— Pst, pst, kein Aber! Ich sagte ja, ich lege darauf kein Gewicht. Allein dem Manne, wenn er von seinen Geschäften heimkehrt, die von Sorgen gefaltete Stirn glattstreichen, ihn erheitern, wenn die böse Welt sein edles Streben mit Undank lohnt, wenn sein reines, lauteres Thun verleumdet und verdächtigt wird; — ihm dann das Haus zu der Stätte machen, wo er alles Unschöne und Häßliche vergißt, ihm die Freudigkeit an der schönen Erde erhalten, — — wenn Du eine Frau bekämst, Franz, welche dies alles verstünde, — — aber armer Franz, die wilde Anntrin versteht es nicht, auch wenn sie es sich tausendmal vornähme! —

Nein, nun half es nichts! eine ganze Reihenfolge von Küssen schloß ihr den Mund.

Anntrin wand sich los: — Laß mich, Franz, wir müssen weiter! —

Aber Franz faßte sie noch einmal und raubte ihr noch ein paar Küsse: „Der Mund, der rothe kluge Mund muß bestraft werden, er lügt und verleumdet. Die liebe Anntrin, die kluge Anntrin, die wilde Ann-

trin versteht alles, was sie will. Ach, wie schön ist die Welt! wie schön ist das Leben! Wie glücklich werden wir sein. Ja, die wackere Frau Schulz hat Recht: da ist's keine Kunst, sein Lebtag seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun!

Neunzehntes und letztes Kapitel.

Ein zu lang gerathenes Extrakapitel, in welchem der Verfasser auf Betrieb einer Gewissen am ersten Pfingstfeiertage 1872 an richtiger Stelle ermittelt und erzählt, wie es den vielen Hauptpersonen und etlichen Nebenpersonen dieser Geschichte bis Dato in der Altmark und im Elsaß ergangen ist. Insbesondere von einer Hochzeit, auf welcher der echte Siebensprung getanzt ist, und von drei Hochzeiten und zwei Kindtaufen, die in naher Aussicht stehen.

Eigentlich beabsichtigte ich unter das vorige Kapitel das Wörtlein Ende zu setzen. Allein es ging nicht. Eine Gewisse, welche das letzte Kapitel mit größter Aufmerksamkeit gelesen hat, will es nicht leiden. Sie hatte lange Zeit Furcht, „ob sie sich kriegen werden!“ —

— Bist du nun zufrieden? — fragte ich sie — sie haben sich gekriegt. —

— Ja, aber bis jetzt ist das noch nicht klar; mit diesem Kapitel ist's doch nicht etwa zu Ende? Es schließt mit dem Verlobungstage. Wer weiß, was noch dazwischen gekommen ist! Und dann: du hast von so vielen Personen erzählt, und nun sollen deine Leser nicht einmal erfahren,

wie es denen ergeht? Nein, das paßt nicht. Kein vernünftiger Mensch kann die Romane leiden, bei denen nicht alles rein auserzählt wird! —

— Ja, aber von einzelnen Personen weiß ich wirklich selbst nicht, was aus ihnen wurde! —

— Das ist freilich schlimm; aber da frage doch die kluge Frau Schulz, die weiß ja alles! — erwiderte lachend die Gewisse.

— Dieses ließe sich hören. Aber Frau Schulz schreibt keine Briefe. —

— So reise hin und laß dir's von ihr plattdeutsch erzählen und bringe es hochdeutsch zu Papier! —

Dieses Gespräch ereignete sich in der Woche vor Pfingsten des gegenwärtigen Jahres 1872. Aber weil mir der Rathschlag der Gewissen, als ich mir die Sache näher überlegte, gar nicht so übel vorkam, entschloß ich mich kurz, ihn zu befolgen. Und so kam es denn, daß ich am Morgen des ersten Pfingstfeiertages 1872 meine alte Gönnerin im Krug zu Siedenmorsleben besuchte. Sie war mit Troll allein in der Krugstube, und sah eigentlich nicht anders aus, wie vor mehreren Jahren, wo ich zum letzten Male dort war. Jedenfalls erschien sie nicht kränklicher, eher noch gesunder und munterer. Mindestens guckte sie aus ihren Augen noch zufriedener und fröhlicher als schon vordem in die Welt.

— Guten Tag, Frau Schulz! — rief ich ihr zuversichtlich entgegen.

Sie musterte mich nur einen Augenblick: „Herr du meines Lebens! hätte ich Sie doch bald nicht wieder er-

kannt! Das lobe ich mir, daß Sie uns in Siebenmorsleben nicht ganz vergessen. Seien Sie schön willkommen!"

Auch Troll war schnell aufgestanden, beschnupperte mich sorgfältig und bezeigte mir seine Freude durch schnelles Wedeln mit dem langen Schweife. Auch er hatte mich in gutem Andenken behalten.

Was Frau Schulz und ich über alte schöne Zeiten, in denen ich oftmals dort verkehrte, mit einander plauderten, behalte ich für mich. Es würde schier ein neuer Roman daraus, wollte ich Alles erzählen. Im Krug zu Siebenmorsleben war außer den Beiden nur noch ein Dienstmädchen; die übrigen waren zur Kirche. Als ich Frau Schulz mein Anliegen vortrug, wurde sie bedenklich, ob wir zu der Erzählung lange genug ungestört bleiben würden. Nach einigem Besinnen machte sie einen besonderen Vorschlag:

„Wissen Sie was," sagte sie, „gehn Sie in den Garten in die Lieschen-Laube, es ist die versteckteste von allen und liegt linker Hand am Ende. Ich komme gleich nach; ich werde erst das Mädchen instruiren; wenn einer nach mir fragt, soll sie sagen, sie wüßte nicht wo ich wäre."

Ich ging in den Garten. Ei, wie hatte sich hier Alles verändert; die kleinen Sträucher und Büsche waren hoch und dicht geworden und prangten in schönster Maienblüthe an diesem stillen Pfingstmorgen. Die kleine Laube von blühendem Jelängerjelieber lag versteckt zwischen Flieder-, Jasmin- und Goldregenbüschen. Ich weiß nicht, ist es blos in diesem Jahre so, — früher habe ich es wenig-

stens nie bemerkt, — daß alle die Sträucher gleichzeitig blühen? Die blauen Fliedersträuße und die weißen Jasminblüthen dufteten fast betäubend, und dazwischen hingen die gelben Trösche des Goldregens hernieder, und dicht dahinter stand ein rothblumiger Kastanienbaum in voller Blüthenpracht und überragte das Buschwerk und die Laube. Die Bienen summten und die Schmetterlinge tanzten von Blüthe zu Blüthe, und Amsel und Fink zwitscherten, und in der Ferne rief ein Kuckuk.

Wirklich wonnig ward mir zu Muthe in der Lieschen-Laube des Kruggartens zu Siedenmorsleben am ersten Pfingstmorgen 1872.

Frau Schulz folgte mir bald nach und sie nickte freundlich, als ich ihr den Garten lobte, und dann ging es an's Erzählen.

„Zuerst soll ich Ihnen von der Hochzeit des Herrn Dowat mit der wilden Anntrin berichten? Viel ist davon nicht zu sagen. Sie haben den 25. September gefreit, weil der Herr Dowat die Ordre hatte, zum ersten Oktober in Straßburg als Landgerichtsrath anzutreten. Aber eine eigentliche Hochzeitsfeier fand nicht statt, von wegen dessen, weil der alte Freiherr von Uchtenhagen kaum ein Jahr todt war. Die Kirche von Wischendorf war so voll Menschen, daß keiner mehr hinein konnte, und Lieschen war die Brautjungfer. Die Braut hatte ein weißes Atlaskleid an und in dem grünen Myrthenkranz mit den weißen Blüthen und mit den braunen Locken und den strahlenden Augen sah sie wunderschön aus; und wenn ein geschickter Maler gekommen wäre und hätte sie ab-

konterfeit, akkurat so, wie sie war, in das Bild hätten sich alle Mannsleute verliebt. Ja, es war ein schönes Brautpaar. Denn daß der Assessor ein stattlicher und bildhübscher Mann ist, sagen alle Mädchen, und mein Fritz wurde beinah fuchswild und eifersüchtig, weil Lieschen es an die zehnmal gesagt hat, einen so hübschen Bräutigam hätte sie noch nicht zu sehen bekommen. Und einen Polterabend hat es nicht gegeben, und eine eigentliche Hochzeitsfeier auch nicht. Blos eine Ueberraschung hatte sich Doktor Fröhlich ausgedacht."

— Doktor Fröhlich? wer ist das? —

„Ach, das wissen Sie auch noch nicht? — Der amerikanische Doktor Grimm hat seinen richtigen Namen wieder angenommen. Es war von wegen des Ritterguts Vielitz. Das Gericht wollte ihn nicht auf einen falschen Namen zulassen, und nun heißt er Franz Fröhlich und das ist gut. Denn seinen ehrlichen Namen, wobei einer groß geworden ist, soll sich keiner nehmen lassen und noch viel weniger selbst aufgeben. Und darum kann ich es nicht leiden, wenn einer sich einen adeligen Namen geben läßt, was doch auch eine Namensänderung ist, auch wenn blos ein „von" davor kommt."

Ich stimmte ihr bei und sie fuhr fort.

„Also unser Doktor Fröhlich hatte sich ausbedungen, daß das junge Ehepaar, welches an demselbigen Tage, wo es am Morgen getraut war, noch abreisen wollte, auf der Durchreise bei ihm zu Mittag vorlieb nehme: das heißt hier auf seinem Siedenmorsleber Ackerhof. Und er hatte beinahe blos die nächsten guten Freunde und Be-

kannte aus unsern beiden Dörfern eingeladen. Und es war auf der großen Diele, die wie ein schöner Saal hergerichtet ist, eine lange Tafel gedeckt mit vierzehn Gedecken. Außer dem jungen Ehepaar und dem Wirth waren es der Herr von Uchtenhagen und seine Frau und der Major von Brausewitz, den sie immer den Kommandanten von Thiaucourt nannten, und der Doktor Wolgemut und mein Fritz mit seinem Lieschen und Hans Hansen, der doch auch in Thiaucourt gewesen ist, und die Frau Kanzlistin und ich, weil wir den Herrn Dowat in seiner Krankheit verpflegt haben, und dann endlich mein Mann, weil er als Hausherr zu uns gehört. Aber dieser Schmaus auf der Diele hatte noch seine besondere Ursache, dieweil nehmlich der Bräutigam das erste Mal, wo er auf dem Wischendorfer Edelhofe übernachtete, von seiner Hochzeitsfeier auf so einer Diele eines altmodischen Bauerhauses geträumt hatte. Und wir waren allesammt recht vergnügt. Der Kommandant von Thiaucourt erzählte grauliche Geschichten von dem Franzosenkriege, welches mir eigentlich nicht von ihm gefiel. Denn wenn man in fröhlicher Gesellschaft schmaust, soll man nicht von Mord und Todtschlag reden, weil dieses manch einem den Appetit verderben könnte. Und er erzählte, wie er später von Thiaucourt weggekommen ist und anderwärts hin tiefer ins Franzosenland hinein, wo die Franktireurs schlimm gehaust hatten, was er da für Mittel gebraucht hat, vor diesen Kerls, die ja keine ordentlichen Soldaten waren, Ruhe zu kriegen. Da hat er oben an das Rathhausdach in einer Reihe ein halbes Dutzend lange Stricke be-

festigen lassen, die baumelten herunter, und unten hatte jeder eine Schleife. Und er hat austrommeln lassen, wenn noch ein einziges Mal auf einen deutschen Soldaten ein heimtückischer Angriff passirte, so sollten der Bürgermeister und die angesehnsten Bürger nach seiner Auswahl in diesen Schleifen unbarmherzig an den Beinen aufgehängt werden. Dieses hat flugs geholfen. Das heißt, er hat keinen Einzigen aufhängen zu lassen brauchen, weil keinem Soldaten mehr ein Haar gekrümmt wurde. Aber wenn solches geschehen wäre, würde er es gewiß auch nicht gethan haben. Denn er ist kein grausamer Mann, hat es bloß ein bischen stark mit grimmigen Worten, und das kann im Kriege, wo man sich allerlei Takelzeug vom Leibe halten muß, gut angebracht sein. Aber dieses, daß er ein guter und ein sanftmüthiger Mann ist, kann man schon abnehmen aus den hübschen Bildern, die ihm so viele französische Bürgermeister und deren Frauen von sich und ihren Kinderchens geschenkt haben, und etliche haben sie ihm noch nach Deutschland nachgeschickt und hinten auf die Bilder haben sie alle was Französisches darauf geschrieben und verdeutscht heißt es: Aus Dankbarkeit zum guten Andenken! Und solche Andenken bringt Keiner aus Feindesland heim, der nicht bedacht hat, daß Feinde auch Menschen sind, und daß unser Herr Christus uns angewiesen hat, auch unsere Feinde zu lieben, welches freilich nicht alle Mal leicht ist und nicht Jeder fertig kriegt. — —

Als sie Alle bei Tische recht vergnügt waren, hatten sich mein Fritze und sein Lieschen unversehens entfernt;

jedoch kamen sie bald wieder, aber umgekleidet — in solche Kleider wie vor hundert Jahren oder noch länger hier zu Lande bei den Bauersleuten Mode gewesen sind. Und dann haben sie Beide einen Tanz aufgeführt, das war der Siebensprung, von dem der Bräutigam vordem im Fieber so viel gesprochen hat."

— Der Siebensprung? — fragte ich verwundert, — der richtige Siebensprung? —

„Der ganz richtige Siebensprung! Wissen Sie, mein Fritze hat alle die Dörfer ringsum abgesucht, ob er keinen fände, der den Siebensprung noch kennt; und zuletzt haben sie ihn nach einer alten Mühle gewiesen, die liegt dicht jenseit der hannoverschen Grenze im Walde versteckt und ist, wie die Leute sagen, schon seit der alten Heidenzeit vom Vater auf Sohn vererbt. Und die Müllersleute haben die Wissenschaft von dem Siebensprung immer mitvererbt. Und mein Fritz hat sie so lange gequält, bis sie es ihm gelehrt haben. Er für seinen Theil hat es dann Lieschen gelehrt. Für das Frauenvolk ist der Tanz nicht allzuschwer, aber für den Mann, von wegen der hohen Sprünge, dieweil die schweren Tänze sonst ganz abgekommen sind. Und Fritz sagt, derjenige, der den Tanz heut zu Tage aufführen will, müßte schon ein tüchtiger Turner sein. Aber das Halloh können Sie sich denken, als Fritz und Lieschen mit dem richtigen Siebensprung auftraten!"

Ich erkundigte mich, wie es Fritz Schulz ginge, und ob er nicht die Feiertage nach Hause käme.

„Ich denke, er wird heute vor dem Mittagbrot ein=

treffen," erwiderte mir seine Mutter, „und es geht ihm gut. Er und seine Freunde sind noch immer kreuzfidel von wegen der Nachwahl zum Reichstage, die in unserm Kreise so gut ausgefallen ist, — weil sich mit einem Male eine große liberale Mehrheit herausgestellt hat, gerade umgekehrt wie vor einem Jahre. Was das für ein Leben war, davon können Sie sich keine Vorstellung machen."

— Kann es mir denken. Aber was treibt Fritz jetzt? —

Bevor mir Frau Schulz Antwort gab, stürzte Troll mit großen Freudensprüngen in die Laube und dann wieder hinaus.

„Da haben wir's!" sagte Frau Schulz. „Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit. Fritz ist gekommen, Troll hat ihn eben angesagt."

Wirklich war Fritz da, und bald darauf kam mit ihrem zukünftigen Schwiegervater, dem würdigen Schulzen Schulz, das blonde Lieschen Hansen aus der Kirche, und es ist eine Freude, die beiden jungen Leute zu sehen und mit ihnen sich zu unterhalten. Fritz ist seither als Gutsverwalter im Dienst des Doktor Fröhlich gewesen, und Lieschen hilft in der Regel ihrer zukünftigen Schwiegermutter in der Wirthschaft, daneben verkehrt sie auch viel auf dem Edelhofe von Wischendorf bei Frau Röschen von Uchtenhagen. Fritz hatte wichtige Nachrichten im Sack. Doktor Fröhlich wolle, er solle spätestens im Herbst heirathen und die selbstständige Bewirthschaftung von Vielitz übernehmen. Wenn dies ein paar Jahr gut gegangen sei, beabsichtige der Doktor, ihm das Rittergut zu verpachten.

„Ja, Fritze," — sagte Mutter Schulz, als er in der Hinterstube diese Enthüllung gemacht hatte, „denn hilft das nichts, denn werdet Ihr wol freien müssen. — — Oder ist Lieschen dawider?" setzte sie neckend zu Lieschen gewendet hinzu.

Lieschen wurde feuerroth und sagte kein Wort. Aber sie hat sicherlich nichts wider das Freien, und sie wird eine allerliebste schmucke Frau werden. Ich für meinen Theil habe versprochen, wenn ich eingeladen werde, zur Hochzeit zu kommen, und ich werde gewiß nicht ausbleiben, — schon von wegen des Siebensprungs, den ich nur dann zu sehen bekommen soll, aber dann ganz bestimmt, — so haben mir es Fritz und Lieschen zugesagt.

Als wir dieses abgemacht hatten, bekam Frau Schulz einen neuen Einfall, mit dem sie sich an ihren Mann wendete: „Eigentlich könnten ja unsere beiden Jungen auf einen Tag heirathen. Was meinst Du dazu Vater? — Sie wissen doch," sagte sie nun zu mir, ohne von Vatern eine Antwort abzuwarten, „daß mein Peter, der alte Junge, sich endlich auch eine Liebste angeschafft hat. Ich dachte schon, er würde keine mehr kriegen. Er ist über dreißig alt. Aber nun soll es schnell gehen und Ende August vor der Kartoffelernte soll die Hochzeit sein, und Vater übergiebt ihm dann den Ackerhof und wir behalten den Krug."

Ich sagte, ich wüßte es schon und der Schulze Schulz, der in seiner Amtswürde und nach allen den vielen Ereignissen der letzten Jahre die frühere Murrköpfigkeit etwas abgelegt hat, kam nach langem Besinnen zu der Mei=

nung, es werde nicht angehen, die beiden Jungens auf einen Tag heirathen zu lassen, denn es sei wider Herkommen und Brauch, noch dazu, da Peters Braut nicht in Siedenmorsleben wohne.

Frau Schulz sagte nichts dazu, aber ich meine, wenn sie es sich vornimmt, wird sie ihren Gatten schon zur entgegengesetzten Meinung bekehren; denn was sie ernsthaft will, wird sie gewiß bei ihm durchsetzen, — gerade wie das Gensdarmen-Ansagen, welches sich bei dem Nachfolger des biederen Greiff bis heutigen Tages ausgezeichnet bewährt hat.

Fritz Schulz versprach mir, mich am Nachmittag nach Wischendorf zu begleiten. Demnach konnte ich es nicht ablehnen, zu Mittag im Siedenmorsleber Krug zu verbleiben. Und eigentlich ließ ich mich dazu gern nöthigen; denn ich wußte im Voraus, der Festtagsbraten mit Zubehör werde mir bei Frau Schulz ganz vortrefflich schmecken.

Leid that es mir, daß die Frau Kanzlistin nicht da war. Sie kommt jetzt, wie ich vernahm, sehr selten nach Siedenmorsleben, denn sie hat wieder einen Herrn Juristen.

Und was für einen! sogar einen Kreisrichter, einen ordentlichen fest angestellten Kreisrichter. Zur Frau Schulz hat sie gesagt: „„Mein Herr Kreisrichter sind ein ganz charmanter Herr Kreisrichter, — aber unser Herr Assessor sind es nicht.““

Wir lachten alle, als uns Frau Schulz diesen Ausspruch in ergötzlichem Hochdeutsch vortrug. Fritz Schulz aber erhöhte die allgemeine Heiterkeit, er fand treffend

das Seitenstück zu dem Ausspruch der Frau Kanzlistin in einem Verse eines bekannten Liedes und sang denselben unter Nachahmung der Manieren der guten Frau vor:

Bist mein liebes Mädchen, bist mein schönes Mädchen,
Aber mein Mädchen bist Du nicht!
Tria tri trallala,
Tria tria tri trallala,
Bist mein liebes Mädchen, bist mein schönes Mädchen,
Aber mein Mädchen bist Du nicht!

„Nein, Fritze, nun hörst Du auf! Das ist schlecht von Dir, Hanswurst! — Das alte Wurm steht an Gutheit weit über uns alle, hat ihre jungen Jahre bei ihrem alten kränklichen Mann verbracht, und nun ist sie seit 30 Jahren Wittfrau und mußte sich manchmal kümmerlich genug durchschlagen, und Kinder hat sie gar nicht gehabt und auch keine fremden Kinder groß gezogen, — und doch so herzensgut gegen alle Menschen! Das macht ihr so leicht keiner nach! Und was ihre Herren Juristen sind, die sie, einen wie den andern, mit treuer Mutterliebe gepflegt hat, — darunter hat es manchesmal, wenn's erlaubt ist, recht garstige Bengels und recht leichtsinnige Schlingels gegeben, — die es gar nicht verdienen, und hat sie einem Einzigen jemals was anderes als Löbliches nachgesagt? — Nein, vor so einer herzensguten Frau muß Jedermann Respekt haben!"

Frau Schulz sprach diese warme Anerkennung in wirklich rührender Weise aus, ihr selbst trat eine Thräne ins Auge und dem guten Lieschen, die so lustig gelacht hatte, standen die beiden schönen blauen Augen voll

Wasser und selbst mir wurde es heiß um die Augen. Aber Fritz streichelte seine Mutter über das Gesicht und sagte:

„„Hast recht, liebe Mutter, und wir haben allesammt Respekt vor der Frau, und ich würde ihr alles zu Gefallen thun, was ich ihr an den Augen absehen könnte und nächst Dir, liebe Mutter, kenne ich keine bessere Frau, — aber wenn sie hier wäre, so würde sie selber lachen, wenn ich mich vor sie hinstellte:

Bist mein liebes Mädchen, bist mein schönes Mädchen,
Aber mein Mädchen bist Du nicht!““

Und das sang der Krauskopf, der echte Sohn seiner Mutter, die ebenfalls nur Lustigkeit leiden mag, mit zierlichem Tänzeln und schiefgehaltenen Haupte und im zimperlichen Tone der Frau Kanzlistin; — wahrhaftig, es war zum Todtlachen und selbst Lieschen und Frau Schulz lachten mitten zwischen den Thränen der Rührung. Aber Frau Schulz erholte sich am schnellsten, und sie drehte sich zu mir herum und sagte, mit Geringschätzung auf ihren Herrn Sohn deutend:

„Nun, sehn Sie selbst, — das will freien! — und hat nichts wie Dummheiten im Kopf!“

Nach Tische ging ich mit Fritz Schulz zunächst auf den Königshof. Den alten König trafen wir in gewohnter Tracht, in der Hausjacke, mit hölzernen Pantoffeln und dem Pfeifenstummel im Mund; sein Gesicht war noch runzliger geworden, und die klugen Fuchsaugen rollten noch lustiger umher, als früher. Beide erzählten spaßhafte Wahlgeschichten in Menge, und König war

stolz, tüchtig mitgewirkt zu haben zum Siege seiner Partei. Uebers Jahr bei den Landtagswahlen müßte es noch besser kommen, und dann müßte die Altmark wieder ganz „ehrlich“ werden.

— Ehrlich? — fragte ich verwundert.

„Ja, ehrlich!“ sagte er, „ist das nicht ein unehrliches Spitzbubenspiel, wenn die Leute sich feudale Abgeordnete wählen, und weiß doch jeder, daß die Feudalen in der Altmark blos ein kleines Häufchen sind?“

Fritz Schulz war weniger siegestrunken wie Jener: „„Nun ja,““ sagte er, „„wir haben einige Ursache, ein wenig stolz zu sein, — wir gerade hier in diesem Winkel, weil wir immer den Städtern versichert haben, die Wahlen würden umschlagen, wenn die liberale Partei nur in Aufklärung der Wähler ihre Pflicht und Schuldigkeit thun wolle. Allein das eine muß ich doch gestehn: Was ich bei dieser Wahlbewegung zu sehn und zu hören bekam, hat mir bewiesen, wie weit die Meisten noch zurück sind. Man sieht, daß unsere Schulen seit langer Zeit nicht besser geworden sind. Gebhard Bremse und ich sind mit dem Doktor Fröhlich überein gekommen, wir wollen uns auf die landwirthschaftlichen Vereine stürzen, und versuchen, ob wir durch diese nicht auf eine bessere Volksbildung einwirken können.““ —

In Wischendorf besuchten wir Gebhard Bremse und dann den Hansenhof. Der treuherzige Hans Hansen und seine Frau, — noch früher als Franz Dowat seine Anntrin, hat er seine alte Liebe geheirathet, — empfingen uns mit herzlicher Gastfreundschaft. Frau Marie-Lies Han-

sen hat sich in dem spät über sie gekommenen Glücke zu einer stolzen üppigen Schönheit herausgemacht, aber sie ist demüthigen Sinnes, trägt ihren Hans auf Händen und pflegt den ins Altentheil gegangenen Hennig Hansen wie eine Tochter. Hennig Hansen ist nicht blos genesen, sondern es scheint, als ob ihm jene Hammerschläge auf den harten Schädel die Neigung zur Schwermuth herausgeklopft hätten. Er sitzt stillvergnügt in seinem freundlich und bequem belegenen Altentheilshause und hat es besonders gern, wenn ihn der alte König besucht und ihn mit spaßhaften Geschichten unterhält.

Während ich mich bei dem jungen Ehepaare in der Stube befand (Fritz Schulz hatte sich bereits verabschiedet, um im Dorfe noch weitere Besuche zu machen), trat ein älterer Mann, der mir wie ein Tagelöhner aussah, in die Stube und hing einen Schlüssel an ein Schlüsselbrett.

Er kam mir bekannt vor, doch würde ich auf ihn nicht geachtet haben, wenn er mir nicht, sobald er mich sah, anscheinend mit einem gewissen Erschrecken, in auffälliger Weise den Rücken zugekehrt hätte. Nachdem er das Zimmer wieder verlassen hatte, fragte ich den Hofwirth nach ihm.

„Kennen Sie ihn nicht wieder?“ entgegnete Hansen lächelnd, „ei, Sie müssen doch Christoph Sauer aus Riembeck gut gekannt haben?“

— Christoph Sauer, den berüchtigten Spitzbuben?—

„Denselbigen!“

— Richtig, der war's, — erwiderte ich nach einigem Ueberlegen, — aber wo kommt er her? —

„Ich will es Ihnen erzählen, ich weiß, Sie sagen

es nicht weiter. In Wischendorf kennt ihn, abgesehen von meinem Hofe, Niemand als der Schulze und der Herr Baron, und die sind verschwiegen. Christoph Sauer hat sich dazumal vor dem Kriege, als ich schwermüthig und gemüthskrank ins Gefängniß gesetzt wurde, so gut gegen mich bewiesen, daß ich es ihm nimmermehr vergessen werde. Vielleicht hätte ich mir ein Leids angethan, wenn er nicht gewesen wäre und mich auf andere Gedanken gebracht hätte. Er ist darauf ins Zuchthaus zurückgeliefert, wo er von 15 Jahren Strafzeit noch 9 Jahre abzumachen hatte. Als ich nun im vorigen Jahre aus dem Kriege zurückkehrte, habe ich mich gleich nach ihm erkundigt, aber ich konnte ihm nicht helfen. Wenige Wochen später aber passirte es, daß im Zuchthause unter der schlimmsten Sorte eine Verschwörung stattfand und ein gewaltsamer Ausbruch versucht wurde. Christoph war nicht unter den Verschworenen. Allein er war gegenwärtig, als es zur Ausführung kam. Blos ein Aufseher mußte niedergeschlagen werden, dann wäre Alles gelungen. Und Christoph, der selbst so oft ausgebrochen ist, hätte gewiß seine Kumpane nicht gehindert, sich die Freiheit zu verschaffen, allein daß ein Mann, der seine Pflicht erfüllt, darum getödtet werden müßte, wollte ihm nicht einleuchten. — Und noch dazu dieser Aufseher, der ein gerechter und menschenfreundlicher Mann war. Darum hat Christoph sich dazwischen geworfen und hat sein eignes Leben aufs Spiel gesetzt, um den Aufseher zu retten, und es ist ihm gelungen; aber er selbst hat fürchterliche Wunden davongetragen und ist kaum von ihnen genesen. Sie

können sich denken, daß sich der Zuchthausdirektor nun für ihn verwendet hat. Darauf sind ihm von den 8 Jahren, die er noch hatte, $6\frac{1}{2}$ Jahre erlassen, und es blieben ihm noch $1\frac{1}{2}$ Jahre. Aber ihm selbst war gar nicht wohl dabei zu Muth. Denn seit jener Zeit hatte er es im Zuchthause sehr gut, und er hat sich auch früher im Zuchthause stets ordentlich betragen, und jetzt war es ihm Ehrensache, sich ganz tadellos zu führen; denn jedweder Mensch hat sein bischen Ehre, und es ist blos eine schwere Kunst, es richtig herauszufinden und ihn danach zu behandeln. Also nun sah er mit Bangen der Zeit entgegen, wo er frei würde. Draußen, sagte er sich, werde ich doch wieder schlecht; denn ich stecke zu tief in den bösen Angewohnheiten, und wenn ich auch anders wollte: wenn einen Jeder für einen Spitzbuben ansieht und wie einen Spitzbuben behandelt, so bleibt einem nichts übrig, als es zu werden. So dachte er, und er hat es mir oft genug erzählt."

— Und darin hat er nicht Unrecht. —

„Nun haben Sie aber im deutschen Reichstage ein Gesetz gemacht, wonach einer, der $\frac{3}{4}$ seiner Strafzeit abgesessen und sich gut geführt hat, vorläufig auf Widerruf entlassen werden kann. Ich meine, es ist ein gutes Gesetz. Meinen Sie nicht auch?"

— Gewiß, gewiß! —

„Der Zuchthausdirektor hatte Sauer'n angeboten, er wollte auf diese Manier seine Entlassung beantragen. Aber Sauer wollte es nicht, weil in dem Fall, wenn Widerruf eintritt, die Zeit der Freiheit nicht angerechnet

wird und er zu sich selber kein Zutrauen hatte. Da erfuhr ich davon, und da habe ich mit meiner Frau die Sache besprochen und sie war gleich einverstanden. Ich habe mir den alten Burschen aus dem Zuchthause geholt und als Tagelöhner in das Tagelöhnerhaus gesetzt. Seit vier Monaten ist er hier und ich denke, er wird sich halten, und wenn er das thut, so kann ich keinen Tagelöhner kriegen, auf den ich mich mehr verlassen könnte, als auf ihn. Fragen Sie meine Frau und Greten, ob's nicht so ist und ich hoffe, Sauer wird wol all sein Lebstage im Hansenhofe bleiben."

Ich drückte dem guten Hans die Hand: Sie sind ein braver Mann, Herr Hansen. —

„Ach, sagen Sie so was nicht, es ist kein Verdienst für mich dabei, es ist ja reiner Profit für mich, wenn ich ihn nicht fortlasse." Und er lachte verlegen.

— Schadet nicht, Herr Hansen, — wenn wir rechtschaffen handeln und schlagen es nicht an die große Glocke, so thun wir es gemeiniglich nur um den Profit, und wäre es auch blos um den Profit, den wir mit Keinem zu theilen brauchen, und den uns Keiner nachrechnen und vor der Nase wegschnappen kann, um den Profit eines guten Gewissens. —

Hans lachte, in seinem Auge glänzte etwas wie eine Freudenthräne.

— Aber sagen Sie, Herr Hansen, was macht denn die alte Grete, die b ö s e Grete, wie sie Fräulein Anntrin immer nannte? —

„O, die ist ganz munter!“ erwiderte er, sein Lachen fortsetzend.

— Ja, Unkraut vergeht nicht! — Die böse Grete! — nicht wahr? das ist auch eine, die alles Rechtschaffene blos um den Profit thut? — fragte ich und stimmte in sein Lachen ein.

„Ja wohl, ja wohl!“ —

— Hat eine gute Brotstelle hier auf dem Hansenhofe und darf sich manchmal sogar das Kommandiren herausnehmen, — da kann einer schon fleißig und ehrlich sein! — Es ist schrecklich, was die Menschen eigennützig sind, — die b ö s e Grete! —

„Ja, es ist schrecklich,“ stimmte Hans ein und dies Gespräch mußte ihm sehr lächerlich vorkommen, denn er lachte zuletzt so krampfhaft, daß ihm die dicken Thränen aus den Augen liefen. Er war so glücklich und zufrieden, der gute Hans.

Frau Marie-Lies Hansen hatte uns allein gelassen, als ihr Mann die Geschichte von Christoph Sauer begann; sie mußte nach dem Kaffee sehen. Als Hans ausgelacht hatte, sagte ich ihm: Nun Spaß bei Seite, Herr Hansen, wo ist die böse Grete, wiedersehn möchte ich sie trotz alledem. —

„Wir können sie suchen! ich denke, sie ist im Grünhof mit den Kindern.“

— Mit den Kindern? mit welchen Kindern? —

„Ach, das wissen Sie auch noch nicht? — Meine Frau hat die Kinder so lieb und ich mag Kinder auch ziemlich leiden, und da haben wir ein kleines Mädchen

von drei Jahren zu uns genommen, welches Doktor Fröhlich, der ein mitleidiges Herz besitzt, irgendwo aufgelesen hat. Und meine beiden Halbbrüderchen, Ernstchen und Stoffelchen, sind manchmal ein paar Tage lang hier und Grete hütet dann alle drei."

In dem Augenblick kam Jemand aus dem Dorfe, der Hans Hansen sprechen wollte. Er hatte fast Lust, ihn abzuweisen, weil er Besuch hätte. Ich aber sagte ihm: Lassen Sie nur! ich weiß ja Bescheid und suche mir die Grete; ich habe so wie so noch Allerlei mit ihr zu sprechen. —

Ich ging in den Garten. Hinten in demselben auf an einem schattigen Rasenfleck traf ich die ganze Gesellschaft: Grete mit den drei Kindern, — bei den beiden flachsköpfigen Zwillingsjungen mit den hellen blauen Augen ein zierliches, schwarzlockiges und schwarzäugiges Mädchen. Die Jungen waren blöde und wollten sich verkriechen. Das Mädchen war ein wenig dreister, sie steckte den Kopf nicht fort, sondern sah mit scheuen Augen nach dem fremden Mann.

— Wie heißt Du, Kleine? — fragte ich und reichte ihr die Hand.

„„Mathilde Schild,““ sagte sie und machte einen zierlichen Knix.

Grete war erfreut, mich zu sehen.

„Das ist recht," sagte sie, „daß Sie sich auch mal wieder blicken lassen; sie waren Alle schon falsch auf Sie. Altmärkisch Blut treibt doch sonst immer wieder nach der Altmark zurück."

— Ja, länger konnte ich's auch nicht in der Fremde aushalten, — aber daß Sie, Frau Grete, drei Kinder zu hüten haben, dachte ich nicht, das ist ja noch schlimmer als ein paar Dutzend Gänsekücken! —

Grete lachte mit breitem Munde.

„Gänsekücken? Das wäre leichte Arbeit. Nein, manchmal sind sie beinahe so schlimm, als ein Scheffel Flöhe."

— Und ein fremdes Kind ziehen Sie auf? und weiß Keiner, wem's angehört? —

„Ja, das sagen Sie mal," erwiderte Grete, „die kleine Dirn ist ein bischen wild, und plattdeutsch schnacken muß sie erst lernen. Aber sonst ist sie gut und ist ein armes Waisenkind. Ihre liebe Mutter hat sie gar nicht gekannt, und getraut ist die nicht gewesen, und was der Vater war, der hat sich zwar der Dirn angenommen, aber er mußte sie bei fremden Leuten austhun; und als sie eben: Lieber Vater! sagen konnte, da ist er auch gestorben. So erzählt der Doktor Fröhlich. Weiß der Himmel, wo er sie aufgegabelt hat; aber für unsere Frau ist es eine Freude, ihm mal was zu Gefallen thun zu können, und sie hält die Dirn, als wär' sie ihr eigen."

— Der Doktor giebt doch aber Kostgeld? —

„Nun freilich, anders thut er's nicht, und das muß seine Ordnung haben, denn umsonst ist der Tod. Und das Kostgeld wird auf die Sparkasse getragen, jeder Groschen davon. Und wer es zuletzt bekommt, weiß ich nicht; mich däucht, auf dem Hansenhof wird's nicht länger bleiben, als die Dirn selber, und wenn sie groß ist

und weggeht, wird sie das Kostgeld mit den Zinsen wol mitnehmen."

— Aber, wenn die Frau eigene Kinder bekommt, wird sie gewiß das Kostkind nicht behalten. —

„Doch, doch, das behalten wir. — Das erste Kind erwarten wir, wie unsere Frau sagt, zu Michaelis. Und der alte Junge wird ja wol, wenn ich recht lang leben sollte, mein letzter Herr auf dem Hansenhof sein, und ich hab' unserer Frau gesagt: das wird nicht anders, den muß ich mir auf die Art großfüttern, daß ich's im Alter gut habe."

— Das ist vernünftig, Frau Grete, — entgegnete ich — auf seinen Vortheil muß der Mensch immer bedacht sein. Aber wie, wenn das kleine Kind kein Junge, sondern blos ein kleines Mädchen sein wird? —

„Nein," sagte Grete mit völliger Sicherheit, „so was kommt auf dem Hansenhof nicht vor; da ist das älteste immer ein Junge."

— Wahrhaftig? im Ernst? —

„Versteht sich, Lügen werde ich Ihnen doch nicht verzählen? Der alte Großvater, der schon die langen, langen Jahre todt ist, hat es oft gesagt. Seit tausend Jahren und darüber, und viele hundert Jahre früher, ehe der Edelmann ins Dorf kam," — und dabei wies sie mit dem Daumen seitwärts auf den Edelhof — „haben Hansens auf dem Hansenhof gesessen und haben den Hof im Mannsstamm vererbt und das älteste ist immer ein Junge gewesen. Und bei dem Herkommen muß es bleiben."

— Ja wenn's so ist, dann wird's dabei wol bleiben. Aber, wie steht es denn auf dem Edelhof? Gut? —

„Von wegen der Nachkommenschaft? — sie erwarten, wie ich vernommen habe, im Oktober was; und wenn es wirklich ein Junge sein sollte, ist er doch unserm Prinzen nach; in den Jungens war der Hansenhof immer dem Edelhof vorauf. Und so muß es bleiben."

— Ja, so muß es bleiben, — aber von wegen der Nachkommenschaft meinte ich eigentlich nicht. Ich meinte, wie es sonst aussieht. —

„Oh, gut, recht gut. Der junge Baron ist gar nicht wie ein Edelmann und zu unserm Herrn ist er wie ein Bruder, und was die junge Frau ist, das ist ein Engel, ein leibhaftiger Engel, wenn auch nicht so spaßig, wie das wilde Anntrinchen war." — —

Gegen Abend ging ich auf den Edelhof. Achaz von Uchtenhagen und seine kleine Frau Röschen von Uchtenhagen hatten Besuch. Ein alter Kamerad des ersteren, ein Reservelieutenant vom Magdeburgischen Kürassierregiment, war da. Ich erkundigte mich bei Letzterem nach der berühmten Trompete von Vionville.

„„Ei —, die ist ganz munter,"" erwiderte er, „gleich nach Vionville ist sie gehörig ausgeflickt. Ihr tapferer Besitzer, der Trompeter Pinkepank, hat zum Einzuge des Regiments in Halberstadt darauf so lustig geblasen, daß er allgemeine Bewunderung erregte.""

Frau Röschen war so liebenswürdig, mir auf meine Erkundigung nach Frau Anntrin Dowat, geborene von Uchtenhagen, die genaueste Auskunft zu geben. Als ich

nicht blos zu wissen wünschte, wie es ihr und ihrem Gatten in Straßburg ergehe, sondern auch, was sie über die Stimmung der Bewohner des Reichslandes und die politischen Aufgaben der Reichsregierung und des Reichstages in betreff desselben urtheilten, — da holte sie das Packet Briefe hervor, welches sie von Anntrin empfangen hatte.

„O, Anntrin ist klug und sie hat öfter über dergleichen ausführlich geschrieben; ich muß nur erst die Briefe wieder heraussuchen. — — Hier haben Sie gleich Nummer 1, lesen Sie gefälligst von dieser Stelle an.“

Ich las wie folgt:

„Ihr wollt wissen, wie sich die Verdeutschung des französisch gesinnten Elsaß vollziehen werde? Die Frage ist keineswegs leicht zu beantworten. Doch ist man in unserer Kolonie deutscher Juristen der festen Ueberzeugung, es werde weit schneller gehen, als es heute den Anschein hat. Wir Frauen sind in vieler Beziehung angenehm überrascht. So hieß es allgemein, die Handwerker und Kaufleute seien gegen die Deutschen unhöflich und grob, und die Frauen der Beamten setzten sich, wenn sie die Läden besuchten, der Gefahr, beleidigt zu werden, aus. Aber keine Spur davon! Meine Kolleginnen vom Niederrhein und anderen nicht gerade durch Zuvorkommenheit seiner Bewohner ausgezeichneten Gegenden sind entzückt über die Liebenswürdigkeit der hiesigen Geschäftswelt. —

Eine reizende Geschichte passirte mir selbst vorgestern.

Die Hausfrauen gehen hier Morgens in eigener Person auf den Wochenmarkt, ihre Einkäufe zu machen; ich, die Muster-Hausfrau, wie Franz mich titulirt, bleibe natürlich nicht zurück. Vorgestern gehe ich in Begleitung meines Küchenmädchens hin und stecke mir, in der Absicht, eine Gans zu erstehen, neben kleiner Münze, ein Fünffrankenstück ein. Soviel pflegt nämlich dieser Vogel gerupft und ungebraten zu kosten, — ein Beispiel, daß der Ruf furchtbarer Theuerung, in welchem die wunderschöne Stadt steht, ein ebenfalls unverdienter ist. Auf einer Seite des Marktes sitzt eine Reihe Elsässischer Bauerfrauen mit ihren Gänsen. Von einer alten, recht gut und recht deutsch aussehenden Frau kaufe ich auch glücklich meine Gans für fünf Franken. Nach Hause zurückgekehrt, zeige ich Franz, der eine gefährliche Neigung zum Topfkucker verräth, mein liebliches Eigenthum und lasse mich als deutsche Hausfrau bewundern. Bei der Gelegenheit untersuche ich mein Portemonnaie, — und o Entsetzen! das Fünffrankenstück leuchtet mir entgegen. Ich habe vergessen, die Gans zu bezahlen, und die alte Frau hat vergessen, mir Bezahlung abzufordern. Mein Schrecken war nicht gering. Der böse Franz lachte mich noch aus: Uebermorgen steht es in den Pariser Blättern: „Wenn die Preußen die Stutzuhren nahmen, so nehmen jetzt im unglücklichen Elsaß die Preußinnen die Gänse." Voller Angst für meinen ehrlichen Ruf, eile ich zum Markt zurück; der Markt war fast zu Ende, — wie, wenn die alte Frau schon fort wäre? Aber nein, ich erblicke sie bereits von Weitem; sie befindet sich in einem

dichten Haufen Elsässischer Bäuerinnen, im eifrigsten Gespräch. Gewiß klagt sie denen ihre Noth, denke ich. Sie dreht mir den Rücken zu und bemerkt mich erst, als ich ganz nahe bin. Sofort wendet sie sich triumphirend an die anderen und ruft in heller Freude: „Hab' ich's nit gesagt, es war eine dütsche Madame und die dütschen Madamen sind alle ehrlich! Da ischt die dütsche Madame schon!" Wenn Du bedenkst, daß im Munde dieser Bauerfrauen die deutsche Madame nichts anderes bedeutet, als die aus dem Reiche eingewanderte deutsche Beamtenfrau im Gegensatz zu den heimischen Straßburgerinnen, so wirst Du Dich nicht darüber wundern, daß mich dieses Attest meiner Ehrlichkeit höchlich erfreute. Ich höre freilich Achaz laut lachen, daß seine Schwester, eine geborne Reichsfreiin von Uchtenhagen, stolz darauf ist, daß man ihr einen Betrug um $1^1/_3$ Thlr. nicht zutraut! —

Die Gattin eines unserer „Kollegen" hat hier Verwandte, indem ihre Mutter eine Straßburgerin war. Die Herren Vettern sind Kaufleute aus einer alten Straßburger Familie, gute elsässische Deutsche, aber vor der Hand wüthende Franzosen. Unser Kollege ist jüngst mit diesen Vettern, denen er eine Antrittsvisite gemacht hatte, wieder einmal zusammen gewesen und meint, bei ihnen einen Fortschritt entdeckt zu haben. Ihr Groll ist im Abnehmen, — denn sie machen ihm nur noch Luft in harmlosen Spöttereien über die schlechte französische Aussprache deutscher Beamten und über den Mangel an Geschmack in der Toilette deutscher Beamtenfrauen! —

Was mich anbelangt, so steht der Geschmack, den ich

in meiner Kleidung entwickele, über alle Kritik erhaben da, — nicht blos nach dem Urtheil meines verliebten Gatten und meines Spiegels, sondern auch nach dem einstimmigen Zeugniß unparteiischer Sachverständigen. Franz neckt mich deshalb, indem er mich einen unentbehrlichen Faktor deutscher Annexionspolitik nennt, oder meinen reizenden Winterhut beschuldigt, reichsländische Herzen für Bismarck erobern zu wollen und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Es ist schrecklich, wenn man einen so verliebten Mann besitzt! Du weißt davon auch ein Lied zu singen, mein kleines liebes Röschen!

Nun habe ich genug Straßburgisches erzählt. Grüße Achaz und sag' ihm — — doch nein! sag' es ihm lieber nicht; ich wollte ihn nemlich eben necken, ob er mir auch zu Neujahr eine gründliche und gediegene Rechnung über unsern gemeinschaftlichen Besitz lege, — „Du weißt, ich bin majorenn!“ — Da kommt Franz und belehrt mich mit seiner ledernen Juristenweisheit, daß bei Verwaltungen von Landgütern nicht am Schluß des Kalenderjahres, sondern stets am Schluß des Wirthschaftsjahres — ich weiß nicht, ob am 1. Juni oder 1. Juli — Rechnung zu legen sei. Also mit dieser Neckerei war es wieder nichts. Lebt wohl und behaltet lieb Eure nicht mehr wilde, sondern durch ihren Gatten gezähmte Anntrin Dowat.“

„„Nicht wahr? lustig genug schreibt sie, meine wilde Schwägerin, auch als Ehefrau?““ sagte Frau Röschen.

Ich stimmte ihr bei und fragte sodann: Was sollen die Bemerkungen am Schluß des Briefes über die Rechnungslegung besagen? Hat sich Ihr Herr Gemahl mit seiner Schwester nicht über die Güter auseinandergesetzt? —

„„Nein, gar nicht,““ erwiderte Frau von Uchtenhagen, „„Anntrin meinte, wenn er richtig in zwei Hälften theilen wollte, wäre es grundverkehrt und mit geringem Annahmepreis wollte sich Achaz nicht einverstanden erklären. Zuletzt lachten sie sich gegenseitig aus und machten ab, es sollte beim Alten bleiben, ihre beiderseitigen Ehegatten ginge die Sache nichts an und sie würden künftighin, wie bisher, mit einander fertig werden.““

— Und was sagten, wenn ich mir die Frage erlauben darf, die beiderseitigen Ehegatten dazu? —

„„Wir mußten mitlachen, und konnten dies um so eher, als weder Franz Dowat noch ich an künftige Nahrungssorgen glauben.““

Dagegen ließ sich nichts erinnern. Der Brief der klugen Anntrin vom Dezember 1871 hatte mich nach mehr schriftstellerischen Erzeugnissen derselben Verfasserin begierig gemacht. Frau von Uchtenhagen meinte indessen, später habe Anntrin nicht so ausführlich über dortige Zustände berichtet. Nach einigem Suchen fand sie noch einen zweiten Brief heraus.

„„Hier ist noch ein Brief, der für Sie Interesse haben dürfte, vom März dieses Jahres. Der Anfang enthält Untergeordnetes. Beginnen Sie hier!““

Ich las wie folgt:

„Die Briefe, welche Franz von Onkel Franz und von seinen politischen Freunden über den Ausfall der Nachwahl zum Reichstage in Eurem Kreise erhalten hat, haben ihn gewaltig aufgeregt. Die glänzende Mehrheit, mit welcher die vor einem Jahre unter umgekehrtem Zahlen-Verhältniß geschlagenen Liberalen gesiegt haben, ist ihm ein Zeugniß, daß sich in der Masse des norddeutschen Volkes der Umschlag der Meinung vollzieht, den Jeder erhoffen muß, der die freiheitliche Entwickelung unserer Nation anstrebt.

Nota bene, wundere Dich nicht, liebes Röschen, wenn ich so gediegene politische Redewendungen niederschreibe. Wenn ich Dir berichte, was mein Mann politisirt, so muß ich seiner Ausdrucksweise folgen, wozu ich sonst als eigenwillige Frau — „Du weißt, ich bin majorenn“ — selten Lust verspüre. Also weiter:

Wir haben die Siegesnachricht mit einer Flasche guten Rheinweins gefeiert, — denke: wir beide allein, und haben die Altmark leben lassen und waren kreuzfidel. Franz, der sonst in einer manchmal unausstehlichen Weise alles Planisiren haßt und selbst auf Gespräche mit seiner getreuen Ehehälfte über das, was wir im nächsten Jahre thun werden, niemals eingeht, Franz ließ sich heute durch die kluge Anntrin verleiten, von der Zukunft zu sprechen. Da habe ich ihm nun entlockt, daß er nur wenige Jahre elsässischer Reichsrichter zu bleiben gedenkt. Dann, meint er, seine Pflicht und Schuldigkeit gegen diesen widerwilligen Theil der deutschen Nation erfüllt zu haben und getrost nach dem Norden zurückkehren zu können.

Natürlich möchte er sich dort sofort in das politische Treiben hineinstürzen und, wenn irgend möglich, Land- tags- und Reichstags-Abgeordneter werden. Als er mir dies Geständniß ablegte, habe ich ihm Beifall ge- zollt. Denn so schön es hier auch ist, mich hier so heimatlich wie im Norden zu fühlen, werde ich nicht er- lernen. Und dann habe ich ihm meine eigenen Zukunfts- träume enthüllt:

Siehst Du, Franz, sagte ich, wenn wir nicht in drei bis fünf Jahren gen Norden zurück pilgern, würde sich bei mir das Heimweh nach der Altmark einstellen; dieses ist weit schlimmer, als das Heimweh der Schweizer, von dem so viel gefabelt wird. Inzwischen werden wir ja die guten Elsässer mit ihrem herben Geschick, ihrer Nation zurückgegeben zu sein, genugsam ausgesöhnt haben. Meine Sehnsucht wird aber nicht nach den norddeutschen Städten gehen, — nein! nach der Heimath, nach Feld und Wiesen und Wald, nach Pferden und Kühen und nach den einfältigen und klugen Bauern und Bauer- frauen und Bauerkindern, -- und wenn Du ein Sohn meiner geliebten Altmark wärst, würdest Du verstehen, was ein solches Heimweh zu bedeuten hat. Und dann wird Onkel Franz schreiben, jetzt sei die rechte Zeit, öffentlich zu wirken in dem reformirten Kreistage, im Abgeordnetenhause, im Reichstage. Und Achaz wird schreiben, er sei die Gemeinschaft satt, wir müßten uns wegen unseres Grundbesitzes auseinandersetzen. Und wir werden uns nicht lange besinnen und werden der Landgerichtsratherei und dem schönen Reichslande den

Rücken kehren und werden in unserer flachen sandigen Altmark Hütten bauen. Und Franz wird Landmann und Kreistags- und Landtags- und Reichstags-Abgeordneter und wird kein Gehalt mehr in die Tasche stecken, — und wir werden noch glücklicher sein als jetzt, — aber nein, das ist nicht möglich!

Franz machte zu meinen Auseinandersetzungen ein ganz behagliches Gesicht, gab mir einen Kuß und sagte: Hast Du denn gar keinen Ehrgeiz, Anntrinchen, zu hohen Staatswürden emporzusteigen, Frau Präsidentin zu werden oder Frau Wirkliche Geheimräthin? — Aber ich verlachte ihn, denn er weiß recht wohl, daß wir hierin mit einander völlig übereinstimmen. Und ich forderte ihn auf, meine Träume zur Erfüllung zu bringen. Zu einem Versprechen wollte er sich indessen nicht verstehen. „Nein, Anntrin," sagte er, „immer kalt Blut! keine Zukunftsschwärmerei! Vor der Hand haben wir hier Pflichten zu erfüllen, — nach zwei Jahren wollen wir die Sache noch einmal besprechen. Bis dahin: Schweig stille, mein Herz, schweig still!" Da ich nun mit dem bösen Manne über dieses anmuthige Thema nicht plaudern darf, wollte ich Dir wenigstens mein Herz ausschütten, welches hierdurch geschehen ist. Herzliche Grüße von Haus zu Haus! Deine Anntrin Dowat.

Nachschrift. Ich habe Dir noch etwas ganz Geheimes über Deinen Herrn Gemahl mitzutheilen. Franz freut sich, daß der unpolitische Achaz diesmal noch nicht wahlberechtigt gewesen ist. Er meint, sonst hätten ihn doch vielleicht die Junker eingefangen, und dann sei eine

Umkehr schwer gewesen. Nun hofft er, Achaz werde zufolge seines nüchternen verständigen Sinnes und seiner humanen Anschauungsweise in wenigen Jahren bürgerlicher Thätigkeit ein freisinniger Politiker werden, und damit der erste liberale Edelmann der Altmark. Und ich habe hinzugesetzt: Röschen wird dies schon besorgen, sie wird ihn unserer Partei gewinnen, — denn sie steht zu uns! — Mit welchem Vertrauensvotum ich verbleibe in Liebe Deine Anntrin."

Auch dieser Brief gefiel mir und Frau Röschen gestattete mir huldvoll, eine Abschrift von beiden Briefen zu nehmen.

Als ich am Abend spät mit meinen Schätzen nach Siedenmorsleben zurückwanderte, sangen die Koppeln auf der Dorfstraße in Wischendorf das Lied von dem Kuckuk, womit einst am Königshof der tapfere Gensdarm Greiff so geärgert worden war. Wie mochte es ihm gehen? Hatte ich doch ganz vergessen, mich nach ihm zu erkundigen.

Aber die Erkundigung war nicht nöthig. Denn Frau Schulz kam mir schon mit zwei Briefen in der Hand entgegen: „Hier ist was für Sie! — Nachrichten über unsern Freund, den Herrn Gensdarmen-Wachtmeister Greiff, frisch angekommen aus dem Elsaß."

Der Brief Nr. 1 war von Frau Dowat und lautete:

„Meine liebe Frau Schulz!

Ich habe Ihnen etwas Nettes zu erzählen, eine lange Geschichte. Franz kam vorgestern in fröhlicher Stim-

mung vom Landgericht nach Haus und kündigte mir an, daß er über Land eingeladen wäre und zugesagt habe. Und eingeladen hatte uns unser alter Freund Greiff, der jetzige Gensdarmen-Wachtmeister, und zwar nach einem Dörfchen zwei Meilen von hier zu seiner verlobten Braut, einer jungen Gastwirthswitwe. Sie können sich unsere Neugierde denken. Gestern waren wir dort, und ich muß gestehen, daß unsere kühnsten Hoffnungen weit übertroffen sind. In einem freundlichen Wirthshause — „zum fröhlichen Rebmann“ steht auf dem weit in die Straße ragenden Schilde — fanden wir eine junge bildhübsche Frau, geschmackvoll städtisch gekleidet, mit blondem Haar und dunkelblauen Augen. Greiff in feinster Paradeuniform stellte sie uns als seine Verlobte vor. Die junge Frau ist nur zwei Jahre lang mit einem älteren Manne verheirathet gewesen und schon drei Jahre Witwe. In ihrer Wirthschaft sieht es sauber aus und sie ist schnell und resolut und spricht ein niedliches elsässisches Plattdeutsch. Wir haben fein zu Mittag gegessen und guten elsässischen Wein getrunken und uns über das Glück des Brautpaars gefreut. Denn so viel war klar, beide sind sterblich in einander verliebt. Bei Tische haben wir viel von Siedenmorsleben und Wischendorf geredet und auf Ihr und Ihrer Familie Wohl angestoßen. Franz hat der hübschen Witwe den Hof gemacht und ihr den biederen Greiff gerühmt, der sein Lehrmeister im Exerziren und immer ein braver Mann gewesen sei. Nach Tische spazierten wir im Garten umher, Franz mit der Witwe und Greiff mit mir. Da

blieb mein forscher Begleiter mit einem Male stehen und hielt mir eine Standrede, die ich Ihnen so getreu wie möglich wiedergebe:

„„Gnädige Frau Landgerichtsräthin,““ begann er, „„lassen Sie uns ein bischen zurückbleiben. Ich möchte, wenn Sie es erlauben, mit Ihnen was Geheimes diskuriren. Zum ersten, wie gefällt Ihnen meine Zukünftige?““

— Vortrefflich, Herr Wachtmeister, Sie werden ein sehr glücklicher Ehemann! —

„„Nicht wahr? das hoffe ich bestimmt. Und nun zu meiner Bitte. Als ich noch Gensdarm in der Altmark war, habe ich manche Unannehmlichkeiten gehabt, meistentheils von der Politik, und ich verstand dazumal noch nicht gut genug mit der Menschheit zu verkehren, das heißt mit den Civilisten, weil ich so lange Jahre beinahe blos mit Militärs umgegangen war. Doch der Abschied, wie wir Alle in's Feld rücken mußten, war schön und Alles war vergessen. Aber schon vordem und immer gleichmäßig gut gegen mich war die Frau Schulz in Siedenmorsleben und sie hat mir manchen Rath ertheilt, den ich gar nicht gefordert hatte. Und einmal hat sie ein sehr wahres Wort zu mir geredet: Die Pastors und die Gensdarmen müßten verheirathet sein, weil sie sonst bösen Nachreden und Versuchungen ausgesetzt wären, — und sie hat mir gerathen, mich bald nach einer Frau umzusehen und zu diesem Endzweck nicht so grimmig dreinzuschauen und nicht so barsch aufzutreten. Dieses habe ich mir gemerkt und wer weiß, ob ich sonst meine liebe

Braut gewonnen hätte. Denn die preußische Strammheit und Propreté gefällt den elsässischen Frauensleuten zwar weit besser, als die französische Lodderigkeit und Schlodderigkeit, aber wenn ein Mann wie ich es sich nicht merken läßt, daß er auch ein Herz im Leibe hat, und wenn er den Frauensleuten nicht mitunter freundlich und sanftmüthig gegenübertritt, wie soll sich da die Liebe einstellen? Nun habe ich der Frau Schulz einen Brief geschrieben und ihr meine Verlobung angezeigt; aber ich möchte, daß Sie auch ein paar Worte an sie schrieben und gleichzeitig abschickten, damit die Leute dort nicht etwa denken, meine Hortensie, weil sie eine Witfrau ist und weil ich selbst kein Jüngling mehr bin, wäre eine alte Trutschel und ich nähme sie blos, weil sie ein bischen Geld hat, welches bei mir keine Rolle spielt, weil wir gutes Gehalt haben.""

Ich versprach es ihm, liebe Frau Schulz, und ich habe mein Wort eingelöst.

Aber noch eins muß ich Ihnen erzählen. Als wir später in der Stube saßen, schlug die Wanduhr voll, und zwar mit „Kuckuk", gerade wie bei Ihnen in der Stube. Unwillkürlich sah ich meinen Mann an und dann den Herrn Greiff und mein Mann that eben so. Greiff bemerkte es und sagte schmunzelnd:

„Die Kuckuksuhr ist hübsch, nicht wahr? Meine Hortensie liebt die Kuckuksuhr sehr, und darum thu' ich's jetzund auch. Denn, wenn uns erst die Liebe unterjocht hat, fügen wir uns gern dem Geschmack unserer Dame, — nicht wahr, Herr Landgerichtsrath?" —

Nun leben Sie wohl, liebe Frau Schulz, grüßen Sie alle die Ihrigen und Lieschen Hansen und deren Verwandte und Alles, was sonst in Siebenmorsleben unserer freundlich gedenkt.

Ihre ergebenste Anntrin Dowat."

Der Brief Nr. 2 war vom Herrn Wachtmeister Greiff und lautete:

„Hochgeehrte Frau Schulz!

In Erinnerung der Freundlichkeiten, welche Sie mir immerdar erwiesen haben, erlaube ich mir Ihnen anzuzeigen, daß ich seit acht Tagen glücklicher Bräutigam bin. Meine Braut ist eine kinderlose Wittfrau, 22¾ Jahre alt, heißt Hortensie Weber, ist Eigenthümerin eines hübschen Geweses mit Schenkwirthschaft, und, was man so sagt, eine tüchtige Frau. Sobald wir Hochzeit machen, welches bald geschehen soll, verpachten wir die Wirthschaft. Denn auf den Ertrag derselben kommt es uns nicht an; denn hier sind die Gehälter hoch und ich kann eine Frau anständig ernähren. Da ich Ihnen meine Hortensie nicht in Person vorführen kann, so lege ich Ihnen ein photographisches Bild von ihr bei. Hortensie wollte es eigentlich nicht, weil das Bild nicht gut ausgefallen ist; in Natur ist sie, wie ich dreist versichern kann, viel hübscher.

Mir geht es hier recht gut. Der Dienst ist zwar angestrengt, aber befriedigend. Ordre pariren muß jeder Gensdarm, das ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit; aber manchesmal sind die Ordres ange-

nehmer als manchesmal. Denn bei den weniger angenehmen Ordres kann es leicht passiren, daß auf dem Posten sein beinahe so aussieht, wie Leute chikaniren. So zum Exempel bei Wahlgeschichten und andern so zu sagen nicht unerlaubten Sachen. Hier im Elsaß wird vor der Hand noch nicht gewählt. Unsere Stellung ist nicht leicht, weil die meisten Leute sich der deutschen Ordnung nicht gern fügen. Aber das Land haben wir durch unser Blut erworben und es kommt niemals wieder los vom Kaiser und Reich; jetzt gilt es blos, die Menschen zu gewinnen und ihre Herzen zu erobern. Dieses ist für unser eins ein ungewohntes und schwieriges Geschäft. Denn es fordert Geduld und Nachsicht und ein liebevolles Gemüth für die Menschheit. Aber, ich denke, ich habe es an dem richtigen Ende angefaßt, indem, daß ich mir vorerst die Liebe einer einzelnen Elsäßerin erobert habe. Und wenn sie meine Frau ist, wird sie Acht geben, auf daß ich, wenn ich meine Mitmenschen nach Pflicht und Schuldigkeit behandle, doch auch der Liebe nicht vergesse. Grüßen Sie Herrn Schulz und Ihre Söhne von Ihrem dankbaren

Friedrich Wilhelm Greiff,
Gensdarmerie-Wachtmeister."

So weit die beiden Briefe. Frau Schulz holte auch die Photographie vor:

„Sehen Sie das Bild an! ist es nicht ein nettes, reputirliches Frauenzimmerchen? Ich gönne es dem alten Jungen von Herzen. Denn wenn er auch mit-

unter zu weit ging und ein bischen ungeschickt und tapsig war, das giebt sich mit dem Alter, sobald der Mensch verheirathet ist, und dann lag die Schuld öfters an seinen Ordres. Er selbst hatte ein treues Gemüth, und wie richtig hat er es mit einmal herausgefunden, was die ganze Kunst ist für Hoch und Niedrig, für Vornehm und Gering, für Arm und Reich: Handeln nach Pflicht und Schuldigkeit, und seinen Nächsten lieben als sich selbst!“

Als ich wieder zu Hause anlangte und vor der Gewissen meine Beute auskramte, — die Erzählung meiner Erlebnisse in Siedenmorsleben und Wischendorf und die Abschrift vier langer Briefe aus dem Elsaß, da sagte die Gewisse:

— Mein Gott, soll das Alles in das Extra-Kapitel gepackt werden? Kannst Du nichts wegschneiden? —

— Ich glaube nicht. —

— Aber, da wird das Kapitel ja viel zu lang? —

Ich zuckte mit den Achseln: Ich bedauere es selbst, aber es hilft nichts! —

— Dann thu' mir wenigstens den Gefallen und schreibe nicht noch eine lange Nutzanwendung. Die ist auf alle Fälle übrig; eine gute Erzählung bedarf ihrer nicht, und eine schlechte Erzählung wird dadurch nicht gut. —

— Meinethalben ganz ohne Nutzanwendung! —

Und da die Gewisse nun einmal das letzte Wort haben muß, sagte sie noch: Nun mach' fix, sonst kommst Du gar nicht zu

Ende.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Funfzehntes Kapitel.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Parisius, Ludolf

Pflicht und Schuldigkeit Eine altmärkische Geschichte von Ludolf Parisius

Bd.: 3

Hannover (1873)